Glück

Von **Prof. Dr. Hilty**

Dritter Teil

Frauenfeld
J. Huber's Verlag

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

Jeder von den drei Teilen von „Glück" ist einzeln käuflich und bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes.

10.27.25

From the Library of

Professor Benjamin Breckinridge Warfield

Bequeathed by him to

the Library of

Princeton Theological Seminary

BJ 1483 .H65 1899 v.3
Hilty, Karl, 1833-1909.
Gl uck

Rezensio[illegible]-Ex[illegible]mplar.

LIBRARY OF PRINCETON
OCT 27 1925
THEOLOGICAL SEMINARY

Glück

Von

Prof. Dr. C. Hilty

Dritter Teil

Erstes bis zehntes Tausend

1899

Frauenfeld
J. Hubers Verlag

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, gewahrt.

Huber & Co. Buchdruckerei in Frauenfeld.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Duplex est beatitudo	1
2. Was ist Glaube?	39
3. „Wunderbar soll's sein, was Ich bei dir thun werde"	73
4. Qui peut souffrir, peut oser	97
Anhang: Krankenheil	121
5. Moderne Heiligkeit	153
6. Was sollen wir thun?	189
7. Heil den Enkeln	223
8. Excelsior	251

Duplex est beatitudo.

Alle Menschen ohne Ausnahme suchen das Glück; einen gemeinsameren Gedanken Aller, Jung und Alt, Groß und Klein, gibt es nicht; sie sind nur darüber nicht einig, worin es bestehe und ob es auf Erden überhaupt zu finden sei.

Unter den Gebildeten unserer, wie der vergangenen Tage, welche sich mit dieser Frage nachdenkend beschäftigen, bezweifeln zunächst nicht wenige das letztere und behaupten mit einem gewissen bittern Trotze, daß gerade der denkende Mensch mit etwas höheren Ansprüchen an das Leben zu einem glücklichen Dasein gar nicht befähigt sei.

Dieser konsequente Pessimismus ist, wenn er einmal eine unwiderstehliche Gewalt über das Gedankenleben erlangt hat, um es mit einem Worte zu sagen, der Beginn des Irrsinns.

Er bestreitet nicht das Glücksbedürfnis der menschlichen Natur, er leugnet die Möglichkeit einer Befriedigung. Ist aber etwas das Ziel alles menschlichen Wünschens und doch gleichzeitig mit Sicherheit nicht erreichbar, so hat die ganze menschliche Existenz keinen vernünftigen Sinn mehr. Das ernstlich, mit voller Überzeugung davon, zu glauben ist ein Anfang von Verrücktheit, bei welchem es nur noch

auf den Fortgang, oder auf die Möglichkeit einer Umkehr ankommt.

Ist der Pessimismus hingegen bloß zeitweise vorhanden,[1] oder gar bloß vorgeschützt, um den Mangel an jeder festen Überzeugung über den Sinn und Zweck des menschlichen Daseins zu verbergen, so bezeugt er die Wahrheit des tieftraurigen Wortes: „Wir Thoren haben des rechten Weges verfehlt"; um so hoffnungsloser verfehlt, je mehr wir uns damit noch gar etwa brüsten und interessant vorkommen.

Mit diesen beiden Geistesrichtungen weiter zu philosophieren führt einstweilen zu nichts, weil sie das Glück nicht suchen *wollen*, oder wenigstens nicht da, wo es zu finden ist.[2] Man muß sie „sich ausleben" lassen, wie sie selbst es nennen und verlangen, im Einzelnen, wie im Ganzen;[3] auch die Weltgeschichte erzieht nur mit *Beispielen* des Erfolges und Mißerfolges, und es hat schon

---

[1] Wenn man sich auf Menschen verläßt und dann sieht, wie wenig zuverlässig sie sind, so steht man stets noch in der Gefahr vorübergehend sehr traurig zu werden. Das ist die gewöhnliche Ursache des mildern, zeitweisen Pessimismus. Rechnet man dagegen nicht auf sie, sondern fest auf Gott, so erfährt man auch von Menschen und ungesucht *mehr*, als man von ihnen erwartet.

[2] Goethe spricht das mit den bekannten Worten im Tasso aus: „Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht; wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen." Es ist das Resümé seines und noch manches andern mit der Anlage zu Glück reich ausgestatteten Lebens.

[3] Sie sind auch nicht so wichtig zu nehmen. Jesaias XL, 15. 17 sagt schon vor vielen Jahrhunderten das Richtige darüber.

manche Generationen, ja sogar manche Völker gegeben, welche die Konsequenzen ihrer Lebensanschauung aufzeigen mußten.

Nur anscheinend richtiger ist die Ansicht einer viel ernsthafter zu nehmenden Klasse von Menschen, denen „Glück" zu geringwertig erscheint, weil sie etwas Besseres suchen, oder vielmehr eigentlich nur zu suchen meinen. Denn es ist bei einiger Überlegung doch sehr leicht wahrnehmbar, daß sie bloß ein anderes, als das von der größeren Zahl so genannte Glück verlangen; sei es so, daß sie es in anderen Lebenszielen oder Thätigkeiten suchen, oder daß sie es überhaupt außer dieses Leben, in ein künftiges Dasein verlegen. Glück aber bleibt immer auch was sie wollen, jetzt, oder in Zukunft; sie opfern bloß das nur möglicherweise zu erlangende geringere einem für sie gewissen größern. Diesen zeigt ein jetzt oft genannter Schriftsteller des christlichen Mittelalters den eigentlichen Gehalt ihrer Gedanken, die ihnen und vielleicht ihm selbst sogar nicht ganz klar sind, mit den Worten: „Duplex est beatitudo; una imperfecta, quae habetur in hac vita, et alia, perfecta, quae in visione Dei consistit."

Wenn man dieselben ihrem richtigen Kern gemäß übersetzen will, so müssen sie so lauten: „Zwiefach ist des Glückes Art. Das eine, stets unvollkommene, besteht in den mannigfaltigen Gütern dieses Lebens, das andere, vollkommene, in der Nähe Gottes." So allein ist der Satz vollständig wahr, und hiemit beginnt eine jede vernünftige Diskussion über das Glück als reelle Möglichkeit und Wahrheit.

I.

Unendlich oft sind, schon seit alter Zeit, die Wege zu dem geringerwertigen Glück beschrieben worden, unter allerlei beinahe sprichwörtlich gewordenen Betrachtungen über seine Unbeständigkeit und Halbheit, meistens aber mit dem Erfolge, daß jede nachwachsende Generation von Menschen es für geratener hält diesen Lehren der bereits Enttäuschten nicht zu folgen.

Teilweise vielleicht deshalb, weil diese Lehrer die Frage viel zu apodiktisch behandeln.

Ist es wahr, oder nicht, daß Besitz ein Glück ist? Gewiß ist er es nicht, wenn man ihn nicht gehörig beherrschen und verwalten, oder von ihm nicht den rechten Gebrauch machen kann, oder wenn man ihn nicht rechtmäßig erworben hat, oder in beständiger Furcht stehen muß ihn zu verlieren. Er kann auch geradezu ein Unglück werden, wenn er zu Hochmut, Trägheit, Arbeitslosigkeit, Habsucht und Geiz verleitet, wie es meistens bei großem Besitze der Fall ist. Ist er hingegen bloß die sichernde Grundlage für eine regelmäßige Ausbildung aller Kräfte, die Garantie für eine ordentliche Erziehung, ein Schutz vor Menschenfurcht und Menschenknechtschaft, ein Mittel, um die edelsten Eigenschaften des Menschen, Güte und Mitleid, ungehemmt entwickeln und zu einer gewissen Vollkommenheit entfalten zu können, die eben nur aus beständiger Übung hervorgehen kann, so ist er ein relatives, allerdings nicht ein hohes und nie ein ganz sicheres Glück.

Ist Ruhm ein Glück? Nach antiker Denkungsart ist er es und kein anderes ist ihm gleichzustellen. Er ist es aber offenbar nicht, wenn er mit beständiger Unruhe wegen seiner Vergänglichkeit verbunden ist, oder seinen Inhaber zu beständig neuen fieberhaften Anstrengungen spornt, oder den Neid als bösen Gesellen hat, oder überhaupt nicht ganz unzweifelhaft berechtigt ist, so daß, wenn ausgezeichnete Klugheit und völlig richtiges Urteil über sich selber mit ihm sich verbindet, der Genuß sich durch das Gefühl der mangelnden Berechtigung ganz, oder beinahe aufhebt.[1]

Ist Arbeit und Wirksamkeit ein Glück, wie Faust im zweiten Teile es meint? Vielleicht am ehesten noch von den gewöhnlichen Glückswegen, insofern man seine Arbeit gehörig versteht, sie an und für sich eine hinreichend große und gute ist und beständig genügende Kraft und Gelegenheit dazu vorhanden ist. Dann mag das Wort des israelitischen Spruchdichters annähernd zutreffen, daß nichts Besseres auf Erden zu finden sei, als daß ein Mensch fröhlich sei bei seiner Arbeit. Aber ist die Großzahl der Arbeiter heute fröhlich und glücklich? Wir meinen es kaum. Also die Arbeit an sich macht auch nicht immer und durch sich allein, sondern nur in Verbindung mit anderem glücklich, und selbst die glücklichsten und erfolgreichsten Arbeiter werden es nicht leugnen, daß sie sich oft nach dem Ende ihrer Arbeit und nach Ruhe sehnen.

[1] Der echte Ruhm wird sogar immer etwas über sich selbst erhaben sein; darin liegt aber eine Negation des Glückgefühles.

So ist denn Ruhe ein Glück? Niemals ohne Arbeit und ohne eine gleichzeitige Versenkung in Gedanken, die weit über das gewöhnliche Ruhebürfnis hinausgehen. Sonst verdirbt sie die Jugend und konserviert das Alter nicht, das im Gegenteil nur in möglichst beständiger, richtiger und wohlthätiger Arbeit sein erhaltendes Prinzip suchen darf.[1]

Ist Kunst und Wissenschaft ein Glück? Für die, welche alles könnten, oder wüßten, was sie können und wissen möchten, vielleicht ja, wenn solches überhaupt thatsächlich vorkäme. In Wirklichkeit aber sind die dem Gefühl nach Glücklichsten in diesem weiten Gebiete die in einer Selbsttäuschung Befangenen.[2]

Ist Kraft, Gesundheit, oder persönliche Macht ein Glück? Am ehesten Kraft, und nicht ganz mit Unrecht ist auf dieses tiefe Bedürfen von einer neuen Philosophie eine förmliche Kraft- und Herrenmoral aufgebaut worden. Schwerlich aber schätzen, dem Gefühl nach, diejenigen Kraft und Gesundheit am meisten, welche sie wirklich besitzen. Der Kraftkultus ist vielmehr stets ein Schrei einer von dem Gefühl der Schwäche tief gebeugten und vor sich selbst erniedrigten Seele. Und die völlige Gesundheit ist nicht selten mit einer gewissen geistigen Mittelmäßigkeit

---

[1] Vgl. hierüber das Nähere in: „de senectute“ in dem Politischen Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft Band XI und „Arbeit und Ruhe“ in Band XII.

[2] Dante, Purgatorio XI, 91—117. Auch ein sehr moderner Naturforscher (Huxley) sagt darüber: „The great end of life is not knowledge, but action.“

verbunden, während die tiefsten Gedanken und Gefühle des Menschenherzens nur aus Leiden geboren werden. Auch sind diese beiden Güter, Kraft und Gesundheit, in ganz ungewöhnlich hohem Grade vergänglich, ja der ganz sicheren Abnahme ausgesetzt. Die Macht ist wohl, nach Lassalles Ausdruck, „das höchste Gut des Himmels, wenn man sie braucht zu einem edlen Zweck", also immer mit einem „wenn", selbst bei den Machtbewußtesten, verbunden. Ist jedoch dieser Zweck immer ungehindert erreichbar, selbst wo die scheinbar schrankenloseste Macht besteht, und ist nicht die furchtbare Krankheit, die man den Cäsarenwahnsinn nennt, oder mindestens die Menschenverachtung ihr beinahe unvermeidlicher Begleiter? Einer der Verständigsten, die sie je besaßen,[1] sagte ja am Ende seines erfolgreichen Lebens: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen."

Selbst edle Geburt, oder Geborenwerden in einem höheren, gebildeten Familienkreise ist nur ein Glück, wenn man geeignet erscheint, die Tradition fortzusetzen; sonst ist sie ein beständiger bitterer Selbstvorwurf, und wenn Jemand genötigt ist, in eine untere Klasse hinabzusteigen, oder eine Ehe dieser Art einzugehen, in den meisten Fällen ein moralisches Verderben.

Ist endlich Liebe ein Glück? Ja und Nein. Denn an diesem Glück gehen die edelsten Seelen, welche die

[1] Friedrich der Große. Von einem andern unumschränkten Könige des Altertums, dessen Glück sprichwörtlich wurde, stammt die auch sprichwörtlich gewordene Redensart von der „Eitelkeit aller menschlichen Dinge."

Welt trägt, am sichersten zu Grunde, wenn sie sich ganz darauf verlassen. Es ist dies ja das Thema der meisten Tragödien alter und neuer Zeit, eine große Wahrheit, die dennoch zu einer Unwahrheit, ein tief empfundenes Glück, das zu einem alles vernichtenden Unglück werden kann. Und je tiefer und reiner das Gemüt ist, das sich gänzlich auf das Glück der Liebe verläßt, desto sicherer und vollständiger wird es unglücklich werden, wenn ihm nicht der Tod diese herbe Erfahrung erspart. Das ist kein Pessimismus, sondern die wahre Lebensgeschichte unendlich vieler warmfühlender und reichbegabter Menschen.

Der konstante Fehler aller dieser Arten von Glück ist es, daß immer etwas daran fehlt, oder eine unerfüllbare Bedingung noch dabei ist, zum allermindesten aber, daß sie alle zu unbeständig und mit Furcht vor der Abnahme verbunden sind,[1] die den Reiz des augenblicklichen Besitzes stört. Es ist auch schon für die wirklich edelgesinnten Menschen ein Hindernis dieser Arten des Glücks, daß nicht Alle es haben können, sondern es stets nur einer kleinen Klasse von zufällig Bevorzugten zukommt.[2] Da-

[1] Hiob III, 25. 26; VII, 1—4; XIV, 1; XV, 20—23; XXI, 19; XXXIII, 15. Das indische Gedicht Ramajana sagt: „Der Lust Begier fürwahr folgt die Befriedigung nicht durch Genuß, Nur höher flammt das Feuer, wenn man ein Opfer ihm gewährt. Wenn aller Reichtum dieser Welt an Frauen, Gold, Getreid' und Vieh Nur Einem angehörte, wird ihm dennoch nicht die Lust gestillt."

[2] Das ist das Glück der antiken Welt und der Renaissance, die vielen Menschen ideal erscheinen. An den Untergrund von rechtlosen Sklaven und Unterdrückten, die notwendig dazu gehören, um

durch ist ihnen ein Brandmal der Ungerechtigkeit aufgedrückt, welches edleren Naturen ihren Genuß verleidet.[1]

Viele Menschen hoffen sogar nicht einmal mehr auf das eigene Glück, sie sehen nur das Anderer noch, durch ihre Phantasie vergrößert. „Im blinden Leben trüb und immer trüber scheint ihrem Neid jed' andres Loos beglückt. Doch still von ihnen, schau und geh' vorüber."[2]

Es ist das traurige Loos der in der Not des Lebens eng und kleinlich gewordenen Seelen. Aber auch den „Großgesinnten",[3] ja ihnen vorzugsweise, wenn sie den richtigen Weg zum Glück noch nicht aufgefunden haben, geschieht es, daß sie von sich immer noch sagen müssen:

„Tiefer neig' ich meine Stirn, die trübe,
Wenn die Sünde rauscht an mir vorüber;
Manche glauben, daß mich Abscheu triebe,
Und gewinnen mich nur um so lieber.

Doch ist's oft nur mein vergangnes Leben,
Grauenhaft zum zweiten Mal geboren;
Ach und oft empfind ich gar mit Beben,
Daß des Finstern Spiel noch unverloren!"

---

einen Perikles oder Lorenzo dei Medici möglich zu machen, will niemand gern denken.

[1] Jeder Genuß, welcher den Menschen beherrscht und dem er sich völlig hingibt, hinterläßt ein Gefühl der Traurigkeit, das immer zunimmt, wenn es nicht durch fortwährende neue Aufregung beseitigt werden kann. Es ist dies ein Beweis, daß die menschliche Natur nicht für den Genuß als solchen geschaffen und nicht dazu geeignet ist, sondern etwas Besseres sucht.

[2] Inferno III, 47.

[3] Der „Großgesinnte", ὁ μεγαλόψυχος, ist bei Aristoteles der Idealmensch, den er mit großer Liebe ausmalt.

II.

Dieses Spiel muß vor allem verloren sein, entschieden und auf immer, wenn das Glück gewonnen werden soll. Es ist ganz richtig, was ein jüngst verstorbener deutscher Schriftsteller von völlig anderer Auffassung des Lebens als die unsrige sagt: „Das Leben braucht Hilfskonstruktionen.“ Nur sucht er sie am unrechten Ort, in dem menschlichen Leben selber, wo sie jedenfalls nicht immer, auch in Alter, Krankheit, Verlassenheit oder Bedürftigkeit, zu finden sind, Verhältnissen, die sogar sehr oft vereinigt auftreten und dann auch den ursprünglich stärksten Geist tief herabzubeugen im stande sind. Wir brauchen eine stets bereite Hilfe für alles Schwere; wir müssen unser Glück auf etwas gründen, was immer und für Alle zu haben ist, und wir bedürfen einer Kraft, die nicht aus uns stammen kann, sonst würden wir sie eben nicht schmerzlich vermissen.

Die wirklichen Hilfskonstruktionen des Lebens heißen: Gottesnähe und Arbeit.[1] Was daraus folgt, aber nicht gleich anfangs vorhanden sein kann, ist Liebe zu allen Menschen. Alles andere ist zu gering, um das menschliche Herz ganz zu befriedigen. Es hat es zwar seit jeher der weitaus größere Teil der Menschen versucht, doch damit auszu-

[1] Nicht eines ohne das andere und auch nicht „Arbeit und Resignation“, wie der Hauptvertreter des modernen Positivismus es als Quintessenz dieser Lebensanschauung bezeichnet. Die Resignation hat noch niemand befriedigt und ihr wirklicher Name heißt Verzweiflung an aller wahrhaften Befriedigung.

kommen, und es wird überhaupt nur wenige geben, die von vornherein in ihrem Leben keine untauglichen Fundamente für ihr Glück gesucht haben. Die weitaus meisten versuchen im Gegenteil eines nach dem andern und wenn sie Alles ungenügend gefunden haben, versinken sie in Melancholie; den Mut, noch im letzten Teile ihres Lebens einen Versuch auf ganz anderer Basis zu wagen, haben sie nicht mehr.

An einen wirklichen Gott zu glauben ist nun freilich nicht so leicht; die Menschheit hat es vielmehr immer schwierig gefunden, oder ist auf Mittel von zweifelhafter Güte verfallen, um es zu erleichtern. Man kann zunächst bloß negativ sagen, es ist schwer, ohne einen solchen auszukommen. Schon das ganze, sehr regelmäßig konstruierte Weltall ist schwer zu erklären ohne einen solchen Geist, der es erschaffen hat und erhält, so daß es nicht jeden Augenblick in augenscheinlicher Gefahr stehen muß, sich wieder in ein Chaos aufzulösen. Wenn man aber diese letzte Ursache alles Seins als „Weltgesetz", „Naturgesetz", oder in irgend einer andern unpersönlichen Weise bezeichnen will, so muß doch unter diesen „Gesetzen" ein geistiges Element, eine Art von Intelligenz verstanden werden; sonst haben diese Worte gar keinen Sinn. Aber auch dann genügt ein solcher Naturgeist der menschlichen Seele und ihren tiefsten Bedürfnissen nicht. Ein pantheistischer Gott, oder um es mit klaren Worten auszudrücken, die Natur, die Gesamtheit aller bestehenden Dinge, entbehrt gerade aller derjenigen Eigenschaften Gottes, die für uns die verständ-

lichsten und notwendigsten sind. Wo ist die Gerechtigkeit, die Geduld, die Barmherzigkeit, die Liebe überhaupt? Die Natur kennt kein Erbarmen; sie schützt das Starke und zerstört das Schwache, dem sie nicht einmal die Hoffnung auf ein Weiterleben läßt; sie hat keinen Sinn und keine Wertschätzung für Aufopferung, Edelmut, Mitleid, die wir als die besten Eigenschaften des menschlichen Herzens betrachten; der Mensch, wie er ist, würde einem solchen Gott noch bei weitem vorzuziehen sein. Der Pantheismus in irgend einer Form[1] ist auch in der That die Quelle des Denkens, das konsequent zum Kraft-Kultus, der unbedingten Verehrung des Starken ohne Rücksicht auf seine Sittlichkeit, im Privatleben zum Egoismus, im Staat zur Gewaltherrschaft, im Völkerrecht zum rücksichtslosen Krieg bei jeder guten Gelegenheit, in der Wissenschaft zu der Ausbeutung des wirtschaftlich Schwächeren, im Recht zur mitleidlosen Willkür der Mächtigen, in der Kunst zu der schrankenlosen Herrschaft der Sinnlichkeit führt. Das Leben wäre nicht der Mühe wert gelebt zu werden, wenn es auf diesen Grundlagen sich aufbauen müßte.

Daß das etwas in seinen Konsequenzen Unerträgliches ist, sieht eigentlich Jeder, der ein Herz besitzt; aber zu

[1] Die Übergangsformen, mittelst welcher man an die Stelle des Wortes Gott mit Vorliebe die unpersönlichen Bezeichnungen „Allmacht", „Vorsehung" u. dgl. setzt, sind stets etwas verdächtig. Damit ist in unserer Jugendzeit von halbgläubigen Religionslehrern der wirkliche Glaube an Gott zuerst erschüttert worden; die Frucht davon war das völlig naturwissenschaftlich-materialistische Zeitalter, das jetzt wieder seinem Ende entgegengeht.

einem positiven Glauben an einen lebendigen Gott ist doch noch ein starker Schritt. Dazu gehört eine Empfindung und Erfahrung der Einwirkung eines solchen Gottes auf das menschliche Leben, und diese Empfindung ist auch nicht möglich ohne das Entstehen gewissermaßen eines neuen Sinnes, eines feinen geistigen Wahrnehmungsvermögens für rein geistige Dinge, ohne das der Glaube an Gott nur ein schwaches und oft schwankendes Gefühl, oder dann eine sehr theoretische, bloß angelernte Behauptung sein wird.

Gott ist auch offenbar etwas Anderes und jedenfalls viel Großartigeres, als wir es jemals mit unserer Gedankenwelt vollständig begreifen, oder gar in Worte fassen können. Er nimmt in dem menschlichen Verständnisse auch sehr verschiedene Erscheinungsformen an, dergestalt, daß die Bibel davon sogar das kühne Wort brauchen kann, bei den Reinen sei er rein, bei den Verkehrten verkehrt.[1] Je besser und reiner der Mensch wird, desto fester wird sowohl seine Überzeugung von der Existenz Gottes, wie seine Vorstellung von ihm. Es gehört schon eine entschlossene Idealität, ein förmlicher Willensakt in diesem Sinne, dazu, um Besitz von dieser Überzeugung zu ergreifen; aber dieser Besitz ist einer unendlichen Steigerung fähig. Das Klarste und Beste, was von Gott jemals mit Worten gesagt worden ist und wahrscheinlich gesagt werden wird, ist im 33. und 34. Kapitel des II. Buches Mosis enthalten;[2]

[1] Psalm XVIII, 27.

[2] Es ist sehr die Frage, ob nicht heute noch die einfache alttestamentarische Auffassung des Verhältnisses zu Gott als eines

seither ist durch die Sendung Christi das göttliche Wesen den in bloßen Formalismus versunkenen Menschen wieder klarer geworden; aber auch Christus konnte und wollte Gott nicht weiter erklären, als es im Ev. Joh. IV, 24 geschieht, und vermied etwas zu formulieren, wozu sich heute jeder Verfasser eines Katechismus berufen und befähigt glaubt.

Wir halten es zwar — aus vielfacher praktischer Erfahrung heraus — für durchaus möglich, daß auch ohne christlichen Glauben, durch Philosophie, oder gute Anlage und Erziehung, unter hinzutretenden günstigen äußern Umständen gute Menschen entstehen können, und es ist eine der vielen Übertreibungen in der Sprache des h. Augustin,[1] wenn er die Tugenden der Heiden glänzende Laster nennt, wie sie es zwar in manchen Fällen, jedoch nicht immer

Bundes gegenseitiger Treue viel verständlicher und herzergreifender wäre als unsere trockene Formulierung der „Eigenschaften" Gottes, den wir dann ohne weiteres „fürchten" sollen. Das verfehlt bei lebhaften Kindern schon ganz seinen Zweck und der erwachsene Mensch wirft dieses Joch gewöhnlich von sich. Auch das Wesen Christi kann nicht anders erklärt werden als durch eine vollkommene Einwohnung dieses vollkommenen Geistes in einem Menschen; alle anderen „Erklärungen" sind bloße Wortformeln und nicht verständlich für den, der etwas mehr als eine Formel will.

[1] Es darf bei diesem Anlasse wohl gesagt werden, daß alle Menschen, die aus einer sehr stürmischen Vergangenheit zum Christentum hinüber gerettet werden, zur Übertreibung geneigt sind, indem sie ihre persönlichen Erlebnisse zu allgemeinen Lehrsätzen machen. Sie sind zwar und gerade deshalb sehr überzeugte und hinreißende, aber nicht immer und in allen Fällen zuverlässige Lehrer. Es gibt auch andere Naturen und andere Wege zu Gott, als die ihrigen.

sind. Aber ein vollständig gesichertes Glücksgefühl, das auch unter den widrigsten äußern Verhältnissen bestehen bleibt, das ist, glauben wir, nur im Christentum zu finden.

Die Philosophie speziell hat ihre ursprüngliche Bedeutung, „Liebe zur Lebensweisheit und beständiges aufrichtiges Streben nach ihr" zu sein, längst verloren und ist statt dessen eine wissenschaftliche Denkschule für sehr gebildete Leute geworden. Es ist die eine ihrer schwachen Seiten, daß sie nie ein Volk von Philosophen erzeugen wird, wie es ein Volk von Christen geben kann und soll und schon öfter gegeben hat. Die andere ist die, daß sie auch bei den besten ihrer Freunde einen sehr gesunden, wohl equilibrierten Geist mehr voraussetzt, als wirklich erzeugt. Und wenn Alter oder Krankheit den menschlichen Geist selbst angreift und teilweise zerstört, so verliert die Philosophie auch damit ihre volle Kraft[1] und findet keinen Anhalt an einem ewigen, unzerstörbaren, sich immer gleichbleibenden Geiste, der für diejenigen, welche sich an ihn halten, eine Quelle beständiger Regeneration ist.

Diesen Geist kann man in seiner Wirklichkeit erfahren — eigentlich nur erfahren — und das Mittel, durch das er seine Existenz und seine Nähe unwiderleglich für die, welche dies je erfahren haben, an den Tag legt, ist gerade das ganz unvergleichliche Glücksgefühl, das mit dieser Nähe verbunden und daher nicht nur auf Erden möglich

[1] Sie ist mit andern Worten am wenigsten vorhanden, wenn man sie in voller Stärke am nötigsten hätte.

und vollberechtigt, sondern geradezu als bester Gottesbeweis unentbehrlich[1] ist.

Die „Nähe Gottes" ist daher nicht nur als eine Möglichkeit an manchen Stellen der h. Schrift ausdrücklich zugesichert,[2] sondern sie ist von vielen Menschen schon in ihrem Lebensgange wohlthätig erfahren worden und beweist sich auch heute noch an Jedem, der sie erfahren will.

Zunächst negativ dadurch, daß ein Leben ganz entfernt von Gott immer etwas Unbefriedigendes an sich trägt. Es ist schon viel zu kompliziert und schwierig selbst in den einfacheren Gesellschaftskreisen geworden, vollends aber in den höheren. Was ist da alles beständig zu überlegen, im Gedächtnis zu behalten, zu berechnen, vorzusorgen, damit dieses sinnreiche Gebäude eines aus vielen Faktoren

---

[1] Alle anderen, oft gesuchten Gottesbeweise sind nicht überzeugend und daher ist auch das „Glück" der Punkt, von dem jede wirksame neue Theologie ausgehen muß. Wenn dagegen der Wille einmal übergeben ist und Gott die Führung übernommen hat, ist das Glücksgefühl der unschätzbare Regulator. Es zeigt an, wenn alles in Ordnung und die Verbindung hergestellt ist, und hört sofort auf, wenn etwas fehlt. Doch ist er von einer phantastischen Aufregung wohl zu unterscheiden, die auch mit Unrichtigem verbunden sein kann.

[2] Vgl. hiefür besonders: II. Mos. Kap. XXXIII; III. Mos. XXVI, 11. 12; IV. Mos. XII, 8; XIV, 9; V. Mos. IV, 7. I. König VI, 13; XVII, 18. Sprüche VIII, 31. Jeremias VII, 3. Gottes Existenz muß aber dennoch Jeder selbst erfahren; da ist keine Tradition genügend. In sehr schönen Worten beleuchtet dies Eucken, „Die Lebensanschauungen der großen Denker", II. Auflage, S. 150.

zusammengesetztem Wohlbefindens, das beständig an irgend einem Punkte bedroht erscheint, für ein ganzes Leben, ja wo möglich auch noch für Kinder und Enkel gesichert bleibe. Was ist ferner alles zu lernen, zu hören, zu sehen, zu berücksichtigen, ja sogar zu genießen![1] Wer sich davon ausschließt, um Ruhe zu haben, oder ausschließen muß, weil ihm die Mittel dazu fehlen, sinkt sofort in eine andere Klasse der Gesellschaft hinab, in der sich ein gebildeter und etwas verwöhnter Mensch kaum mehr ohne Widerwillen zu bewegen vermag, oder ist verurteilt, mit innerer Empörung dagegen, solchen zu dienen, die nicht gebildeter, nur besitzender sind als er.[2]

Aber auch den äußerlich Bessergestellten droht in rasch zunehmender Nähe stets die schließliche halbe oder ganze Verzweiflung, wenn die körperlichen Kräfte abnehmen und ein Teil der Sinne zu schwinden beginnt. Dann ereignet sich fast immer das gleiche Trauerspiel, daß die Einen sich noch an die letzten Genüsse, die ihnen bleiben, würde-

---

[1] Auch der Genußsinn verfeinert sich beständig und macht fortwährend größere Ansprüche; können sie dann nicht mehr beseitigt werden, so sind die sog. Reichen dem Gefühle nach unglücklicher als die einfacher situierten Menschen, die eine gewisse Sicherheit der ihnen erwünschten Existenz haben. Am unglücklichsten ist das gebildete Proletariat, wie es heute massenhaft besteht, ausgestattet mit Fähigkeit und Neigung zu verfeinertem Lebensgenuß, aber ohne die Mittel dazu und ohne die Kraft sich durch Philosophie oder Religion darüber zu erheben. Diese Leute gehen an einem unlösbaren inneren Widerspruche sämtlich unter.

[2] Daran würde auch kein Sozialstaat etwas ändern; er würde nur alle auf das gleiche Niveau der Gewöhnlichkeit herabsetzen.

los anklammern, in ihrem Spielklub, ihrem täglichen Bier, oder in irgend einer Liebhaberei ihren Trost suchen, oder sich in Tagebüchern, Briefen, oder Lebenserinnerungen wehmütig in die Zeiten ihrer Jugend zurückversetzen, die doch nicht das Ideal des ganzen Lebens sein sollten, wenn dasselbe überhaupt einen Sinn und Zweck hat.[1] Viele verfallen einem beständigen Zorn, oder Mißmut als Grundstimmung ihrer Seele und werden eine Last für ihre Angehörigen und Untergebenen, was sie selbst schwer empfinden und darüber nur in einen noch größeren inneren Unfrieden geraten. Das „Forcieren" der noch vorhandenen Kräfte nützt nichts; sie erschöpfen sich nur um so rascher vollständig; die Kraft sollte von außen her, nicht aus dem eigenen, abnehmenden Vorrat kommen. Die Unglücklichsten sind die, welche sich zuletzt in die Decadenz als ein unvermeidliches Schicksal stumpf ergeben, mitunter freilich mit dem Gefühl, „man sollte vielleicht" doch etwas Besseres suchen; dann auch etwa noch die Bibel, oder ein Buch wie das gegenwärtige zu lesen versuchen, aber ohne Kraft mehr, einem solchen Vorsatz zu folgen. Das ist wahrscheinlich die Großzahl der jetzigen „gebildeten" Menschen.

Dem allem entgeht Niemand ganz ohne die Kraft, die aus Gott stammt und sich gerade in körperlicher Schwachheit und Alter mehr als früher geltend macht,

---

[1] Solche Erinnerungen an die Jugend zeigen immer einen gewissen Mangel des reiferen Alters, das lieber rückwärts als vorwärts schauen mag, weil es nicht mehr vorwärts schreitet.

belebend, stärkend, stets freudig und hoffnungsvoll stimmend bis zum letzten Atemzug.[1]

Es ist eine herrliche Thatsache, daß man diesen freudigen und kräftigen Geist gewissermaßen von außen her haben kann, ohne ihn in sich selbst erzwingen zu müssen. Freilich nicht auf ein bloß halbes, vorübergehendes Verlangen hin, oder mit unredlicher Seele. Wo aber ein ernsthaftes Begehren, ein ernster Entschluß, die Wahrheit zu finden und ihr dann auch zu gehorchen vorhanden ist, da braucht es keine Opfer, keine Priester und keine andere That, als diese „Wendung" zu Gott, so tritt sofort innerer Friede, wenigstens in einem gewissen Grade ein.[2]

„Ach, daß sie ein Herz hätten mich zu fürchten, so daß es ihnen wohl ginge und ihren Kindern ewiglich" wünscht Gott selbst durch den Mund eines seiner Verkündiger. Er kann sie nicht zwingen dazu, — obwohl seine Anregung durch äußere und innere Vorkommnisse oft bis hart an

---

[1] Der bekannte württembergische Geistliche Philipp Matthias Hahn sagte noch in seinem letzten Momente zu seinen Brüdern: „Ich empfinde nur das Auflösen meiner äußeren Hülle, zugleich aber um so stärkere Regungen des inneren Lebens." Solche Zeugnisse gibt es noch viele. Anders doch Goethe, der nur mit dem Rufe nach „mehr Licht" starb. Dieses Versinken in Dunkelheit ist als Gegensatz bezeichnend und was wird die Antwort auf diesen Ruf sein können, wenn ein Wiedererwachen stattfindet? Doch kaum eine andere, als die: das mehrere Licht war auch im Erdenleben schon vorhanden. Freudigkeit im Alter bis zum letzten Augenblick ist die Probe des wirklichen Christentums.

[2] Jesaias XLV, 22; LIX, 1. 2.

die Grenze einer sanften Nötigung geht, der aber doch noch Widerstand geleistet werden kann — und wir können es noch weniger. Aber wir wünschten es dringend für Alle, die wir lieben, daß sie nicht ohne das Allerbeste, was dieses Leben bietet, das Gefühl der beständigen Nähe Gottes und des Friedens mit ihm, aus demselben scheiden müßten.[1]

Ist die Erfahrung davon einmal gemacht, was kaum wieder vergessen werden kann, so handelt es sich darum, sie festzuhalten, mit anderen Worten sich so zu verhalten, daß sich dieser Geist nicht wieder zurückziehen muß. Das ist auch möglich, obwohl es nicht so leicht geschieht, und wenn es der Fall ist, so tritt etwas ein, was sonst unerklärlich ist, eine Dunkelheit und Furcht, eine Abwesenheit aller Freudigkeit, und folgt die Seele dieser Bewegung nicht, oft eine Verdunklung des ganzen geistigen Lebens, die sich bis zum eigentlichen Wahnsinn steigern kann.[2]

---

[1] V. Mos. V, 26; IV, 20. 29. 30. Ein Mystiker des 17. Jahrhunderts sagt sogar das merkwürdige Wort, es sei zwischen Seligkeit und vollkommener Überlassung an den Willen Gottes kein erheblicher Unterschied; deswegen hätten auch die wirklichen Heiligen kein ungeduldiges Verlangen, in den Himmel einzugehen, da sie ihn schon auf Erden in dieser Überlassung an Gottes Wohlgefallen finden.

[2] Der sog. „religiöse Wahnsinn" ist meistens nicht sowohl eine Folge einer übermäßigen Steigerung des religiösen Lebens, als eines Rückganges in demselben. Es ist gefährlich, Gott nahezutreten und dann von ihm wieder sich zu entfernen, oder unredlich handeln zu wollen. In solche Menschen kommt zwar öfter noch ein ebenfalls ganz außerordentlicher Geist hinein, der etwas Bezauberndes für Andere hat und ihnen große Ehre bei den Menschen einträgt, aber eine schwer erkaufte.

Für die, welche der besseren Stimme folgen, bewegt sich das Leben fortan in einem ganz einfachen Syllogismus. Sowie sie sich innerlich von Gott entfernen, oft unbewußt, sind sie nicht glücklich; es ist etwas zwischen sie und die göttliche Nähe getreten, das entfernt werden muß; sind sie aber freudigen Geistes, so wissen sie, daß sie auf dem richtigen Wege sind, auf dem ihnen nie etwas wahrhaft Übles begegnen kann. In diesem Sinne, aber auch nur in diesem, ist wirklich jeder Mensch „seines Glückes Schmied."[1]

So entsteht Sonnenschein im trüben Leben, freudiger Geist statt eines beständig traurigen Herzens,[2] das nur eine äußerlich wohlgemute Maske trägt, bis die Verstellung zu Ende ist. Wer diesen freudigen Geist hat, geht fortan leichteren Schrittes durch alle Schwierigkeiten dieses Lebens, bekommt zunächst Lust zu seiner Arbeit, die „sein irdisches Teil" ist, und bekommt meistens auch alles andere überschwenglich, als Gabe und mühelos, was er früher mit viel Angst und Sorge sich anzueignen oder festzuhalten strebte, mit der Macht und Kraft dazu, es in wahrhaft königlicher

[1] Das beste historische Vorbild auf diesem Wege ist Christus selber, bei welchem zu unserer großen Beruhigung auch solche augenblickliche Verdunkelungen der Gottesnähe vorkamen. Vgl. Luk. XXII, 44. Matth. XXVI, 38; XXVII, 46. Es ist ein Glück, daß uns das auch erhalten geblieben ist. Die vollkommene Gottesnähe desselben ist auch, wie schon gesagt, die einzige einigermaßen menschlich-verständliche Erklärung dieser Natur, wenn man überhaupt nach einer Erklärung suchen will, jedenfalls weit verständlicher als die Trinitätsformeln aller Zeitalter.

[2] Jesaias LXI, 1—3.

Art zu genießen.[1] Dadurch erst wird aller Besitz legitim und der Mensch sein Herr, nicht sein Sklave. Auch der „berechtigte Lebensgenuß", für den sich Viele unnötige Sorge machen, verschwindet nicht; er wird nur besser, sicherer, ohne Beisatz von Furcht, oder schlechtem Gewissen. Die Worte des Evangeliums Matth. VI, 33, 34, sind fortan die höchst einfache Lebensweisheit und das Rezept für ein glückliches Dasein. Aber der feste Glaube an Gott und seine beständige Nähe gehört dazu; ohne das wäre das Nichtsorgen eine Thorheit; das wenden alle Nichtglaubenden mit vollkommen richtigem Menschenverstande ein, und Viele, die diesen Glauben bloß zu haben vermeinen, weil er ihr äußerliches Bekenntnis ist, gleichfalls. Es ist nicht möglich das zu halten ohne einen wirklichen Glauben an Gott und seine reelle Nähe.

Dieselbe leidet auch keine Menschenvergötterung. Jeder Anfang einer solchen gelingt nicht; es tritt sofort, wenn so etwas im Werke ist, eine Störung, ein Mißverständnis, mitunter selbst Entfernung oder Tod dazwischen, oder sonst unfehlbar ein Abnehmen der innern Freudigkeit. Die alttestamentarische Auffassung von einer „Eifersucht" Gottes ist ein sehr menschlicher Ausdruck für eine ganz unzweifelhafte Wahrheit. Das Höchste im Leben leidet eben keine Teilung und verlangt unbedingte Anhänger.

Alles zusammen nochmals erwogen, besteht also das auf dieser Welt erreichbare dauernde Glück in beständiger nützlicher Arbeit, verbunden mit einer ebenso beständigen

[1] I. Chron. XXIX, 9.

Nähe Gottes.[1] Oder wenn ein Leser das letztere noch etwas zu „mystisch“ findet, so kann er ja einstweilen versuchen, es durch den Ausdruck „Leben in großen und wahren Gedanken“ zu ersetzen. Es wird ihm nur vielleicht schwer werden, dieselben immer zu haben ohne eine solche außer ihm selbst liegende Quelle, der sie entstammen.

Alles andere Glück ist seiner Natur nach vorübergehend, oder es beruht auf Täuschung.[2] Jedermann weiß das eigentlich recht gut, wenige aber haben den Mut, sich es einzugestehen und den festen Boden der Realitäten zu betreten. Sie wollen lieber in Poesie und Prosa über die jammervollen Verhältnisse des Erdenlebens klagen, oder sich mit kurzen Genüssen darüber zeitweilig hinwegtäuschen, oder bloß in Phantasien und Erinnerungen leben, oder in dem hochmütigen Bewußtsein schwelgen, wenigstens eine vor Andern bevorzugte Klasse zu sein; während das Glück, das wir predigen, für Alle vorhanden ist, die es haben wollen, und „ein Friede, wie ihn die Welt nicht gibt.“[3]

[1] Auch die nützliche Arbeit gehört dazu, aber freilich nur unter der beigefügten Voraussetzung. Daß jemand dieselbe nicht gefunden habe, wenn er sich wirklich in der Nähe Gottes befand, dieser Beweis wird schwerlich jemals geführt werden können. Sonst aber ist es wohl möglich. Und ebenso ist es möglich, daß die Arbeit allein, selbst die nützliche, ihn noch nicht befriedigt hat. Auch in diesem Sinne ist das Glück „duplex“; es gehören zwei Dinge zusammen dazu.

[2] Es kann wohl zu dem wirklichen Glück noch unterstützend beitragen, etwas innerlich Vorhandenes äußerlich vervollständigen, aber nie es ersetzen und ebenso wenig durch sein Aufhören es vernichten.

[3] Ev. Matth. XI, 28—30; XIX, 26. Lukas IV, 18; XXI, 28. Joh. X, 11; VII, 38; VIII, 12. 29; XIV, 27.

III.

„Ja, wenn nur die Kirchen nicht wären, mit ihrem Formenwesen, ihrer Menschenknechtschaft, ihrer halben und ganzen Heuchelei, ihren politischen Nebenabsichten und ihrem ganzen theologischen Gezänke und spitzfindigen griechischen Wortkram, der für uns allzu nichtssagend geworden ist.“ So laß sie; versuche es einstweilen ohne[1] dieselben Gott näher zu kommen; er ist nicht in irgend eine Kircheneinrichtung und noch weniger in eine Wissenschaft eingegrenzt und kann sich fühlbar machen auch ohne das. Er thut es vielleicht, wenn er Ernst und aufrichtiges Verlangen sieht, und wenn die Schwierigkeiten des gewöhnlichen Weges zeitweise zu groß geworden sind und nicht bloß in der Einbildung bestehen. Also versuche es; nur „wende dich“ zu Gott. Der größte Prophet der alten Zeit verlangte

---

[1] Aber „ohne“, nicht „gegen“. Wir haben übrigens noch nie Jemand von dieser Art gesehen, bei dem der Glaube doch nicht etwas schwach geblieben wäre, in der Art, wie es ein berühmter amerikanischer Dichter ausspricht:

„I see, but cannot reach the height,
That lies for ever in the light;
And yet for ever, and for ever,
When seeming just within my grasp,
I feel my feeble hand unclasp,
And sink discouraged into night.“

Es heißt eben hier: „Verderbe es nicht, es ist noch ein Segen darin.“ Jesaias LXV, 8. Im übrigen ist diese Klage alt und zeitweise nicht unberechtigt. Lukas XI, 52.

nur diese Wendung;[1] das übrige ist bloß Fortsetzung, selbst der Glaube an Christus, der für Manche schwerer ist als der an Gott, und sie werden deshalb doch nicht verworfen.[2]

Aller äußere „Gottesdienst" vollends ist Menschenwerk, sowohl der jüdische Opferkult, wie die einfacheren christlichen Verehrungsarten, die ihn ersetzen, und er kann, wenn ihm ein zu großer Wert beigelegt wird, auch heute noch ein Hindernis werden. Christus selbst ist, rein historisch gesprochen, gekreuzigt worden, weil er die Menschen von einer übermäßigen Schätzung der äußerlichen Kultuseinrichtungen frei machen wollte, während doch Gott bloß das Herz des Menschen fordert, oder nach einem rührenden Ausdruck des alten Testamentes „darum bittet".[3] Es sind Erleichterungen zur Erhebung der oft unter ihren Erdenlasten allzusehr gebeugten Seele, die sich nicht immer ohne solche Stützen aufzurichten vermag, und Symbole für an sich Unaussprechbares; Gott selbst verlangt für sich nicht

---

[1] Jesaias XLV, 22.

[2] Ev. Joh. VI, 44. 65; VII, 17; V, 30. Lukas VII, 23. Markus III, 28. Matth. XIX, 26; XII, 31. 22.

[3] Heute noch ist die allzugroße Schätzung der äußern Einrichtungen das, was die Juden bindet. Mohammed dagegen faßte, offenbar abgestoßen von dem Formelwesen des Judentums und Christentums seiner Zeit, Gott viel zu sehr als reine abstrakte Idee auf, so daß thatsächlich ein bloßes Fatum aus ihm wurde; aber selbst in dieser Einseitigkeit hat sie eine gewaltige Macht bis auf den heutigen Tag und ist die Wahrheit, die im Islam liegt. Der Seher der „Offenbarung" sieht daher auch in der heiligen Stadt der Zukunft keinen Tempel mehr. Offenbg. XXI, 22.

mehr als volles Vertrauen und volle Liebe, alles andere gibt er.[1]

An die Prediger des Evangeliums, die diesen Weg zum Glück noch durch allerlei Formeln von Konzilien oder Kirchenbehörden, oder andere Menschenerfindungen erschweren und statt der einfachen aufrichtigen „Wendung zu Gott" Gelübde, oder Anerkennungen, oder sonstige Eintrittspreise begehren, bevor die das Heil schmerzlich Suchenden auch nur die entfernteste Hoffnung auf eine bessere Zukunft haben sollen, richtet der Herr der Kirche fortwährend noch die ernste Ermahnung: Matth. XXIII, 2—39, die sie oft in der bisherigen Kirchengeschichte nicht zu sehen, oder nicht auf sich zu beziehen für gut fanden.

Denen also sagen wir in der heutigen Zeit, in welcher Viele „ihre Füße auf den Weg des Friedens richten" möchten, wohl wissend, daß ihr bisheriger Weg ein solcher nicht gewesen ist: Sorget dafür, daß statt einem wirklichen Reiche Gottes nicht bloß ein neues Pharisäertum entstehe. Es würde ihm nicht besser gehen als dem alten; die ersten Spuren dieses anfangenden „Gerichts am Hause Gottes" sind bereits vorhanden.

Von jeher aber haben sich die Menschen mit dem, was wir von Gott und göttlichem Wesen wissen und erfahren können, nicht genügen lassen, sondern den dringenden

[1] Die Menschen aber wollen ihm statt dessen immer etwas anderes anbieten und genehm machen. Das ist der Inhalt ihrer Kirchengeschichte, die viel einfacher sein könnte.

Wunsch gehabt, ihm auf irgend eine außerordentliche Weise noch näher zu kommen. Darüber kann man nur sagen, daß alle äußern Mittel dazu, wenn nicht gänzlich abergläubisch, so doch äußerst gefährlich und namentlich für die Nerven zerrüttend sind. Es ist dies sogar bei den Ekstasen der Fall, die uns in vielen Heiligengeschichten berichtet werden und an deren Wahrheit wir füglich glauben können;[1] sie gehen nicht ohne körperlichen Schaden an dem Menschen vorüber.

Es gibt ein einziges Mittel, um ohne alle Gefahr und Nachteil in der That zu einer größeren Nähe Gottes, d. h. zu einer wirklich deutlichen Empfindung derselben und klareren Einsicht in sein ewiges Wesen zu gelangen; es ist das im Ev. Matth. V, 8 genannte. Und zwar ist unter dieser Gottesschau nicht etwa bloß die eines kommenden Lebens gemeint, sondern ohne Zweifel etwas, was auf Erden möglich ist. Das also versuche, wenn du Außerordentliches und Außergewöhnliches in deinem innern (und oft dann auch äußern) Leben kennen lernen willst; das ist erlaubt und — leider — noch viel außergewöhnlicher, als alle sonstigen angeblichen, oder wirklichen Wundergaben und Wunderkräfte.

[1] Paulus selbst hatte solche ohne Zweifel; ebenso Petrus und andere Apostel, Ap.-Gesch. VIII, 29. 40; X, 10; und sie sind auch heute noch möglich.

IV.

Noch könnte man vielleicht mit gutem Grund die Frage aufwerfen, ob es einem Menschen vergönnt sei, das wahre Glück von vornherein, sozusagen von Jugend auf in dasselbe hineinwachsend, zu finden, ohne jemals dem Trugbilde des falschen gefolgt zu sein. Mit andern Worten: Geht dem Glück mit Notwendigkeit Täuschung, Reue und Umkehr voraus?

Unter keinen Umständen ist anzunehmen, daß der Aufstieg zum Glück für alle Menschen der gleiche sei, oder daß er sich vollends notwendig in der systematisch geordneten Weise vollziehen müsse, welche dieser Ansicht den Namen „Methodismus" eingetragen hat. Es hat auch vielleicht jeder Leser einzelne Menschen gekannt, deren Wesen von frühester Jugend[1] an ein rein einheitliches, von gar keinem Irrtum getrübtes zu sein schien. Nehmen wir sie dankbar an, wie eine sichtbare Verkündigung einer besseren und wahreren Menschheit, als die gewöhnliche es auf Erden zu sein vermag, und eine Sicherheit dafür, daß das, was hier als Ausnahme erscheint, in einer andern Welt Regel werden kann. Den meisten Menschen jedoch, die das Glück gefunden haben, verbindet sich mit demselben, zuweilen wenigstens, die leise wehmütige Stimmung, welche sie vor dem immer gefährlichen „Triumphieren"

[1] Nicht „bis ins hohe Alter", wie es beinahe in die Feder fließen will, denn diese Ausnahmserscheinungen kehren gewöhnlich früh in ein besseres Dasein zurück und werden nicht alt.

auf Erden bewahrt, welcher die schönen Verse von Angelus Silesius Ausdruck verleihen:

„Ach, daß ich dich so spät erkannt, du hochgelobte Schönheit du,
Und dich nicht eher mein genannt, o schönstes Glück, o wahre Ruh;
Es ist mir leid, ich bin betrübt,
Daß ich dich, ach, so spät geliebt!“[1]

In jedem Lebensgange aber gibt es, wie Schiller in der Ausdrucksweise seiner Zeit sagt, Augenblicke, wo man der Wahrheit näher ist als sonst und eine Frage frei hat an das Schicksal. Sie gehen vorüber, wenn es deren überhaupt mehrere sind, und zwar immer rascher und immer weniger kräftig anregend. Der göttliche Geist folgt lange nicht immer dem Beispiel des menschlichen, der auf halb Überzeugte mit immer drastischeren Mitteln einwirkt, um schließlich eine Art von Sieg um jeden Preis davon zu tragen. Diesem Verfahren danken wir teilweise den schwächlichen Zustand der christlichen Kirche, die seit beinahe zwei Jahrtausenden immer wieder von neuem „erweckt“ werden muß, nachdem irgend ein „glorreicher“ Erweckungssturm kaum ein Jahrzehnt lang vorüber ist. Das Finden des wirklichen Weges zum Glück ist ein innerlicher Vorgang, zu dem zwar Menschen (oder heute vorzugsweise Bücher) die Anregung geben können, den aber die Seele mit Gott allein im Stillen abmacht, auch später — wenn er ernst gewesen ist — nicht einmal sehr gerne davon spricht. Es kommt wohl auch vor, daß gewaltige äußere Ereignisse, oder harte Lebensschicksale dazu den äußeren Anstoß geben und denen, die auf sanftere An-

[1] Vgl. auch den 28. Gesang des Purgatorio.

regungen nicht hören konnten, es deutlicher machen, was Glück ist und was nicht; aber auch sie zwingen den Menschen nicht zu seinem Glück. Millionen, die solche Erfahrungen hatten in ihrem Leben, gehen dennoch unbelehrt in ein dunkles Zukunftsland hinüber, das ihnen wenig Hoffnung für ein künftiges Glück bietet.

Die gewöhnliche erste Stufe einer besseren Laufbahn ist die, daß wir das Rechte und Gute ernstlich wollen und allmählig dem Genuß jeder Art vorziehen lernen. Das ist die Erkenntnis des wahren Glücks gegenüber dem falschen. Unsere weitere Prüfung und Schulung geht dann dahin, unseren Willen und Entschluß, sobald er fest auf das Gute gerichtet ist, vollkommen unabhängig von unserem sinnlichen Teile, sowie von allen Menschen und Umständen zu machen. Das braucht lange Zeit und für empfindsame, zur Freundschaft geneigte Menschen ist namentlich diese Einsamkeit ihres Lebensweges oft fast schwerer, als die Gefahren, denen sie auf ihm begegnen.

Die letzte Prüfung ist sodann die Abnahme der sinnlichen Kräfte im Alter, welche die natürlichen Menschen mit Traurigkeit, starke Naturen oft mit förmlicher Verzweiflung erfüllt. Wer aber nicht „auf das Fleisch gebaut hat", wie sich die h. Schrift ausdrückt, der wird bald bemerken, daß eine Abnahme der sittlichen Kräfte, ja sogar eines höheren und viel besseren geistigen Lebens, gar nicht Hand in Hand geht mit dem Sinken der körperlichen Kraft, der Abnahme des äußeren Auges und Ohres, des Gedächtnisses für die gewöhnlichen Dinge und des Interesses an denselben. Der unsterbliche Geist im Menschen nimmt im

Gegenteil zu bis an das Ende, wenn er einmal Raum in ihm gewonnen hat; nur das, was sterblich ist, nimmt naturgemäß ab. Wer das an sich selbst erfährt, gewinnt daraus den besten Trost über die Gebrechen der Altersperiode und die festeste Zuversicht auf ein höheres geistiges Dasein, in welchem keine Leiden dieser Erde mehr sein können.

Die Hindernisse also müssen zuerst fort, die zwischen dir und Gottes Kraft stehen. Gott kann dir nicht recht nahe kommen, so lange sie da sind, und das mußt du, dem Willen nach, selbst thun. Dafür gibt es keine Stellvertretung. Welche Hindernisse es gerade bei dir vorzugsweise sind, weißt du selbst ganz genau, wenn du es sehen willst. Die gewöhnlichsten sind: Geldsorge, Geiz, Ehrgeiz, Genußsucht, Menschenfurcht, Haß, oder ungehörige Liebe, und noch andere Nuancen der blinden Selbstsucht, welche die gemeinsame Grundlage von allem ist.

Das muß also fort. Sage nicht, du wolleſt es wohl, könneſt es aber nicht. Das letztere wäre an sich zwar richtig; sonst, wenn wir uns selbst von allem dem befreien könnten, brauchten wir nur eine vernünftige Philosophie und keinerlei Religion. Das ist die Ansicht und der große praktische Irrtum aller „Ethiker."

Aber es liegt eben doch nicht am Können, sondern am Wollen, und sehr richtig sagt eine berühmte Heilige des 16. Jahrhunderts, daß Gott alles selber thue, wenn wir ihm nur unseren Willen gegeben haben. Damit fängt der bessere Weg an; dann kommt auch der Glaube, soweit er

jeweilen erforderlich ist, ganz von selbst. Frage dich einmal ernstlich, ob das bei dir der Fall ist, ob du wirklich bereit bist, dich von allem, was dich an größerer Gottesnähe hindert, befreien zu lassen von Jemand, der es könnte. Du wirst bald sehen, wie aufrichtig du bist und daß du doch davor, wie vor einem schwersten Tode, dich noch fürchtest.

Durch diesen Tod im Leben mußt du einmal durch; sonst ist dir nicht zu helfen. Willst du aber das nicht, so höre auf, unnütz vor der offenen Pforte eines weit besseren und glücklicheren Lebens, als das gewöhnliche, auf und ab zu spazieren, mit dem Wunsche zwar, hineinzugehen, aber doch nicht entschlossen alles draußen zu lassen, was nicht hineinpaßt, wie du selbst wohl einsiehst.[1] Dann mach' es wie tausend Andere vor dir, seufze über das Elend der Welt, dem gar nicht zu entkommen sei, stürze dich wieder in den Genuß, um wenigstens das, was du Besseres einst gewollt hast, zeitweise zu vergessen. Denen aber, welche ihren Willen dazu geben wollen, verkündigt schon ein altisraelitischer Prophet, daß ihnen baldige Freudigkeit der Seele statt eines betrübten Geistes und reichlicher Ersatz für alles, was sie aufgeben, zu teil werden soll. „Ihre Sonne soll nicht mehr untergehen, noch ihr Mond seinen Schein verlieren, denn der Herr wird ihr ewiges Licht sein und die Tage ihres Leidens sollen ein Ende haben."[2]

---

[1] Matth. VII, 13. I. Mos. XXXV, 2.

[2] Jesaias LX, 20; LXI, 1—3.

Bemerke dann schließlich nur noch folgendes:

Es treten *später*, auch bei den allerbesten Christen, zeitweise noch *Stimmungen* ein, in denen sie ihrer Sache nicht mehr ganz sicher sind und in Gefahr stehen, alles, was sie je an innerer Erhebung erfahren haben, als Einbildung — Autosuggestion, wie man es heute nennt — zu erklären. Wir wissen nicht in allen Fällen genau, woher solche Stimmungen kommen; gewöhnlich aber sind sie die Folge irgend einer positiven Abweichung von den eigenen Lebensgrundsätzen, oder eines zu großen Verkehrs mit ganz andern Lebenskreisen. Ganz sicher ist niemand davor; die Apostel sind es nicht gewesen und selbst das Leben Christi zeigt ja die Versuchungsgeschichte und ein Zagen unmittelbar vor der äußern Katastrophe, das gewiß nicht aus gewöhnlicher Todesfurcht zu erklären ist, sondern aus dem aufsteigenden Zweifel, ob wirklich das Vertrauen in eine Sendung eine reelle Basis habe, welche nun so enden müsse.[1]

Was hilft *dann* der erschütterten Seele aus einer solchen Krisis? Man sagt wohl, Gottes Wort und Verheißung, welchem mehr geglaubt werden müsse, als seinen eigenen wandelbaren Gefühlen. Das ist schon wahr; aber es braucht eine gewisse *Kraft*, um dieses Wort zu *erfassen*, und diese ist eben augenblicklich nicht vorhanden.[2] Das,

[1] Das seltsame Wort in Lukas XXII, 36—38 ist nur so erklärlich mit seiner eigenen Antwort darauf, sonst hätte es gar keinen vernünftigen Sinn.

[2] Bunyan hat dies vortrefflich ausgedrückt in dem Gleichnis von der Gefangenschaft der beiden Pilger bei dem Riesen Ver-

was dann hilft, ist das Gefühl des unbefriedigenden Zustandes, der jetzt tief empfunden wird, in Vergleichung zu dem glücklichen, welchen die Seele, wie sie sich sehr gut erinnert, früher besaß. Damit wendet sie sich dann, mit den Worten, oder ähnlichen: „Herr, wohin sollten wir gehen? Du allein hast Worte des Lebens.“[1] Welche „Wirklichkeit“ in der Welt übertrifft das tiefempfundene Gefühl der Kraft, der Freudigkeit, des Glückes? Was ist überhaupt „reeller“ als Kraft? Und was ist ein theoretisches Gedankensystem wert, das dem Menschen keine Kraft gibt, wenn er sie braucht, sondern ihn verzweifelnd sich selbst überläßt?

Das fühlen umgekehrt auch oft die entschiedensten Weltmenschen, wenn sie in unmittelbare Berührung mit dieser Kraft kommen.[2] Rasch entschlossen aber ebenfalls, schütteln sie die unbequeme Empfindung von sich ab und gehen ihren Weg weiter; denn sie wissen wohl, daß sie sich zuerst mit einer ganz andern Welt, als der ihrigen, in wirkliche Ueber-

---

zweiflung. Sie haben den „Schlüssel der Verheißung“, der alle Thore des Gefängnisses aufschließt, in der Tasche; aber sie können lange Zeit nicht daran denken. Sobald dies möglich wird, ist die Gefangenschaft aus.

„Doch fähreſt du nur fort, Gott zu vertrauen,
So wirſt du Licht und Kraft bald wieder ſchauen.
Was du geglaubet haſt, das wirſt du ſehen,
Wie du geglaubet haſt, ſo wird's geſchehen.“

[1] Ev. Joh. VI, 60. 68. Lukas VII, 23.

[2] Ap.-Gesch. XXIV, 24. 25; XXVI, 24. 28, „beinahe“ wäre sie überredet, „beinahe“ glücklich geworden. So wird es auch bei manchen unserer Leser gehen.

einstimmung versetzen müßten, was nur durch das Thor einer für sie zu schweren inneren Demütigung geschehen kann.[1] Denn das ist gewöhnlich der Anfang des Weges zum Glück.

* * *

„Der Böse brütet und wühlt und wütet
Im Busen fort —
Führ deine Pfade uns, Herr der Gnade;
O sprich das Wort Vergebung!

Hör' nicht den Frechen; nur den Gebrechen
Ist er vertraut;
Die Schar der Büßer, sie harrt, o Süßer,
Dem Liebeslaut Vergebung!

Still, du Verhaßter; der Schuldentlaster
Stellt sein Gesuch,
Entlockt dem Meister der Menschengeister
Den holden Spruch: Vergebung!

Urkraft, o steige vom Stamm in die Zweige;
Dann blüh'n sie schön!
Die Sünde schwinde, es töne linde
Aus Himmelshöh'n: Vergebung!

O Huldverleiher, o Schuldverzeiher!
Zu dir empor
Zieh'n uns're Lieder; du ruf hernieder
Dem Beterchor: Vergebung!

[1] Purgatorio, Gesang IX. Die ältere Kirche, und in neuerer Zeit besonders wieder die Heilsarmee, verlangt auch eine äußere, öffentliche Demütigung. Dieselbe gewährt ohne Zweifel eine größere Sicherheit gegen eine Umkehr, ist aber gefährlich, wenn sie zur Heuchelei führt, oder wenn sich der Rückfall dann dennoch vollzieht. Vgl. Ebr. VI, 4—6; X, 26. 27. Matth. XII, 31.

In tiefsten Fluten laß sie vergluten
In jähem Sturz,
Die wilden Triebe; sprich uns aus Liebe
Das Wörtlein kurz: Vergebung!

Vom Volk, dem alten, hast du erhalten
Den kargen Rest;
Es fleht, die Herzen in bittern Schmerzen
Von Leid gepreßt: Vergebung!

Nicht laut wir flehen, nicht scheu gestehen
Mag es der Mund.
Er seufzt im Stillen — vergieb, laß quillen
Ins Herz so wund Vergebung!

Sieh', daß wir bangen! Auf unsern Wangen
Glüh'n Reu' und Scham.
Sieh nicht die Sünde, nein, mild verkünde
Als Trost im Gram Vergebung!

Hilf uns, gewähre! Sieh an die Zähre
Im feuchten Blick!
Druck und kein Ende! O wende, wende
Das Fluchgeschick — Vergebung!

Rasch wie die Wolke laß deinem Volke
Vorüber flieh'n
Die Schuld, das Elend, und neubeseelend
Herniederzieh'n Vergebung!"[1]

[1] Jüdisches Bußgebet von Jomtob ben Isaak aus dem 12. Jahrhundert.

Was ist Glaube?

Das ist eine Frage, die heutzutage wieder sehr praktisch geworden ist.[1] Nicht allein darum, weil viele von Natur gutartige Menschen sich davon eine falsche Vorstellung machen und damit dazu gelangen, sich von dem zu entfernen, was ihrem innersten Bedürfen entsprechen würde, sondern auch deshalb, weil manche andern vor lauter Glauben, wie sie ihn verstehen, weiter von einem wahren Glauben entfernt sind, als die, welche keinen zu erfassen vermögen, so gerne sie es möchten.

I.

Es gibt zunächst Leute, die sagen, glauben *können* sie nicht; das sei auch von einem Menschen unserer Zeit

[1] Dieser Aufsatz war ursprünglich ein Vortrag vor einer kleinen Gesellschaft gebildeter Männer und Frauen und hat daher die Form eines solchen beibehalten. Der Text für eine solche Quasi-Predigt ist in den Worten des ersten Briefes an die Korinther II, 5—14 gegeben, wobei jedoch ein späteres Wort des Apostels, im gleichen Briefe XV, 19, nicht ganz wörtlich zu nehmen ist. Vgl. auch Hesekiel XVIII, 31. 32 und die Predigten Robertsons II, 97.

gar nicht mehr zu verlangen, am wenigsten von einem Gebildeten, oder gar Gelehrten.

Man solle ihnen mit vernunftmäßigen, überzeugenden Gründen nachweisen z. B., daß ein Gott sei und daß Christus nicht ein gewöhnlicher Mensch gewesen sei, dann wollen sie es glauben, sonst aber nicht.

Darauf ist zu sagen, dann brauchten sie eben es nicht zu glauben, wenn man es naturwissenschaftlich oder philosophisch beweisen könnte. Solche Beweise sind zwar auch schon oft versucht worden, jedoch unfruchtbar[1] geblieben; sie überzeugen Niemanden, der nicht überzeugt sein *will*.

Aber darin liegt die Schwierigkeit nicht. Es fehlt der Welt nicht an Glauben. Sie glaubt jedem Phantasten sehr leicht, sobald er mit einer Theorie an sie herantritt, die ihr *paßt*, die sie *gern* glaubt. Es haben noch bis vor kurzem Tausende der gebildetsten Männer und Frauen unseres Jahrhunderts es auf die bloße Versicherung einiger wenigen Naturforscher hin, die sie nicht zu kontrollieren im stande waren, geglaubt, daß wir Alle von Affen abstammen, und daß nur die Zwischenspezies zwischen dem heutigen Affen und dem Menschen leider verloren gegangen sei.

Und heute glauben wieder andere Tausende den zusammenhanglosen Orakelsprüchen eines Mannes, der in Wahnsinn versunken ist und dessen bizarre Gedankensprünge längst jedem Vernünftigen die Vermutung eines solchen Abschlusses nahelegten.

[1] z. B. die sog. „Beweise Gottes" haben noch schwerlich Jemanden hinlänglich überzeugt.

Sie werden dem nächsten besten wieder etwas Anderes glauben, sobald es ihnen in den Konsequenzen angenehm ist.[1]

Es liegt also zunächst am Glaubenwollen; damit fängt der Glaube an; dann ist er leicht und wächst von selbst. Sonst aber ist er schwer zu finden und kaum zu lehren.

Daher sagt auch Christus ganz klar: „So jemand thun will die Gebote dessen, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott ist, oder ob ich aus mir selbst rede."[2]

Versuch's, — muß man daher zu einem Solchen sagen, der überzeugt sein will — handle einmal eine Zeit lang so, als ob es so wäre. Sehr viele Wahrheiten schon wurden nur auf diesem Wege der aufgestellten Hypothese, oder des Versuchs entdeckt.

Wenn du aber in diesem religiösen Gebiete nicht thun willst, was du auf jedem andern für angemessen fändest, dann fehlt es dir eben nicht am Glaubenkönnen, sondern am Wollen; es wäre überflüssig, mit dir davon weiter zu reden. Verlange nicht, daß ich mich damit abmühe, einen Unwilligen umzustimmen.

---

[1] Sie wollen, mit einem Worte gesagt, in ihrem Handeln durch einen Glauben nicht geniert sein; unter dieser Voraussetzung ist ein wenig Glauben und kirchliche Organisation den meisten Menschen sogar lieber, als bloßer philosophischer Atheismus, der sie ganz ins Leere fallen läßt.

[2] Ev. Joh. VII, 17.

Das Christentum ist ohnehin schon längst viel zu sehr eine bloße „Lehre" geworden, von der Tausende deshalb nichts mehr hören wollen, weil sie es nicht in seiner Wirkung sehen; denn die Menschen glauben dem Sehen mehr als dem Hören.

Jetzt aber kommt, Gott sei Dank, vielleicht eine Zeit, in der man die Sache wieder anders anfaßt und sagt: Ihr seht die Folgen des Unglaubens alle Tage deutlicher; nun wollen wir Euch auch die Folgen des Glaubens zeigen.

Darauf beruhte, gegenüber der antiken Zeit und ihrer ausgelebten Mythologie, der Erfolg des Christentums, später gegenüber der verweltlichten Kirche der der Gottesfreunde und der Reformation, sodann der des ursprünglichen Pietismus, der Brüdergemeinde, der Quäker und jetzt der Heilsarmee. Alle diese Leute packten die Sache sozusagen bei dem andern Ende an; nicht bei der Dogmatik, sondern bei der That, und der glaubten die Menschen wieder.

So wird es stets sein, so lange die Welt besteht. Das praktische Christentum sagt: Handle recht, so wirst du bald glauben können; gehorche zuerst, dann wirst du sehen. Die dogmatische Theologie hingegen sagt: Glaube zuerst an eine korrekte Lehre, so wirst du dann auch hoffentlich nach derselben handeln können. Und der Rationalismus vollends sagt: Überzeuge mich zuerst vernünftig, dann will ich glauben und danach vielleicht auch handeln, — wenn es mir paßt.

Nun versuchen Sie von diesen drei Wegen welchen Sie wollen. Meine Ansicht aber ist, daß Sie nur auf dem ersten rasch zum Ziele gelangen. Thun Sie das

zuerst, was Sie glauben können, ganz genau und pflichtgetreu und versuchen Sie dann hie und da einen kleinen Schritt darüber hinaus, aber mit Handeln, ob Sie sich dabei besser oder schlechter befinden als vorher; dann kommen Sie bald zum Glauben, sonst nicht.

II.

Glaube kommt also nicht auf einmal im Leben. Der Anfang dazu kann vielleicht ein plötzlicher sein, aber nicht der vollendete Besitz.

Man kann ihn auch nicht erben, oder akademisch erlernen,[1] oder gar in der Schule schon der Jugend mit Katechismus-Artikeln beibringen; er ist vielmehr, soweit man überhaupt menschlich davon sprechen kann, ein reines Resultat der Erfahrung, die mit ihm und mit seinem Gegenteil gemacht wird.[2]

---

[1] Die Qualifikationen eines Predigers müssen die von II. Kor. II, 15—17 und III, 5. 6 sein, sonst ist keine Wirkung auf Andere möglich.

[2] Wir wollen dabei nicht läugnen, daß er eine „Gnadengabe Gottes" sei; das ist aber eigentlich alles Gute, nicht allein der Glaube. Und wenn der Mensch nichts dazu zu thun hätte, um ihn wirklich zu empfangen und sich anzueignen, so wäre es ganz überflüssig, davon zu reden. Alle wahren Gottesgaben sind Angebote, die der Mensch sich erst zu eigen machen muß. „Beneficia non obtruduntur." Pascal hörte in seinen Zweifeln das Wort: „du würdest mich nicht suchen, wenn du mich nicht gefunden hättest." Schwerlich aber wird jemals zuerst der Glaube gegeben, sondern das Handelnkönnen, aus dem der Glaube folgt.

Der Mensch muß erfahren, — oft sogar lange und mit Schmerzen erfahren — daß der Glaube Recht hat und daß man sich bei ihm besser befindet, als bei dem Unglauben.[1] Daraus allein entsteht ein fester Glaube, der eine wirkliche Überzeugung, nicht bloß ein äußerliches Bekenntnis ist.

Hat die eigene Lebenserfahrung ihn dann erst darauf geführt, so sieht er es auch leichter in der Geschichte, daß die großen Helden, welche auf die Menschheit einen dauernden Einfluß ausgeübt haben, meistens Leute waren, die an irgend etwas fest glauben konnten, was sie nicht mit Augen sahen, während Andere, bei gleicher Begabung oder selbst größerer, nicht von so lange währender Bedeutung geblieben sind. Denn der Glaube ist jedenfalls stets eine Macht gewesen und wird es bleiben.

Moses, Paulus, Franz von Assisi, Luther, Wesley;[2]

---

[1] Das letztere räumen eigentlich die Gegner selbst ein. Man braucht dazu nur in neuerer Zeit wieder die Briefe von David Friedrich Strauß (Ausgabe von Zeller 1895) zu lesen.

[2] Wenn man von den großen „Werken des Glaubens" spricht, so hört man dann und wann die Redensart: Ja, diese Männer, in neuerer Zeit etwa Francke, Georg Müller, Blumhardt, Wichern u. a. m. seien eben „Männer des Glaubens" gewesen, in dem Sinne, das könne nicht Jeder „sich anmaßen." Das ist eine gründlich verkehrte Ansicht. Der Glaube ist nichts angeborenes wie ein Talent, oder Anerzogenes wie ein Wissen, sondern wesentlich etwas Gewolltes; zuerst ein Entschluß, nachher eine Erfahrung von unserer Seite; in Wirklichkeit ist er ein Verbundensein mit der Kraft Gottes, die dann in uns und aus uns wirkt; daher kommt seine Macht. Ev. Joh. VII, 38. Er fängt bei jedem Menschen klein und unsicher an und muß wachsen; der Erfolg wächst pari

ja Sie können sogar, wenn Sie wollen, Leute von sehr eigenartigem und sehr kritisirbarem Glauben, wie z. B. Ignatius von Loyola, noch dazu zählen, waren eine Macht, haben dauernde Dinge geschaffen und werden nach Hunderten von Jahren noch nicht vergessen sein, wenn kein Mensch mehr, außer in der Litteraturgeschichte, von Shaftesbury, Voltaire, Holbach, oder Nietzsche spricht.

---

passu mit ihm. Auch die größten sog. „Glaubenshelden" haben schwache Stunden genug gehabt; sie sind ja den Aposteln und in einem gewissen Sinne sogar Christus nicht erspart geblieben. Aber aus jeder Überwindung geht ein Wachstum des Glaubens hervor; anders wächst er überhaupt nicht. Ein sehr bequemer und ruhiger Erfolg, wie ihn sich etwa einzelne Nachahmer der oben genannten Männer mit „Verpflichtungsscheinen" Dritter für ihre sog. „Glaubenswerke" anschaffen wollen, wobei sie dann nur jedes Jahr das Erforderliche gemächlich einzukassieren brauchen, vernichtet ihn vollständig, wenn er überhaupt jemals vorhanden war. Das Schönste an dem Christentum, wenn man unter dem Großen und Schönen, was es anbietet, einen Unterschied machen und eine Vergleichung anstellen wollte, ist eben gerade das, daß Jeder prinzipiell alles, selbst das Allergrößte kann, dessen Hauptbedingungen nur in ihm selber liegen, oder nicht liegen. Mit dem Glauben wachsen die Möglichkeiten ganz von selbst, wie sie ohne Glauben von selbst abnehmen und verschwinden, oder vielmehr von Anfang an nur scheinbar vorhanden sind. In diesem Sinne ist das außerordentlich kühne Wort zu fassen, das wir weit von uns ablehnen müßten, falls es nicht von dem Herrn selber — nicht etwa bloß aus eines Apostels Mund — stammte, daß wir die gleichen Werke, wie er, und sogar noch größere thun können. Ev. Joh. XIV, 12. Wer aber sind diese Wir? Wer es sein will, aufrichtig, unbedingt, entschlossen sein will, was allerdings Grade und Abstufungen hat und wobei Ev. Joh. V, 44 sehr in Betrachtung fällt.

Es kommt auch in der That auf die Art und Stufe des Glaubens zunächst nicht an, und darin unterscheiden wir uns eigentlich am gründlichsten von den modernen Vertretern des Nichtglaubens, daß wir sagen: Es ist besser für die Menschen und hoffnungsvoller für seine geistige Entwicklung, einen in der Auffassung des Gegenstandes irrenden Glauben, selbst einen solchen von geringster Sorte zu haben, als nur den menschlichen Egoismus im allgemeinen und die rein tierische Natur seiner selbst im speziellen zu kennen.[1]

Es gibt überhaupt nur vier Hauptwege, um durch dieses rätselhafte menschliche Dasein zu kommen: mit Fatalismus, Stoizismus,[2] Egoismus und Glauben.

Jeder von uns geht — denkend oder unbewußt — einen derselben, aber mit verschiedenem Erfolg.

Der erste macht stumpf, der zweite hart, der dritte schlecht; nur der vierte allein gut und glücklich, soweit es auf Erden möglich ist.[3]

---

[1] Insoweit hatte also der Urheber des sog. „Brahma-Samadsch" in Indien Recht, der nur Glauben, ohne jede nähere Bestimmung an was, von seinen Angehörigen verlangte. Doch reicht das eben nicht aus, sondern ist ein Anfang, der nicht ohne Fortgang bleiben darf.

[2] Der Stoizismus der Neuzeit wird das Kant'sche Moralsystem sein, das wieder in den Vordergrund treten wird, nachdem die Welt von dem bloßen Formalismus Hegels, der Symbolik Schellings, dem Pessimismus Schopenhauers und dem tobenden Atheismus Nietzsches auf ernstere Gedanken zurückgekommen ist.

[3] Daß man dies nicht immer gerade ganz deutlich sieht, kommt daher, daß wenige Menschen ganz nach ihren Prinzipien

Dennoch ist es, selbst wenn man das völlig weiß, schwer, den rechten Glauben zu erfassen und stets festzuhalten; das wird Jeder sagen müssen, auch der, bei dem der Glaube eine wirkliche Überzeugung ohne inneren Widerspruch und ohne künstliche Stützen geworden ist.

III.

Aber an was, so fragen Sie nun mit Recht, soll man glauben?

Glauben muß man zuerst an das Gute, sein Bestehen in der Welt, seine siegreiche Kraft gegenüber dem Bösen, dessen Macht und Wirkung stets eine begrenzte und zu überwindende, ja im Prinzip schon überwundene ist, und sich demgemäß entschließen, dem erstern, nicht dem andern zu dienen. Damit fängt der wahre Glaube an.[1]

Wenn er nicht damit beginnt, so bleibt er leicht eine

---

leben und thatsächlich die wirklichen, logischen Konsequenzen derselben ziehen. Die Welt, wie sie im großen und allgemeinen ist, besteht aus lauter Halbheiten in der Auffassung und noch viel mehr in der Ausführung.

[1] Die alte Sage von dem Riesen Christophorus, der blos dem mächtigsten Herrn dienen wollte, ist noch heute von großer innerer Wahrheit bei vielen hochstrebenden Menschen. Dadurch allein gelangen sie zum Glauben an das Gute, daß sie zunächst an dessen Macht glauben lernen; was der heutigen Welt am meisten fehlt, ist dieser Anfangsglaube. Es geschieht sogar vielen im gewöhnlichen Sinne gläubigen Leuten, daß sie das Böse auf Erden doch eigentlich für stärker halten, als das Gute. Vgl. Maleachi II, 17; III, 14. 15. Lied 1032 der Brüdergemeinde, Vers 3.

bloße dogmatische Formel, ohne rechte Bedeutung für das Leben, neben der man ganz gut auch noch dem Geiste der Welt huldigen kann.

Die „Gläubigen an das Gute" sind eigentlich die heutige Kirche im Großen, die zusammenstehen sollte gegen die Vasallen des Bösen, und wir können uns, neben allem dem, was wir weiter sagen wollen, nicht recht überzeugen, daß Einer von ihnen verloren gehen wird, selbst wenn er auf dieser ersten Stufe des Glaubens bleibt.[1]

Natürlich ist dies aber nicht. Sondern wer es damit ernst meint und mit sich selber ernst nimmt, der kommt bald durch reichliche und schmerzliche Erfahrungen dahin, daß er stets zu wenig Kraft dazu in sich selber spürt.

Er macht dann vielleicht allerlei Anstalten, um diese Kraft zum Guten zu erhöhen, liest berühmt gewordene Bücher über Philosophie und Ethik, gründet ethische, humanitäre, oder soziale Vereine, sucht überhaupt gleichstrebende Menschen auf, die ihm aber alle nicht helfen können, wenn sie auf der nämlichen Stufe, wie er selbst, sich befinden. Denn aus lauter Kraftlosen und wenn es auch ihrer Tausende sind, entsteht niemals Kraft.

Dann kommt zunächst der Heroen-Kultus, das Sichanhalten an Größere, wie er in neuerer Zeit besonders von Carlyle begründet worden ist. Er bezeichnet zwar einen Fortschritt auf dem Wege des Glaubens, aber er gibt nicht

[1] Das sind nicht „Ungläubige"; darin irrt z. B. auch die Heilsarmee sehr, wenn sie das wirklich annimmt. Was dazu gehört, ist vorzüglich ein idealer Sinn, namentlich ein von Sinnlichkeit nicht geknechteter Geist, und Mut.

genug Kraft. Denn entweder hat man das Zeug dazu in sich, selbst ein geistig bedeutender Mann zu sein; dann werden alle solche Halbgötter nicht dauernd befriedigen; oder man kann ihnen nicht nachkommen und verliert allmählig den Mut dazu wieder. Das ist daher ein Weg, der leicht in Skeptizismus, oder völliger Umkehr endet.[1]

Endlich kommt, wenn es gut geht, der Glaube an Gott und zuletzt der an Christus.[2] Den umgekehrten Weg, den unser Religionsunterricht sehr oft einschlägt, daß wir zuerst an Christus glauben sollen, hat er selbst nicht gelehrt. Im Gegenteil, er läßt es einstweilen sogar als entschuldbar gelten, wenn Jemand noch nicht an ihn glaubt.[3] Aber wer an das Gute als Prinzip, an den heiligen Geist des Guten selbst als Thatsache und Macht, nicht glauben will, oder gar gegen denselben prinzipiell auftritt, der hat nach diesen Worten keine Entschuldigung für sich.

Alles andere ist vergleichsweise nebensächlich. Wir dürfen ruhig sagen, das ehrwürdige Glaubensbekenntnis der christlichen Kirche selbst sogar — das einzige was alle ihre Glieder noch verbindet — enthält einiges, das

---

[1] Es ist wahrscheinlich der Lebenslauf des Judas gewesen.

[2] I. Kor. XII, 3; Ev. Joh. VI, 65. Wir glauben zwar, daß man diesen ganzen Weg auch mit einem Sprung machen kann und daß dies sogar oft geschieht. Dabei geht es aber nicht durch Glauben, sondern durch Liebe, direkt zu der Person Christi. Dann leitet aber dieselbe nachträglich noch durch die Glaubensstufen; das bleibt nicht aus, wenn etwas Rechtes daraus werden soll.

[3] Matth. XII, 31. 32.

wir weder tadeln, noch bestreiten werden, das aber wegfallen könnte, ohne daß das Christentum selbst damit dahinfiele.

Der Kernpunkt des christlichen Glaubens ist die Auferstehung Christi. An Gott zu glauben ist verhältnismäßig ziemlich leicht; man kann sich ja darunter vielerlei vorstellen, da er etwas im Grunde gänzlich Unfaßbares und Undenkbares ist; wie Christus selbst es sagt „ein Geist",[1] den man nicht definieren kann, in gar keiner Art und Weise.[2]

[1] Ev. Joh. IV, 24. Das ist die einzige deutliche Erklärung der Bibel über Gott, neben derjenigen in II. Mos. XXXIV, 6. 7, die nur von den Eigenschaften Gottes mit Bezug auf die Menschen spricht. Ich kann auch nicht finden, daß der „Vatername" viel erkläre; das ist eben auch blos ein Gleichnis, eine Herbeiziehung ungleicher menschlicher Verhältnisse zur Erklärung von Unerklärlichem. Welche Irrtümer des Gedankens daraus entstehen können, zeigen die Bilder der großen Künstler der Renaissance, die Gott stets als einen Greis darstellen. In vielen Fällen leidet sogar die Ehrfurcht darunter.

[2] Von Gott muß man sich so viel klar machen und stets klar erhalten, daß man ohne ihn nicht in dieser Welt leben möchte und bereit ist, für seine beständige Gegenwart alles andere hinzugeben, was damit nicht vereinbar ist. Dann muß man es aber ihm überlassen, wie er sich der Seele offenbaren will. Was er verlangt, ist Gehorsam aus Liebe, nicht Einsicht in sein Wesen oder äußeres Ceremoniell, und was er gibt, ist Segen und Seligkeit, nicht wissenschaftliche Erkenntnis und Schauen. Vgl. II. Moses XXXIII, 18—23; XXXIV, 6—10; XX, 2. 3. V. Moses XXXIII, 26—29. Was uns von ihm scheidet, das sind, wie schon Jesaias sagt, unsere Untugenden (LVII, 17. 18; LIX, 2); je weniger wir

Christus aber ist umgekehrt zweifellos eine historische Person, nicht ein Geist, und diese Person ist zugleich etwas Außerordentliches, das sich mit unseren gesamten Ideen von andern geschichtlichen Persönlichkeiten nicht verträgt.

Daran nehmen noch heute, wie damals, nicht allein die Juden Anstoß; es ist auch die scharfe Ecke, um die viele Christen, selbst Prediger des Christentums, nicht recht herumkommen, so sehr sie dieselbe mit allerlei gelehrt klingenden Worten einer sog. „Christologie" zu umgehen versuchen.

Und dabei ist es — genauer besehen — nicht etwa der „Gottessohn", den sie scheuen. Das ist am Ende auch blos ein Wort, worunter man zur Not allerlei verstehen kann. Namentlich wenn Gott ein Geist ist, so kann Jeder, in dem dieser Geist wohnt, und das kann und soll ja geschehen, mit Recht ein Gottessohn, oder wie wir uns vorsichtiger jetzt ausdrücken, ein „Gotteskind" heißen; Christus selbst beruft sich ja sogar einmal darauf, daß eine Stelle seiner Bibel, des alten Testamentes, alle Gläubigen „Götter" nenne.[1]

---

deren haben, desto deutlicher werden wir von seiner Existenz überzeugt, und umgekehrt. Die Menschen aber, die diese Untugenden nicht lassen wollen, machen, weil es nicht mehr anders gehen will, aus der Erkenntnis Gottes eine Wissenschaft und begraben ihn in ihrer toten Gelehrsamkeit in wirksamster Weise. Damit kann man sich dann auch ohne rechten Glauben abfinden und Tausende gelehrter Leute, die beileibe nicht für Atheisten gelten wollten, thun es. Aber mit Christus steht es ganz anders.

[1] Ev. Joh. X, 33—36.

Aber die Auferstehung, eine historische Thatsache handgreiflichster Art, die eine Anzahl von Menschen, ja sogar 500 Menschen auf einmal, mit leiblichen Augen gesehen haben wollen, das ist eine stärkere Zumutung an den Glauben der nachkommenden Geschlechter, um die auch mit keinen Mitteln des Denkens und der Exegese herumzukommen ist. Daran ärgern sich daher noch heute Viele, die an Christus im allgemeinen zu glauben behaupten, und kommen damit zu einem Stillstand auf ihrem Glaubenswege, dem meistens ein Rückgang folgt.

Und doch ist diese historische Thatsache ursprünglich das ganze Christentum gewesen. Niemals hätten die Apostel den Mut gehabt, es vor der Welt zu verkünden, wenn Christus für sie am Kreuz und im Grabe geendet hätte.

Man sieht es ganz deutlich aus dem Anfang der Apostelgeschichte, daß nur diese persönliche Erfahrung von etwas ganz Außergewöhnlichem ihnen den Mut gab, gegen die jüdische Priesterschaft aufzutreten, und daß die Verkündigung der Auferstehung eigentlich anfangs ihre ganze spezielle Lehre war,[1] während sie sonst einfach Juden waren und es bleiben wollten.

Was hülfe uns auch — wenn man sich das getrennt denkt — ein „Sohn Gottes", der am Kreuz stirbt und definitiv begraben wird? Das könnte Niemand glauben, während umgekehrt von der Auferstehung auf den Gottessohn ein ganz logisch konsequenter Schluß zurückführt. Wenn die

[1] Ap.-Gesch. I, 8; II, 32; III, 15; IV, 2. I. Joh. I, 3; VIII, 37; XVI, 31; X, 28; XV, 5. Römer X, 9. Auch die Gegner wissen, wie viel darauf ankommt; Ev. Matth. XXVII, 63. 64.

Auferstehung unwahr wäre, so beruhte das ganze Christentum nicht bloß auf einem Irrtum, oder einer Sinnestäuschung, sondern geradezu auf einer Lüge, denn irgend Jemand aus dem Jüngerkreise *mußte* wissen, wohin der Leichnam Christi gekommen war, und es absichtlich verheimlichen. Eine solche Religion würde *ich* aufgeben. Damit aber notwendig auch jeden Glauben an einen Gott, der die Wahrheit schützen muß auf Erden. Es würde auch Jedermann der rechte Mut fehlen, den gleichen Weg zu gehen, den Christus gegangen ist, und ihn überhaupt zum Vorbild in allen Dingen zu nehmen (was doch *allein* Christentum und Nachfolge Christi heißt), wenn er in einem schmachvollen Tode ohne jede Offenbarung eines gerecht urteilenden Gottes geendet hätte. Dann hat das Böse gesiegt und sich als die höchste Macht auf Erden bewiesen, mit der man sich gütlich abfinden und Gott den Abschied geben muß.

Das ist daher auch heute das *Zeichen der Erkennung*, nicht das von Johannes im 4. Kapitel seines ersten Briefes angegebene, „daß Christus in das Fleisch gekommen ist.“[1] Das läßt sich sehr verschieden verstehen und deuten, wie *mir* denn auch persönlich der vielbewunderte Eingang des Evangeliums Johannis niemals den Eindruck einer objektiven Wahrheit gemacht hat, die nach *meiner* Ansicht stets eine *historische* ist.[2]

[1] I. Joh. IV, 2. 3.

[2] Die Wahrheit, die die Menschen überzeugt, ist stets nur die an historische Thatsachen, d. h. an *Geschehenes*, nicht an blos Gedachtes angeknüpfte. Was ist das „Wort“? Wie soll dasselbe

Der Glaube an Gott, an Christus, an eine unsichtbare Welt und Weltordnung neben der sichtbaren ist anfänglich immer ein Entschluß, bei manchen Menschen fast ein Akt der Verzweiflung. Wenn man damit warten will, bis man philosophisch überzeugt sei von der Wahrheit und Notwendigkeit eines solchen Gutes, dann kommt man nie dazu. Eher ist es möglich, sich rein negativ von der Unmöglichkeit einer auf bloßem Zufall beruhenden Welt zu überzeugen, die sich aus nichts zu dieser jetzigen Vollkommenheit von selbst entwickelt haben sollte, und ebenso von dem Widersinn, der darin liegt, daß ein geistig hochbegabtes Geschöpf, wie der Mensch, nur für kurze Augenblicke eines eigentlich zwecklosen Daseins geschaffen sein und dann in ewiges Nichts unrettbar versinken soll. Das Empörende einer solchen Welt, bei der Milliarden vernunftbegabter Wesen schon hoffnungslos versunken sind, ohne auch nur einen Augenblick der Freude erlebt zu haben, muß Jedem auffallen, der nicht die Augen davor verschließen und sich mit einem Achselzucken darüber hinwegsetzen will, befriedigt, daß er diesen kurzen Augenblick so viel als möglich genieße, wenigstens was man genießen heißt. Und ebenso ist es für einen einigermaßen Geschichtskundigen leicht zu sehen, welche Folgen diese rein rationalistische Weltanschauung im Gegensatz zu einer idealistischen,

---

im Anfang bei Gott gewesen sein? Kann man sich das vorstellen? Für mich ist das nur der Anfang der „Theologie", den ich entbehren könnte, wenn er z. B. in einer neu aufgefundenen Handschrift fehlte; die herrliche, unerfindbare Botschaft dieses unentbehrlichsten Evangeliums fängt eigentlich erst mit dem 6. Vers desselben an.

die auf dem Glauben an eine göttliche Weltordnung beruht, für die Völker der Erde jederzeit gehabt hat.

Wenige Menschen in besonders guten Verhältnissen und günstigen Charakterdispositionen wachsen ganz unbewußt aus ihrem Kinderglauben in den entschlossenen Glauben der Erwachsenen, als bloße Fortsetzung desselben, hinein; aber auch diese begegnen in ihrem späteren Leben oft genug noch plötzlich einem Löwen, der in ihrem bisher harmlosen Wege liegt.[1] Oder, wenn dies nicht der Fall ist, so bewahrt sie vielleicht nur Gott in Gnaden davor, weil sie dieser Probe nicht gewachsen wären. Wir können uns aber dann nicht vorstellen, daß sie in einen andern als den „Kinderhimmel" kommen; d. h. sie müssen die Prüfungen des selbständigen Glaubens, die notwendig sind, später nachholen.[2]

Ich will nun nur noch das sagen, daß auch dieser Glaube an einen auferstandenen und fortlebenden Christus

[1] Namentlich ist dies etwa der Fall, wenn sie aus guten in mißliche ökonomische Verhältnisse geraten, oder durch eine ungeeignete Heirat, oder unglückliche Liebe bei Mädchen. Oder wenn sie sonst plötzlich die gemeine Welt, von der sie bisher in ihrem geschützten Dasein keine Ahnung hatten, sich unmittelbar an sich herandrängen sehen und sich ihr gegenüber zuerst fast wehrlos empfinden.

[2] Das ganz Gleiche ist der Fall bei Personen, die sich in Stifte, Klöster und hinter ähnliche Schutzmauern flüchten. Sie thun vielleicht gut daran, sollten sich dann aber keineswegs etwas auf eine höhere „Heiligkeit" ihres Standes einbilden. Eine arme Frau, die mit der Not des täglichen Daseins schwer gerungen und ihren Glauben bewahrt hat, wird ihnen bei der schließlichen Abrechnung sicherlich vorgezogen werden.

noch nicht notwendig ein weltüberwindender Glaube ist, wiewohl ein persönlich beglückender und den einzelnen Menschen zum Heile führender.

Der gewaltige Glaube, von dem Christus sagt, daß er Berge versetzen könne, dem nichts mehr unmöglich sei,[1] den er selbst hatte, kommt erst dadurch, daß man die natürliche Eigenliebe ganz preisgibt und seinen Willen vollständig Gott übergibt. Das ist der einzige Weg dazu. Darüber täuschen Sie sich nicht.

Das ist nicht so leicht wie der historische Glaube an Christus und sein Werk. Da ist zuerst noch ein wahrer Tod davor, und ein moderner Philosoph (Kierkegaard) sagt sehr richtig: das Christentum sei zwar sehr schön und sehr sanft nachher, aber nicht unmittelbar vor diesem Tod. Da ist es vielmehr schwer und hart und es gehört viel Mut dazu; viele Millionen, die sich Christen nennen, ganz mit Recht so nennen, dürfen von Gott gar nicht zu diesem weltüberwindenden Glauben geführt werden und lernen denselben hier niemals kennen. Sie würden zurückgehen und auch den verlieren, den sie besitzen.[2]

---

[1] Ev. Matth. XXI, 21. Joh. XIV, 12.

[2] Wie der ganz unbekannte Jüngling, der die Leinwand fahren ließ und floh. Ev. Mark. XIV, 51. 52. Welchen Namen in der Weltgeschichte würde er jetzt haben, wenn er den Glauben an Christus und seine Mission festhalten und mit ihm etwas hätte leiden können!

IV.

Reden wir davon nicht weiter,[1] sondern lieber noch von einigen Hindernissen des Glaubens, die auf jeder Stufe seiner Entwicklung ihm im Wege stehen können.

Was den Glauben hindert, ist zunächst, wie schon oben gesagt wurde, nicht der zu große Verstand der Nichtglaubenden. Viele derselben könnten nur deswegen ganz gut Gläubige sein.

Auch nicht die bloße Unglaublichkeit der Dinge, an die man glauben soll. Jeder Mensch glaubt an unendlich vieles, was ihm nicht bekannter und an sich nicht wahrscheinlicher ist als die Wahrheiten des Christentums.

Ohne etwas, ja vieles zu glauben könnte man überhaupt gar nicht leben und mit Menschen und menschlichen Dingen verkehren.

Sondern das erste Hindernis des Glaubens ist gewöhnlich eine unvernünftige Erziehung, die den Menschen Glauben ohne alle Erfahrung und auf die bloße Versicherung von Leuten hin zumutet, zu denen sie vielleicht gar kein rechtes Zutrauen haben, weil diese oft selbst nicht, oder nicht recht glauben, wofür man ja als Kind ein instinktives Gefühl besitzt,[2] das oft lange Zeit nachher noch den Glauben hindert.

---

[1] In diesem Punkte, was diesen Glauben betrifft, kann man in Wahrheit sagen, er sei „nicht Jedermanns Ding".

[2] Schlechte, übermäßig formale, oder treiberische Religionslehre und Religionsübung erzeugt mindestens ebenso viel Nichtglaubende,

Das zweite große Hindernis ist ein dem Glauben nicht entsprechendes Leben. Wenn das Leben dem Christentum entspricht, auch bloß dem Willen nach und in aller Schwachheit, dann wächst der sonst so schwere Glaube ganz von selbst.

Das wissen die Gegner des Glaubens auch, daß ein Glaube, dem kein Leben folgt, kein rechter Glaube ist; und da sie eben nicht dem Glauben entsprechend leben *wollen*, oder nicht so leben zu *können* vermeinen, so geben sie lieber den Glauben selber auf. Das ist der *Hauptgrund* ihres Unglaubens.[1]

Denn, bemerken Sie wohl, der Glaube muß anderseits trotz jener Möglichkeit und Notwendigkeit, ihn an sich selbst zu prüfen und seine Wahrheit allmählig zu erfahren,

---

als ein zu wenig religiöser Unterricht. Der beste Religionslehrer ist zuerst eine glaubende Mutter, nachher die eigene Erfahrung. In der Biographie der Frau Booth steht darüber ein sehr richtiges Wort: „The attitude of many churches seems to me to be illustrated by some families, where the father is so austère and keeps at so great a distance from his children, that they hardly dare speak or breathe in his presence.“ Wenn dann solchen Kindern auch noch Gott als „Vater“ dargestellt wird, so hat das wenig Anziehendes für sie.

[1] Der Haß gegen das Christentum ist nicht immer auf Durst nach Wahrheit basiert, wie oft behauptet wird; sondern es ist der Widerwille, so zu *leben*, wie das Christentum es erfordert, und ein oft ganz ehrlicher Widerwille gegen die Heuchelei, die demjenigen, welcher seine Kraft noch nicht kennt, als beinahe *notwendig* erscheint. Hartnäckiger Unglaube ist aber auch stets eine Strafe, weil ihm ein Mangel an gutem Willen zu Grunde liegt. Da ist das Schmelzen umsonst gewesen. Jeremias I, 19; III, 25; VI, 29. 30.

doch von vorneherein schon ein unbedingter sein, d. h. man darf nicht etwa mit ihm eine Art von Kompromiß, oder gar Wette machen und sagen: Wenn das und das eintritt, dann will ich glauben.[1]

Manche Menschen machen sich auch ganz bestimmte Phantasien über die Art der Gotteshilfe, die sie erwarten; und wenn sie dann nicht genau so erscheint, so verzweifeln sie ohne allen Grund, ja sogar mitunter trotz der Hilfe.

Der rechte fehlerlose Glaube ist nur der der drei Männer im feurigen Ofen: Gott kann erretten, er thue es wie er will, und wenn er es nicht thun will, so wollen wir das goldene Götzenbild der Welt doch nicht anbeten.[2]

Wo das geschieht, da kann man mit Sicherheit sagen, daß man in jedem, auch dem einfachsten Leben viel Wunderbares erleben und an der unsichtbaren Welt bald nicht mehr zweifeln können wird.[3]

Die gewöhnlichsten, alltäglich vorkommenden Hindernisse des Glaubens sind Geiz, Sorgensinn überhaupt, Habsucht Ehrgeiz; denn sie stammen alle aus einer Gesinnung, die dem wirklichen Glauben an einen allmächtigen Gott und seinen Schutz direkt entgegensteht.[4] Wo Sie also z. B.

---

[1] Das ist das, was der böse Geist Christus vorschlägt und was Gideon im Alten Testament versuchte. Wenn es durch Gottes Gnade auch mitunter eintrifft, so glaubt man gewöhnlich noch immer nicht und will immer neue Proben machen. Das nennt die h. Schrift „Gott versuchen". Lukas IV, 9. Richter VI, 36—40.

[2] Daniel III, 17. 18.

[3] Es wird in geringerem Maßstab bei jedem Menschen wahr, was im Ev. Joh. I, 51 gesagt ist.

[4] Jeremias VII, 23.

einen Geistlichen sehr viel auf Geld und Gut, oder auf Anerkennung halten sehen, da können Sie ganz sicher sein, trotz allem entgegengesetzten Predigen, daß er noch einen schwachen, oft wankenden Glauben besitzt.[1]

Mitunter kommt Nichtglauben auch von viel Forschen und Spintisieren über Dinge, die man nicht wissen kann und soll, wie etwa das Ende der Welt, die Art und Weise des künftigen Lebens, die Wiederbringung aller Dinge. Das ist Müßiggang geistlicher Art, der auch auf diesem Gebiete „aller Laster Anfang" ist.[2]

Oder er kommt von geistlicher Genußsucht, überall in allerlei Kirchen und Versammlungen probieren, immer eine „Erbauung" nach der andern haben wollen, statt Arbeit. Der christliche Glaube ist ganz auf thätige Leute berechnet; und wenn Sie irgend einen Herrn, oder eine Dame sehen, die nichts als beständig in frommen Gefühlen leben will und fortwährend Veranstaltungen dazu sucht, denen trauen

---

[1] Der Bruder Egidius, einer der ersten Gefährten des h. Franz von Assisi, sagte daher, ich weiß nicht ob spöttisch oder naiv, zu zwei Kardinälen, sie müßten einen großen Glauben haben, daß sie ihn neben so viel Pracht und Reichtum bewahren könnten.

An was der Mensch zuerst unwillkürlich denkt, wenn er nachts, oder morgens erwacht, das ist sein Glaube.

[2] Daran scheiterte sogar ein wenig Bengel, dessen Gnomon wir keineswegs für so geistvoll halten, als es gewöhnlich geschieht und vielleicht ohne diese unnützen Spekulationen gewesen wäre; noch mehr Swedenborg und Andere. In der Religion soll man nie nach dem Nebensächlichen forschen, sondern nur die immer tiefere Erfassung des Wesentlichen im Auge haben, womit man auch ganz genug zu thun hat. Dante, Paradiso, XXVI.

Sie nicht; das hält kein Mensch lange aus ohne Scheinwesen und sodann Abnahme des inneren Lebensgehaltes.[1]

Ebenso habe ich stets ein gewisses Bedenken gegen den sog. „kindlichen" Glauben bei erwachsenen Personen. Es ist schon wahr, daß gerade sehr bedeutende Menschen leicht etwas Kindliches in ihrem Wesen behalten, und daß wir in gewissem Sinne in den Glaubensdingen hier noch Kinder sind und das männliche Alter erst später erreichen werden. Aber der Glaube ist dennoch eine sehr männliche Sache, die als solche, wo sie echt ist, der Welt imponiert und imponieren soll und gar niemals ins Kindische oder Süßliche fallen darf.[2]

[1] Der Mensch kann immer an Gott denken und in seiner beständigen Nähe leben; es ist das sogar, wo es wirklich der Fall ist, viel besser und förderlicher, und sicherlich Gott wohlgefälliger, als jeder andere sog. „Gottesdienst", aber er kann nicht immer nur mit solchen Gedanken sich beschäftigen, oder nur davon sprechen und darüber lesen, sondern er soll mit Arbeit sein Leben ausfüllen und sein Brod verdienen. Es tritt daher leicht bei allen Menschen, die sich nur der „Beschaulichkeit" widmen, oder nur immer „sich erbauen", oder Andere dazu anregen wollen, eine Abnahme des religiösen Gefühles ein, die dann durch äußere Agitation wieder ersetzt werden muß und in dieser Form leicht etwas Übertriebenes und Abstoßendes für Andere hat. Es ist der Fehler aller engen religiösen Vereinigungen, daß sie eine Versuchung zu geistlicher Genußsucht und Müßiggang mit sich bringen. Die französische Schweiz hat dafür den bezeichnenden Ausdruck: „distraction", oder gar „dissipation réligieuse".

[2] Wenn man also zu oft von dem „lieben" N. N. reden hört, oder von den „gar lieblichen" Zusammenkünften u. dgl., das wird Vielen leicht zu süß und aus solchen Lieblichkeiten besteht ein rechtes Leben im Glauben nicht. Das 10., 11. und 12. Kapitel des Hebräer-

Der beste Nährboden für die Pflanzung des Glaubens ist stets ein sehr bedeutender Verstand, der aber doch auf etwas Höheres, als Essen und Trinken, oder Lebensgenuß gerichtet ist.

In einzelnen Fällen kann ein Hindernis des Glaubens auch noch die Gelehrsamkeit sein, die aus diesen Lebensfragen einen bloßen Gegenstand wissenschaftlicher Forschung macht. In diesem Sinne sagt Christus selbst, daß Gott die Wahrheit den Gebildeten verborgen und den Einfältigen anvertraut habe.[1] Damit ist nicht gemeint, daß die gelehrten Leute nicht auch einfältig im rechten Sinne sein können; im Gegenteil, eine gewisse halbe Gelehrsamkeit ist viel hochmütiger auf ihre „Wissenschaft" und führt dieses große Wort viel mehr und bei jeder Gelegenheit im Munde, als die ganze. Sehr geistvolle Leute sind jetzt dem Glauben näher, als die mittelmäßig Gebildeten der gewöhnlichen Art. Dennoch enthält namentlich die Theologie, wie

---

briefes sind das Beste, was vielleicht über den Glauben überhaupt gesagt ist, und das hat gar nichts Liebliches an sich.

[1] Ev. Luk. X, 21. Daß die theologische Gelehrsamkeit auch schädlich wirken kann, wußte schon der h. Franziskus von Assisi, welcher dem ersten Lehrer der Theologie in seinem neu gegründeten Orden die Erlaubnis zu solchen Vorträgen nur nach langem Bedenken und mit den Worten erteilte: „Ich willige ein, daß du unsere Brüder in der heiligen Theologie unterrichtest, vorausgesetzt immer, daß durch eine solche Lehre der Geist des Gebetes weder in dir, noch in den Andern erstickt werde." In der That muß der Glaube jederzeit zwar von der Wissenschaft nüchtern und verständig erhalten, aber von ihr nicht überwuchert und erstickt werden; an diesem Problem arbeiten alle Jahrhunderte, jedes in seiner Weise, in jedem gebildeten Menschen.

Goethe im Faust es sagt, „sehr viel verborgenes Gift und von der Arzenei ist's kaum zu unterscheiden."

Endlich gibt es auch noch Leute, denen das Christentum überhaupt blos eine Parteisache ist, die mit allen möglichen Mitteln aufrechterhalten werden muß, und die es damit durchaus nicht genauer nehmen, als gewöhnliche Weltleute. Solche Beispiele sind heute ebenfalls häufig zu finden und Jeder von uns hat sie schon gesehen. Das ist vielleicht das größte Hindernis des Glaubens, das es jetzt für Viele gibt.

Die beste natürliche Disposition für das wahre Christentum ist ein angeborener gesunder Menschenverstand, der durch eine gute sittliche Erziehung weiter entwickelt wird.[1]

Allerdings muß dann dazu in einem gewissen Stadium des Lebens, bei den einen allmählig, fast unvermerkt, bei den andern mit einer überraschenden Plötzlichkeit, noch ein

[1] „Sanctified commonsense", nennt es ein amerikanischer Prediger (Finney). Es braucht beides, gesunden, im richtigen Sinne nüchternen Menschenverstand, damit die Religion nicht phantastisch werde, und ein Element dabei, das über die gewöhnliche alltägliche Anschauungsweise erhebt. Diese richtige Verbindung ist das Schwerste am Glauben, und es wird wohl kein denkender Mensch vorhanden sein, dem nicht in gewissen Momenten seines Lebens alle Religion als eine fast krankhafte Überreizung der Phantasie erschien, während er in andern sehr geneigt war, die Pfade einer einfachen, gesunden Verständigkeit zu verlassen. Heutzutage bewegt sich die Menschheit leider fast ausschließlich in diesen beiden extremen Richtungen. Ebenso sicher ist aber, aus Erfahrung gesprochen, daß ein fester Glaube zu einem wirklich gesicherten Lebensglück gehört, das ohne denselben auf zu schwachen Füßen steht.

unerklärbares Etwas kommen, das man die Gnade Gottes, die Berufung, die Erlösung, die Verleihung des h. Geistes nennen kann, ohne das alle menschliche Tugend und Weisheit stets etwas Mittelmäßiges und in der Anwendung Unsicheres behält.[1]

Das kommt aber auch, dessen seien Sie ganz sicher, wenn der Wille dazu vorhanden ist und Gott übergeben wird. Dann führt er selbst, bis ins Kleinste hinein, den menschlichen, doch sehr individuell gearteten Geist gerade auf den Wegen, die zu seiner richtigen Entwicklung am dienlichsten sind und die sonst keine Klugheit so gut findet.

Sonst aber, wo das nicht dazukommt, sehen wir es ja alle Tage, wie wenig sich eigentlich die Christen im Leben von den Weltleuten unterscheiden. Es gibt sogar Viele unter den letzteren, mit denen man beinahe lieber verkehrt, weil sie viel natürlicher und gutmütiger sind.

Und sie selber wollen dann stets auch nur als „arme Sünder" durch das Leben gehen und vom Tode erst eine plötzliche Verbesserung und Umwandlung ihres ganzen Seins erhoffen, an die doch etwas schwer zu glauben ist, wenn sie nicht schon hier entschieden angefangen hat.

Jetzt leben viele Christen eigentlich so hoffnungslos in Bezug auf ihr jetziges Leben, wie Andere. Sie hoffen nicht auf ein Gutwerden hier und können daher auch Andere nicht leicht bewegen, einen so aussichtslosen Pfad zu betreten, blos auf das künftige Leben hin. Nur damit

---

[1] „Nulla fides, si non primum Deus ipse loquitur, nulla verba Dei, nisi quae audit ipsa fides."

erreicht keine Kirche mehr etwas. Sie muß jetzt die Menschen ändern können.

Wir müssen jetzt in den Menschen zuerst wieder den Glauben wecken, daß ein besseres und glücklicheres Leben, als die gewöhnliche Jagd nach Erwerb und Genuß möglich sei. Dann werden sie es ganz von selber suchen, denn des jetzigen gewöhnlichen Materialismus ist eigentlich Jedermann satt und an den künftigen atheistischen Sozialismus, als besondern Glücksbringer, glauben auch im Grund sehr Wenige, die denken. Der wäre auch in der That höchstens nicht schlechter als das dermalige Egoisten-System, sondern im besten Falle blos ein Wechsel im äußern Besitzstand, der das Glück nicht herbeiführt.

Könnten wir den Menschen aber ein völlig gesundes, kräftiges und sehr freudiges Christentum zeigen, dann wäre die Welt jetzt, wie wir annehmen, einem solchen Glauben zugänglicher, als sie es noch vor fünfzig und hundert Jahren gewesen ist.

Die jeweiligen kirchlichen Konfessionen, Formen und Einrichtungen wären daneben nicht so wichtig, wie man es oft nimmt, nach keiner Seite hin betrachtet. Sie müssen nur wahr und nicht bloße Formalitäten sein, an denen auch unsere protestantische Kirche noch teilweise leidet. Die abgelesenen litaneiartigen Kirchengebete, die, weil ohne alle lebendige Zustimmung in dem Geist der Hörer, fruchtlos an dem Kirchengewölbe verhallen, die schleppenden, zu wenig aufmunternden Choräle und die vielen unverständlich gewordenen liturgischen Worte müßten sich zwar schon noch etwas ändern, wenn die Kirche neues Leben gewinnen

soll.[1] Doch — ich sage es nochmals — das ist nicht die Hauptsache.

Die Quintessenz aller religiösen, oder philosophischen Fragen ist heute einfach die: Entweder *glaubt* man an eine unsichtbare Welt neben der sichtbaren, oder nicht. Denn *wissen* im Sinne von wissenschaftlich erkennen kann man das *nie*; die Theologie ist eigentlich eine unfruchtbare Wissenschaft, blos als solche genommen. Eine „Kenntniß" Gottes im Sinne der übrigen wissenschaftlichen Kenntnisse gibt es nicht.

Glaubt man *nicht* daran, so muß man sich mit viel Klugheit und Anstrengung, aber auch viel *Furcht* und viel *Härte* gegen Andere durch ein Leben ohne rechten Endzweck zu drücken versuchen und dabei noch irgend einen *Genuß* aufsuchen, der für die vielen Schwierigkeiten wenigstens momentan etwas entschädigen kann.

Besseres gibt es dann nicht, und auch das wird sehr zweifelhaft, wenn das Alter, oder Ungesundheit, oder schlechte Verhältnisse hindernd dazwischentreten.

Im andern Falle hingegen kann man schon hier mit einem Teile seines Wesens in einer besseren Weltordnung leben und alles Mangelhafte ertragen lernen, da man von dieser unsichtbaren Welt stets über Wasser gehalten ist und ihre Kraft schon jetzt in stets zunehmendem Maße

[1] Frau Booth sagt darüber nicht ganz mit Unrecht, wenigstens für englische Verhältnisse: „The cold, formal services of the protestant church have done more to shut out from it the sympathy and adhesion of the masses, than any other cause. The people will forgive anything better than death and formality."

erfährt. Man muß aber diesen Weg ganz bestimmt gehen und nicht noch die Genüsse und Vorteile der Andern zugleich haben wollen. Dann, aber auch dann allein, wird man seinen wundervollen Segen selbst erleben.[1]

Der kurze Sinn des Christentums ist genau der, wie er schon im Kapitel I, Vers 9—12, des Ev. Johannis dargestellt ist, daß einmal historisch-thatsächlich ein möglichst vollkommenes Licht über diese überirdischen Verhältnisse in die Welt kam. Die es aufnahmen und seither durch Tradition aufnehmen, bekommen die Kraft eines höheren und freudigeren Lebens, welches die Andern nicht finden können. Alle aber haben die vollkommen freie Wahl, dieses Licht aufzunehmen in ihr Leben, oder nicht; gezwungen werden, oder mechanisch aufgenommen werden in den Kreis der Gläubigen kann Niemand. Das ist ein Irrtum. Thun sie es nicht, so bleiben sie ohne rechte Kraft für die sittlichen Forderungen und Aufgaben des Lebens, und ohne rechte Freudigkeit, und sollen sich dann auch nicht weiter über das Elend der Welt beklagen, denn sie haben die Rettung daraus für sich und die Ihrigen nicht gewollt.

V.

Die innere Freudigkeit ist daher auch stets der eigentliche Beweis des Glaubens.[2]

---

[1] Maleachi II, 1. 17; III, 3. 10—20.

[2] Darum sagt der 119. Psalm, Vers 45: „Ich wandle fröhlich, denn ich suche deine Befehle."

Wo dieselbe nicht vorhanden ist, ist auch der Glaube noch in den Anfängen.

Das Gefühl der Sündhaftigkeit und Schwäche der Menschennatur ist damit vollkommen vereinbar.[1] Aber man kennt auch die längst gegebene Hilfe, die stete Bereitschaft und Macht derselben und die Sicherheit einer fortschreitenden Besserung. Das alles macht die Seele nach und nach tapfer, fröhlich und selbstgewiß.

Der Glaube ist auch nicht und auf keiner seiner Stufen ein ruhiger, unbestrittener Besitz, sondern eine Gewohnheit der Überwindung äußerer und innerer Schwierigkeiten durch einen allerdings stets ruhigen Punkt im Innersten der Seele.[2]

Wir brauchen also keineswegs an dem Fortbestand des Christentums im kommenden Jahrhundert zu verzweifeln, so viele Gegner verschiedener Art sich wieder gegen dasselbe zu vereinigen scheinen.[3] Es sind ihrer doch nicht mehr und nicht gefährlichere, als vor hundert Jahren und schon oft früher, im Gegenteil. Aber so viel ist klar, daß das zwanzigste Jahrhundert, das keine Gewaltmittel

---

[1] Vgl. Zinzendorfs berühmtes Lied „Du unser auserwähltes Haupt", Nr. 276 der Brüdergemeinde. Daher ist auch David ein Liebling Gottes trotz aller seiner Fehler geblieben.

[2] Daher wird auch die Kraft zum Glauben nicht auf einmal als eine Art Kapital gegeben, sondern von Fall zu Fall, und soll man auch in dieser Richtung nicht für den morgigen Tag sorgen. Die Versuchung besteht gerade darin, daß man die künftigen Schwierigkeiten voraussieht, die künftige Kraft aber nicht.

[3] Vgl. darüber das schöne Lied von Justus Jonas, dem Gefährten Luthers, Nr. 726 der Brüdergemeinde und Psalm 2.

zur Aufrechthaltung der Religion mehr anwenden kann, ein Christentum schwerlich sehr respektieren wird, das nur aus Worten oder Formen besteht, an die man eigentlich nicht glaubt, so, wie man an die Existenz einer Eisenbahn oder von Amerika, oder überhaupt eines fremden Landes glaubt, das man auch nicht gesehen hat, von dessen Vorhandensein man aber dennoch völlig überzeugt ist. Das heißt glauben.

Und ebenso ist klar, daß die Frage, ob ein Gott sei und ob Christus auferstanden sei, so wie die Evangelien und die ersten Christen es meinen, unumwunden beantwortet werden muß. Daran wird sich dann zeigen, ob das Christentum eine ewige Wahrheit ist, oder eine Zeitanschauung, die ihre Zeit für die Erziehung der Menschheit gehabt hat und nun einer andern Platz macht. Die Wahrheit wird die Welt des nächsten Jahrhunderts um jeden Preis in dieser Sache sehen wollen; darauf machen Sie sich nur gefaßt.

Wenn wir daher unsere Eingangsfrage: „Was ist Glaube?“ wiederholen und nun mit einem Worte beantworten sollten, das gar nicht nach der Theologie und ihren allzubekannten Formeln schmeckt, so würden wir sagen: Glaube ist der Mut zu einem idealen Leben, das aus dem Gehorsam gegen Gott besteht. Eigentlich sagt das schon das älteste, erste und völlig genügende Gebot: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.“

Rein praktisch genommen, ohne den Versuch einer Definition, die stets mangelhaft bleiben wird, besteht

Glaube aus einer richtigen Mischung von gesundem Menschenverstand mit Mut, an Unsichtbares sich zu halten, und von Thatkraft mit Ergebung, wie es aber nur von denjenigen verstanden werden kann, die es im Leben selbst erfahren haben.

Das alles hatten seiner Zeit die Pharisäer nicht, trotz ihres dogmatischen Glaubens, den sie im Übermaße besaßen, und sie haben es noch heute nicht, wo immer ihre Art und Weise des Denkens etwa vorkommt. Daher fehlt ihnen auch stets die Freudigkeit des eigenen Sinnes und Wesens, und die daraus hervorgehende Geduld mit allen Denen, die noch nicht ganz genau den richtigen Weg gefunden haben, oder nicht schon auf der gleichen Stufe stehen. Unduldsamkeit gegen Anfänger ist stets ein Beweis eines mangelhaften Glaubens.

„Darum" — sagt der Apostel Paulus, nachdem er selbst aus dem gewöhnlichen formalen Glauben durch das merkwürdigste Ereignis seines Lebens zu einem besseren gelangt war — „darum, meine lieben Brüder, seid fest und unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn. Denn ihr wisset es ja, daß eure Lebensarbeit nicht eine vergebliche ist" — wie die so mancher unserer gebildeten Zeitgenossen, denen Gott den Wunsch zum Glück zu gelangen auch noch geben möge.

„Wunderbar soll's sein, was Ich
bei dir thun werde."

II. Moses XXXIV, 10.

I.

Was die Weltstimmung am Ende unseres Jahrhunderts zu charakterisieren scheint und wofür man speziell den Ausdruck „fin de siècle“ gefunden hat, ist eine epidemisch gewordene Furcht, Ermüdung und Mißstimmung, die aus dem ebenso allgemeinen Jagen nach vermehrtem Lebensgenuß und dem Preisen der unvergleichlichen Thaten dieses Jahrhunderts wie ein trüber Bodensatz übrig geblieben ist.[1] Beinahe einzig neue Sekten haben noch einen frischeren, lebensfreudigeren Zug, durch den Glauben an eine bestimmte Möglichkeit der Rettung für Viele, und es bildet dies ohne Zweifel einen Hauptgrund ihrer Anziehungskraft; denn die Menschen wollen im allgemeinen doch noch gerne Hoffnung, Mut und nicht bloß Trostlosigkeit empfinden.

Es ist etwas ganz Ähnliches, wie wir es aus dem Ende der sogenannten klassischen Geschichtsperiode, in den ersten beiden Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit kennen,[2]

[1] Vgl. hierüber den separaten Aufsatz „Über Neurasthenie“, deutsch und französisch.

[2] Das Tagebuch des Kaisers Marc Aurel gibt davon ein sehr deutliches Bild, das oft an heutige Verhältnisse erinnert; es zeigt die Verzweiflung an aller Möglichkeit einer gründlichen Weltverbesserung bei den allerbesten Menschen, welche das Christentum nicht zu begreifen im stande waren.

ehe das junge Christentum den Beruf empfing, eine scheinbar hoffnungslos veraltete, dem Absterben nahe Welt mit neuer Lebenskraft und einem bessern Lebenszweck, als der Freude an sinnlicher Schönheit und menschlicher Weisheit zu erfüllen. Eine schwere Aufgabe — und dennoch ist sie gelöst worden; die Welt hat sich noch einmal zu ungeahnter Geisteskraft und Lebensfülle erhoben, mehr als irgend Jemand es damals vermuten konnte, wenn er die unbedeutende Schar der ersten Jünger vor sich sah.

Nun soll die gleiche Aufgabe noch einmal gelöst werden, inmitten einer sogenannten Christenheit, deren Lebenskraft und Lebensmut in hohem Grade verloren gegangen ist. An Jeden, der jetzt lebt, wird die Frage gestellt — von sehr verschiedenen Fragern zwar, sachlich aber doch die gleiche — ob er teilnehmen will an einer Erneuerung der Welt, oder zu denen gehören, die sich bei Seite stellen und in den Pessimismus des „fin de siècle" ergeben.

Für wirkliche Christen ist das keine Frage. Doch steht, wie ein ernster Wegweiser, das letzte Wort, welches die Evangelien von Christus aufbewahrt haben, an der Schwelle, welche alle seine Nachfolger — nicht ins Kloster schickt, sondern in eine Welt entläßt, in der sie zu wirken haben: Ev. Joh. XXI, 18.[1]

[1] Damit schloß damals ein kurzes, aber in seiner Art einziges Stück der Weltgeschichte, um fortan einer unaufhörlichen Betrachtung und Kommentierung Platz zu machen, die bereits ganze Bibliotheken füllt, deren größter Teil für ein Leben in der Gesinnung Christi geringen Wert hat. Auf eine weitere Frage folgt nur noch der

Es ist dies eines derjenigen Worte des Evangeliums, die nicht „tröstlich", sondern eher aufregend, sogar drohend klingen und zu deren Verständnis und Annahme schon einige Erfahrung in der „Erträglichkeit" des Christentums gehört. Das Beunruhigende verschwindet jedoch größtenteils, sobald man den Hauptaccent auf das Wort „führen" verlegt.

Der direkte Gegensatz der „Führung" ist das „Strebertum", das glaubenslos, lieblos und ruhelos, von jedem Andern das befürchtend, was es ihm selbst gönnt und wo möglich anthut, seinen schwindelnden Pfad verfolgt, um am Ende desselben, auch wenn es seine Zwecke erreicht, ermüdet, enttäuscht, unvermißt von Allen, denen es während seiner Laufbahn begegnete und oft im Wege stand, in eine hoffnungslose Nacht zu versinken.[1]

Aber auch wo diese trostlose Lebensauffassung nicht besteht, ist eine Gefahr vorhanden, die Idee der Führung nicht recht zu begreifen, die stets etwas Wunderbares an

---

kurze, fast militärische Befehl: „Was geht das dich an? Folge mir nach!"

[1] Sie können „die Last schließlich doch nicht mehr wegbringen und ihre Seelen müssen ins Gefängnis gehen." Jesaias XLVI, 2. In einer Geschichte der Frau von Ebner sagt eine kluge Greisin immer: „Nur ruhig, nur gscheit." Sehr wahr, aber wer kann es immer sein, wenn er nur auf sich selbst angewiesen ist. Da ist der Rat I. Chron. XXII, 13 doch noch gescheiter. Das vollendete Gegenteil der Führung ist die moderne Reklame. Wer sich auf diese stützt, der glaube ja nicht, gleichzeitig Führung haben zu können. Es gibt auch nichts, was den menschlichen Geist so herunterbringt, als das Gefühl, diesen Künsten seine Existenz zu verdanken.

sich trägt.[1] Der moderne Mensch, selbst in seinen besten Augenblicken, will eigentlich doch stets *seinen* Weg gehen, und der Gott, an den er glaubt, soll ihn mit Rat und Schutz *begleiten*. Er will überhaupt einen Gott als einen stets vorhandenen und bereitwilligen Helfer für sein eigenwilliges Handeln haben; nicht er ist der Knecht, sondern Gott ist der Diener *seines* Willens und seiner, man kann dabei gerne annehmen, sehr wohlgemeinten und tugendhaften Entschließungen. Man wollte auch viel lieber, wenn es sein könnte, sich nicht täglich, oder sogar noch öfter an Gott erinnern und wie in der israelitischen Wüstenwanderung sein tägliches Manna sammeln müssen, sondern wie jener thörichte Mann, der seine Scheune vergrößerte und Nachts darauf starb, ein für allemal einen guten Vorrat von Glück für das ganze, oder wenigstens das halbe Leben garantiert bekommen. Angeblich zwar deshalb, um dann sich mit „geringeren" Gedanken nicht weiter befassen zu müssen, sondern sich ganz nur Gottes Werken auf Erden widmen zu können. In Wirklichkeit aber, um ein „Kapital" zu besitzen, womit man Gottes Hilfe nicht mehr fortwährend bedarf und nach und nach auch das Bitten auf eine bloße Formalität, oder auf einen Dank dafür reduzieren kann, daß man zu denen gehört, die, nebst Kindern und Kindeskindern, ein für allemal „versorgt" sind. Es gehen unendlich viele Christen an dieser Art von geistigem „Kapitalismus" zu Grunde, oder

[1] Vgl. Phil. III, 13—15. II. Mos. XXXIV, 10. Jesaias XXVIII, 29. Psalm IV, 4; VI, 7. Micha VII, 15. Josua XXI, 45. II. Chron. XVI, 7—9.

erreichen wenigstens lange nicht das an Lebenskraft und Lebenswirkung, was sie haben könnten und sollten.

Das alles, will nun Christus in dem oben angeführten Abschiedsworte sagen, geht von einer gewissen Stufe der innern Entwicklung ab, wenn ein Mensch wirklich in seine Nachfolge mit Bewußtsein eintritt, nicht mehr an; er tritt unter eine Führung und unter ein Kommando, an Stelle aller eigenen Wahl.

Die Kompensation für dieses Aufhören einer gewissen Selbständigkeit, die der Mensch ungerne sich entgehen läßt, ist das Aufhören der *Furcht* im Leben, das ganz unbeschreibliche und ebenso unerklärliche Gefühl einer inneren *Sicherheit*, welches man nur *erfahren* kann, einmal erfahren aber nicht mehr vergißt. Denn es erfüllt die Seele mit Kraft und Lebensmut, läßt ihr Schwierigkeiten klein erscheinen, die vorher riesengroß waren, und Schwachheiten erträglich, die sie vorher fast zur Verzweiflung reizten.[1]

Naturgemäß ist das Leben eines jeden Menschen von dem Augenblicke an, in dem es bewußt zu werden beginnt, bis zu demjenigen, in dem es aufhört, von *Furcht* begleitet; der Knabe fürchtet sich vor den beständig steigenden Anforderungen der Schule, der Jüngling und Mann vor den wachsenden Erfordernissen der Existenz, der Greis vor

[1] Wo das fehlt, da ist der schönsten Rechtgläubigkeit, oder der größten Thätigkeit in sogenannten „Reichs-Gottes-Werken" nicht zu trauen; es fehlt eben die Führung. Alle Menschen, die keinen Gott haben, fürchten sich vor Menschen. In diesem Sinne ist auch das antike Wort wahr: „Die Furcht erzeugt die Götter."

der Abnahme der Kräfte und zuletzt noch oft genug vor dem Tode, der ja vielleicht nur das Eingangsthor zu neuen und unbekannten Schrecken sein kann. Einzig das erste Kindesdasein ist naturgemäß von Furcht frei, und daher wird es so oft glücklich gepriesen.

Was der Mensch eigentlich von allen Gefühlen am meisten fürchtet, das ist gerade das Gefühl der Furcht.[1]

Es gibt daher kein einziges Wort in der Bibel, das häufiger vorkommt, als das Wort: „Fürchte dich nicht!" Niemals aber wird es zu Jemanden gesagt, der nicht in der Führung Gottes steht.[2]

[1] Kein Mensch fühlt sich als ein ganz selbständiges Wesen, unverknüpft mit der Natur, die ihn umgibt. Hat er keinen Glauben an einen gütigen, leitenden und beschützenden Gott, so empfindet er oft ein unbestimmtes Grauen vor dunkeln, ihn auf Schritt und Tritt unsichtbar begleitenden Schicksalsmächten, denen er thatsächlich, früher oder später, verfällt. Irgend einen Aberglauben haben Alle, die keinen Glauben haben. Ein festes, allzeit ruhiges und vor allem Aberglauben gesichertes Dasein bringt nur der reine christliche Gottesglaube mit sich, und selbst von diesem bloßen Klugheitsstandpunkte angesehen, ist er das Beste, was der Mensch auf dieser Erde an Lebensphilosophie finden kann. Ohne Zweifel stammt die Furcht zum Teil aus der Kultur selbst, die nicht mutig, sondern feig macht, wenn nichts Besseres noch mit ihr verbunden ist; das zeigt die Geschichte aller Kulturvölker.

[2] Vgl. hiezu folgende Stellen: Markus V, 36; IV, 40. Jesaias VII, 4; VIII, 12; XI, 2; XVII, 14; XLI, 10; XLIII, 1. 5; XLIV, 2; LI, 13; LV, 3, 17. I. Mos. XV, 1; XXVI, 24; XXI, 17. IV. Mos. XIV, 9. V. Mos. I, 21; VII, 18. 22. 24; XI, 25; XX, 1—4; XXXI, 6. Josua I, 5—9; X, 8. 25. XXI, 44. 45. Richter VI, 23; VII, 10. I. Sam. XII, 20. 24; XIV, 6. II. Kön. VI, 16. I. Chron. XVI, 22; XXVIII, 20. II. Chron. XXV, 8. Hesekiel

Welches die nächsten Ursachen der Furcht in jedem einzelnen Falle sind, ist erschöpfend nicht zu sagen; doch können vielleicht einige Andeutungen auf die Spur leiten, für den wenigstens, welcher die Umstände des einzelnen Falles näher kennt. Meistens ist es Eitelkeit, die „die Wurzel alles Übels" ist und Gottes Nähe unmöglich macht; mitunter auch der Geiz, welchen die h. Schrift in dieser Weise bezeichnet; öfter noch der Sorgengeist, oder ein sonstiger unausgerotteter Wurzelrest des weitverzweigten Gewächses Eigenliebe, oder dann Genußsucht, oft ganz feiner, geistlicher Art, oder Unlauterkeit, Unrealität in irgend einem Punkte des Handelns, die Menschenaugen gar nicht sehen, die aber Gott durch das Verschwinden des Sicherheitsgefühls und das Eintreten von Furcht mit Zuverlässigkeit anzeigt, denen, die darauf achten.

Es ist dann gar nicht zweckmäßig, das des langen und umständlichen mittelst Selbstprüfungen, Tagebuchführung, Ratseinholung bei Menschen, Wallfahrten zu Kirchen, oder sonstigen „Reichs-Gottes-Orten" näher zu ergründen, was bei dem unruhigen Zustande des Gemüts

---

II, 6. Zephanja III, 16. Haggai II, 4. 5. Joel II, 21. Sacharja II, 9—12. Matth. VIII, 26; XIV, 31. Lukas VIII, 50; IX, 24; XVII, 33. Joh. XVI, 33; XIX, 11. Ap.-Gesch. IV, 20. 29. 31; V, 20; IX, 16; XIV, 22; XVIII, 10; XX, 24; XXIII, 11. XXVII, 24. Römer VIII, 15. 35—37. I. Kor. VII, 23; XVI, 13; II. Kor. XII, 10. Gal. II, 12. Eph. VI, 10. II. Tim. II, 5; III, 11. I. Petri V, 9. Ebr. II, 15; VI, 18. Jakobus I, 12; IV, 7. Offenbarung III, 12; XXI, 7. 8. Die Furcht wird zuerst in I. Moses III, 10 erwähnt.

nicht, oder nur unvollkommen gelingt, oder in irgend eine Form von Menschenknechtschaft ausartet; sondern es ist besser, einfach, ohne langes Verweilen bei den Ursachen, umzukehren. Es geschieht durch die Aufgabe des eigenen Willens. Das ist der einzige Weg, wenn man sich so ausdrücken darf, um Gott, wenn er dem Menschen ein ferner Gott geworden ist, wie durch dicke Nebelhüllen von ihm getrennt, näher zu zwingen, und diese Nähe füllt dann das vom eigenen Willen leer gewordene Herz aus und läßt keine Traurigkeit oder Furcht neben sich bestehen. Auf irgend etwas muß der Mensch seinen Lebensmut stützen; was soll es sein? — Jugend; sie vergeht rasch. Das eigene Herz, die eigene Kraft; diese ist sehr zerbrechlich durch Krankheit, Alter, schwere Lebenserfahrungen, und das Herz ist bald trotzig, bald sehr verzagt. Menschen; davor warnt Jeremias XVII, 5. Geld vollends, das ist eine wankende Stütze in unserer Zeit und eine durchaus ungenügende, wenn nicht noch etwas anderes daneben besteht. Dann bleibt noch Aberglaube, Stern, Glück, oder Gott; einen wirklichen Anhaltspunkt aber gewährt nur er allein denen, die wirklich an ihn glauben.

Für diese hören nach und nach alle Sorgen auf und an ihre Stelle tritt eine sichere Zuversicht, daß alles gut werden muß und nichts wirklichen Schaden bringen kann, weder Unglücksfälle, oder Bosheiten und Nachlässigkeiten von Menschen, noch eigene Fehler. Das ist es, was der Apostel Paulus meint mit den berühmten Worten, die durch viele Jahrhunderte hindurch schon Millionen Leidender wirksam getröstet haben: „Denen, die Gott

lieben, müssen alle Dinge zum Vorteil dienen, weil sie nach einem bestimmten Plane berufen sind." Wer das einmal in seinen Lebensplan mitaufgenommen hat und diesen Glauben unter keinen Umständen mehr fahren läßt, der „setzt seinen Fuß (wie Thomas von Kempis sagt) in das Land des Friedens und der Ruhe."[1]

II.

Diese Führung bleibt immer etwas Sonderbares und es mögen manche Leser diesen ganzen Abschnitt für unsere Zeit etwas ungeeignet finden; wir verübeln es ihnen keineswegs. Das Gefühl einer Verwunderung bleibt auch im einzelnen Erlebnisse nicht ganz aus. Sie macht aber gerade deshalb den Hauptreiz eines Lebens aus, das mancherlei andere Lebensreize entbehren muß. Sie ist die Romantik in einem solchen, deren das menschliche Herz tief bedürftig ist,[2] obwohl die „wunderbaren" Ereignisse[3] oft einfach aussehen und scheinbar aus „Zufällen" bestehen. Wer sie

---

[1] Es gibt viele Menschen, die diese Veränderung in ihrem eigenen Leben erfahren haben. Dennoch sind selbst diese manchmal noch so thöricht, bei jedem Falle einer scheinbaren Enttäuschung fast zu verzagen, oder sie fragen nicht zuerst, ob sie sich denen zuzählen dürfen, die Gott wirklich lieb haben und auf die der Spruch Anwendung findet, was doch zunächst läge. Maleachi II, 17; III, 14. 15. 17—20. Vgl. auch Josua I, 7—9. Ev. Joh. I, 51. II. Mos. XXIII, 20.

[2] II. Mos. XXXIV, 10. Jesaias XXVIII, 29. Psalm IV, 4.

[3] „Fußstapfen Gottes", wie sie Funcke nennt.

aber erlebt, weiß, daß es nicht Zufälle sind, und schöpft daraus seine tiefste Überzeugung von Gott.[1]

Das Auffallende an der Führung ist namentlich folgendes: daß man oft Bücher, einzelne Worte (mitunter auch Menschen) gerade zur rechten Zeit zu Gesichte bekommt, wenn man sie notwendig braucht;[2] daß man über große Gefahren wie mit verbundenen Augen hinwegkommt, indem manches unbekannt bleibt, was Furcht erregen oder ein Abweg sein konnte, bis es vorüber ist; namentlich ist dies mit den Verlockungen zur Eitelkeit und Sinnlichkeit der Fall; daß Wege, die man nicht gehen soll, wie mit Dornen verzäunt sind; umgekehrt hingegen große Schwierig-

[1] Vgl. I. Mos. XII, 1—3; XIX, 16; XXVIII, 15. II. Mos. XXXIII, 19. III. Mos. XXVI, 13. IV. Mos. IX, 18. V. Mos. IV, 20; V, 6; VIII, 18; IX, 3. 29; XXVI, 8; XXX, 11—16; XXXI, 9—13; XXXII, 10—12. Josua III, 7; V, 14; VI, 27; IX, 14; XXI, 45; XXIII, 6—15. II. Sam. XXII, 3. 31; XXIV, 14. Psalm XVIII, 27. 31; XXVII, 1; XXV, 21; XXXII, 8; XXV, 10; L, 15; LXII, 2. 7; LXVI, 10—12; LXXIII, 23—25; LXXXI, 11—15; LXXXIV, 6—8. 12. 13; XCI, 7. 8. 11. 13; XCVII, 11; CIII, 11; CXLII, 8; CXLVIII, 5. 6; CXXI—CXXIX. Sprüche II, 7. 8; III, 5. 13—17; IV, 18. 19; X, 29. Prediger VII, 14. Jesaias VIII, 10. 18; XVII, 11—14; XXVI, 4; XXVII, 3. 5; XXVIII, 24—29; XXX, 15. 20. 21; XXXI, 5; XXXII, 18; XXXIII, 16—18; XXXV, 8; XL, 31; XLI, 8—11; XLIII, 1—6; XLV, 2—5; XLVI, 4. 11; XLVIII, 18—22; XLIX, 15. 16; LII, 11. 12; LVIII, 11. 12; LIX, 1. 2; LXV, 22—24; LXVI, 12—14; LXXVII, 11. Sacharja II, 9. 12; X, 7. Ap.-Geschichte XVI, 6—9. Maleachi III, 13—18. Hosea XIII, 10. Brüdergemeinde Lied 648, Vs. 2. 672. 686. 908. 343. 543. 713. 179. 172. 175. 1063.

[2] Sehr oft namentlich Trost durch die Freundlichkeit ganz kleiner Kinder erfährt; das ist das Rührendste.

keiten sich plötzlich heben (das Wunderbarste ist oftmals ein „glückliches Mißlingen"); daß man, wenn es Zeit zu etwas ist, oft plötzlich Mut bekommt, der früher fehlte, oder den Kern einer Sache erblickt, der früher verschleiert war, oder Gedanken, Talente, ja mitunter Kenntnisse und Einsichten in sich entdeckt, von denen man nicht zu sagen weiß, woher sie kommen;[1] daß endlich Menschen helfen oder nicht helfen, günstig oder ungünstig gestimmt sein müssen, die es gar nicht wollen, so daß oft Gleichgültige, oder sogar Feindliche die größten Dienste und Förderungen erweisen.

Es geschehen auch noch außerdem merkwürdige Dinge, die nicht leicht zu erzählen sind. Zweifellos aber geht man stets durch „offene Thüren" und auf dem leichtesten Wege, mit so wenig Sorgen als möglich.

Sodann thut man seine Sachen nicht zu früh und nicht zu spät, wodurch sie gemeinlich verdorben werden, selbst wenn sie gut vorbereitet sind.

Man thut sie im weitern mit Gemütsruhe, fast wie wenn sie uns nichts mehr angingen, sondern man nur einen Auftrag für Dritte damit zu besorgen hätte, bei dem man ja meistens viel ruhiger handelt, als in eigener Angelegenheit.

Man kann ferner auch mit allem warten, was eine große Lebenskunst ist. Auch die Erfahrung ist eigentümlich, daß immer Eins nach dem Andern kommt und man Zeit gewinnt, erst in dem Einen festen Fuß zu fassen.

Es fällt einem auch immer zur rechten Zeit ein, was man zu thun hat, oft auf eine sehr auffallende Art, wie

[1] Jeremias I, 19; XV, 19. Hesekiel III, 26. 27. Jes. XXX, 21.

wenn ein Dritter für die rechtzeitige Erinnerung an leicht zu vergessende Dinge sorgte.[1]

Manchmal werden auch Menschen zur rechten Zeit geschickt,[2] um das zu verlangen oder zu beantragen, was geschehen soll und was man nie den Mut und den Entschluß hätte, von sich aus zu thun.

Allein durch diese öfteren Erfahrungen kann man auch alle Menschen, selbst widerwärtige, nachlässige und böse, geduldig ertragen; denn auch sie sind Werkzeuge Gottes zum Guten, oft sogar die wirksamsten.[3] Ohne diesen

---

[1] Hiob XXXIII, 15—19.

[2] Es ist auch eine der Aufgaben des menschlichen Lebens, solche Aufträge zu übernehmen, Werkzeug Gottes zu sein. Es ist eine Aufgabe, die gehörig erfüllt sein will; dann gereicht sie auch diesen Werkzeugen zu Trost und Segen, und sehr oft wird damit eine doppelte Gottesthat gethan. Sie müssen aber ihren Auftrag nicht nur annehmen, sondern sofort und auf das beste erfüllen, ohne jede Zögerung und Zweifel, sie dürfen sich weder von Menschenfurcht, noch Geiz, oder falscher Scham davon abhalten lassen, sie müssen ganz genau das thun, was sie sollen, nicht weniger und auch nicht mehr, und vor allem die Ehre nicht annehmen, die daraus folgen kann, sondern sie ganz Gott lassen. Darin fehlen namentlich Geistliche und Schriftsteller sehr oft und berauben sich des besten Teils ihres wirklichen Lohnes. Es gibt für sie nichts Schädlicheres als die sogenannte „Verehrung." Freundschaft der Menschen zu einander, die in unserem Zeitalter selten ist, ist gut und gesund, Verehrung schädlich für beide Teile.

[3] Gott muß auch solche Leute verwenden; auch das Böse in der Welt muß ihm zum Guten dienen; er kann nicht lauter gute Werkzeuge haben. Die Feindschaft wird nicht immer aufgehoben, nur ihre Macht; aber oft macht Gott auch die Feinde zufrieden. II. Mos. XXIII, 17. 20. 30; XXXII, 34. V. Mos. XXXII, 35. 36. 39.

Gedanken würde es den Allerbesten schwer sein, immer etwas Gleichmut zu bewahren.[1] Man sieht eben mit dem Gedanken der Führung manches ganz anders an in seinem Leben, als es sonst menschenmöglich erscheint.

Das sind alles Dinge, die Jeder weiß, der einige Erfahrung darin hat, und für die man sprechende Beispiele anführen könnte. Man kann mit der größten Klugheit nicht alles erreichen, was mit der Führung von selber kommt. Das nennt daher ein Prophet des Altertums „in Seilen der Liebe gehen,"[2] und ein anderer fügt bei: „Sie werden sich wundern und entsetzen über all dem Guten und all dem Frieden, den ich ihnen geben will."[3]

---

[1] Dann kann das Wort des Kardinals Manning wahr werden: „There is room for only one fear in a true man, the fear that he may be wrong."

[2] Hosea XI, 3. 4. Es ist aber stets gefährlich, solche Dinge zu erzählen; sie verlieren dadurch nicht nur ihren Duft, sondern es bleibt auch leicht eine gewisse Leere im Herzen zurück.

[3] Vgl. Jerem. XXXIII, 9; XXXII, 38. 40. 41. Jes. XLIX, 15. Lukas I, 49. 50. 74. I. Mos. XXX, 2. 3. Jes. XLI, 14. II. Mos. XXIX, 45. I. Sam. XXX, 6. Sprüche I, 32, 33; II, 7. 8; III, 26. 35; IV, 18. 19; X, 7. 26. 29; XI, 31; XIV, 36; XVI, 3. 4. 7; XVIII, 10; XX, 22; XXI, 21. 31; XXIV, 18. 19; XXVIII, 1, 14; XXIX, 25; XXX, 5. Der 91. Psalm ist das Kriegslied für diese gottgeführten Leute, das noch heute hieb- und stichfest macht, nur etwas weniger mechanisch, als die schwedischen Reiter es glaubten. — So gibt es also am Ende gar noch Wunder für einen vernünftigen Menschen des 19. Jahrhunderts? fragen hier Einige. Wenn es einen wirklichen Gott gibt, ja; denn derselbe ist dann selbst das allergrößte und unbegreiflichste Wunder, und er wird auch die Macht haben müssen, wenn er will, etwas zu thun,

Bemerke nun aber erst noch folgendes:

Diese Führung wird dir, wenn du sie wünschest, wahrscheinlich sofort eine tüchtige Arbeit auferlegen, für die du nun fähiger geworden bist; dagegen keinen weder vornehmen oder geistlichen, noch gewöhnlichen Müßiggang gestatten, und ebensowenig eine allzu große Zartheit der Empfindung, eine Menschen- oder Thatenscheu, Kränklichkeit, Nervosität, oder andere solche „Zustände", und ganz sicher auch nicht die kühle „Respektabilität", welche viele Menschen von allem abhält, was nicht der gewöhnlichen Anschauung der Menschheit, oder des gerade herrschenden Zeitgeistes entspricht. Es ist das eine der „scharfen Ecken" auf dem Wege zu einem ganz rechten und demgemäß auch ganz freudigen Leben, an der Viele nicht vorbeikommen. Die Eiskruste, welche sich durch die beständige Berührung mit der kalten Welt um jedes Herz zu legen droht, muß ferner fortwährend durch Anfechtung, oft durch Verläumdung und Bitterkeit jeglicher Art in ihrer ruhigen Bildung gestört werden, ansonst das Licht der göttlichen Wahrheit nicht recht durchdringen kann. Unendlich Viele behalten, auch bei den edelsten Anlagen und der besten Erziehung, etwas merkwürdig Mittelmäßiges und Oberflächliches, zu wenig in die Tiefe Gehendes, weil sie nicht durch „Schmelzungen" innerlich verändert worden sind.[1]

Und ebensoviele Andere gehen durch Arbeitslosigkeit,

was außerhalb unserer menschlichen Vorstellungen von dem regelmäßigen Gange des Geschehens liegt. Die eine Frage und Antwort hängt offenbar von der andern ab. Aber es ist sicherlich besser, Wunder selbst zu erfahren, als von ihnen viel zu reden.

[1] Ebr. XIII, 13. Maleachi III, 2. 3. Jesaias XLVIII, 10.

oder daran geistig und sittlich zu Grunde, daß sie zu wenig Liebe entweder gefunden, oder selbst gehabt haben; oft genug trifft auch beides zusammen.

Das weiß eigentlich längst schon Jedermann, und namentlich seitdem das Christentum in die Welt gekommen ist, ist es eine beinahe trivial gewordene Wahrheit. Und dennoch ist jeder Mensch und vollends jede Gesellschaft von Menschen noch immer ein Wunder, die sich ernstlich bemüht, daraus eine praktische Wahrheit zu machen.

Allerdings gibt es noch besonders „stille" Seelen, für welche vermöge ihrer Lebensverhältnisse die Einfügung in eine aktive Thätigkeit nicht, oder nicht mehr möglich erscheint. Für diese bleibt der Weg zur innern Freudigkeit offen, den man gewöhnlich „Mystizismus", im wahren, christlichen Sinne, nennt, der auch eine Gottesführung ist, wenn auch nicht die einzige und die unbedingt beste, wie es von der Weltanschauung des Mittelalters gepriesen und von einzelnen Kirchen, theoretisch wenigstens, festgehalten wird. Es ist das, wenn echt, ein nicht leichter Weg, auf welchem die stete Führung noch weit notwendiger und unentbehrlicher ist, als auf dem kompliziertesten äußeren Lebenspfade, um zwischen den Abgründen der Phantasie und der geistlichen Selbstüberhebung, oft sogar des Wahnsinns, mit gesundem Menschenverstande hindurch zu kommen, und die täuschen sich sehr, die ihn etwa der Bequemlichkeit halber ergreifen. Der leichteste Weg, um gut durch das Leben zu kommen, ist viel Arbeit mit viel Führung. Wenn du den hast, dann hüte dich zu klagen.[1]

[1] Vgl. darüber „Lesen u. Reden", I. Aufsatz: „Über das Lesen."

Der Zweck und nächste Gesichtspunkt der wunderbaren Führung auf Gottes Seite ist es übrigens gar nicht — das muß noch beigefügt werden — uns glücklich im gewöhnlichen, nächstliegenden Sinne des Wortes zu machen, sondern furchtlos, bereit zu jeder guten That, mit einem Worte heroisch. Daß das zugleich das allerbeste Glück ist, das ist die sekundäre Seite der Sache. Ohne den Glauben an eine Führung, der verschiedene Formen, auch die eines abergläubischen Vertrauens auf Glück und Stern, oder des reinen Fatalismus annehmen kann, geschieht nie etwas Außergewöhnliches in der Welt. Diese Menschen allein widerstehen oft einer ganzen Generation von Mitlebenden und gelangen schließlich dahin, der Zeit ihren persönlichen Stempel aufzudrücken. Sie thun es nicht immer freiwillig, sondern meist sogar in bitterem Zwang. Denn „das Große thut nur, wer nicht anders kann." Es gehört eben die christliche Lebensauffassung dazu, um nicht blos dem rücksichtslosen Befehl eines unerklärlichen Fatums mit soldatischem Gehorsam zu entsprechen, sondern mit liebevoller Bereitwilligkeit jedem Winke eines gütigen, unserem Verständnis nahestehenden Geistes zu folgen, überzeugt davon, daß hier Glück und Pflicht stets auf dem nämlichen Wege liegen.

Man muß es also probieren und man darf es probieren, ob ein freudigeres Leben möglich sei mit dem Glauben an eine Führung, als mit Agnostizismus, worauf es heutzutage bei allen einigermaßen idealistisch gesinnten und gebildeten Menschen zunächst ankommt. Wer es nicht

versucht hat, kann es freilich nicht wissen. Was würde man aber von einem Menschen denken, dem Tausende von Zeugen sagen, es gebe ein Land jenseits des Ozeans, den er allein sieht, und der antworten würde, er glaube es nicht, weil er es nicht sehe, und wolle auch nicht hinüberfahren, um sich davon zu überzeugen. Der ist ein Thor und verliert das bessere Leben, das er hätte haben können.[1]

Allerdings gibt es Augenblicke in jedem Leben, in denen dieser Glaube auf die allerschwersten Proben gestellt wird und nur eine Art von Trotz hinreichend ist, um der anstürmenden Verzweiflung zu widerstehen. Selbst Christus hatte am Kreuz einen solchen Moment und vielleicht vorher noch mehr. Hiob wird durch seine Frau in diese Versuchung geführt; Savonarola zweifelte kurz vor seinem Tode an der Realität aller seiner Eingebungen; Jeanne d'Arc[2] widerrief sogar; aber alle fanden durch Festhalten, oder Rückkehr nach einem Augenblick der Schwäche

---

[1] Man kann dafür ein Wort von Bismarck anführen: „Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß, oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und langer Weile tragen kann." Manche Leute meinen auch, ihre Vergangenheit stehe dieser Führung im Wege, oder sie müßten zuerst zu einer Art von Vollkommenheit gelangen, bevor sie dieselbe schließlich in Anspruch nehmen könnten. Denen antwortet u. a. besonders Jesaias XLIV, 21—23; XLIII, 25. 18; XL, 2—4.

[2] Auch eine ganz moderne Heldin, Mrs. Booth, sagt darüber in einem ihrer letzten Lebensjahre: „I dont think I ever was so nearly heartbroken ... The devil said: you are beaten at last and will go to your grave with a broken heart ..."

ihren Glauben wieder, und er begleitete sie ruhmvoll durch die Ausgangspforte dieses Lebens. Es ist damit, wie mit jeder anderen großen und gefahrvollen Unternehmung: das Bewußtsein, nicht mehr umkehren zu können, erweist sich in manchen äußersten Augenblicken stärker und stärkender als der größte Mut und die theoretisch vollendetste Überzeugung. Das, was in unseren toleranten Zeiten den christlichen Glauben am meisten erschüttert hat, ist das Fehlen jeder Gelegenheit, ihn nach außen in großen Kämpfen zu bewähren, die sich infolgedessen gänzlich in das Innere und in die theoretische Betrachtung verlegt haben, aus der niemals eine volle Gewißheit über Glauben und Nichtglauben zu erlangen ist. Denn was der Mensch wirklich glaubt, erfährt er ausschließlich durch das Handeln; ein Glaube, der nicht im Handeln sich zeigt, ist keiner, oder ein bloßer Anfang dazu. Wenn man aber in dem Bunde[1] mit Gott steht, der nicht von uns, sondern von Gott angeboten und von uns angenommen wird, und das Verhältnis der menschlichen Seele zu ihm besser erklärt, als das Kindesverhältnis, das für die Entwicklungsstufe der heutigen Menschen eine zu hohe Vergleichung[2] ist, dann

[1] Vgl. darüber I. Mos. VI, 18; IX, 11. 12. 16. 17; XVII, 7. 19. III. Mos. XXVI, 42. V. Mos. IV, 23. 31; VII, 6; XIV, 2; XXVI, 16—17; XXXIII, 9. I. Kön. VIII, 23. Ruth II, 12. I. Sam. II, 9. 10; VII, 3. 12; XXX, 6. II. Sam. VII, 9. 14. 29; VIII, 6. II. Kön. XXIII, 3. II. Chron. VI, 14; XXIX, 10. Nehem. IX, 8. 32. Psalm LXXXIX, 4. 21—30; CXXXII, 12. Jesaias LIX, 21. Jeremias XXXI, 31. 33; L, 5. Hesekiel XXXVII, 27. Hosea II, 21; XI, 4. Joel III, 5. Haggai II, 5.

[2] Vergleichung ist natürlich beides, Herbeiziehung menschlicher

kann man alles ruhig geschehen lassen; das anscheinend Gefährlichste und Widerwärtigste wird sich in oft überraschender Weise gerade zu unserem Besten wenden.

Es wird nicht leicht ein Altgewordener von einiger Einsicht und mit dieser Lebensanschauung vorhanden sein, der nicht auf eine ganze Reihe von solchen Ereignissen mit dem Interesse blicken kann, das ein spannender Roman in uns erweckt, und es kann dazu kommen, daß man noch während der Entwicklung, wenn man das letzte Kapitel noch nicht kennt, desselben so sicher ist, als ob man es (allzu neugierig wie in Jugend-Lesezeiten) schon zum voraus gelesen hätte.

Immer aber ist die Führung auch im einzelnen Falle durch das jeweilen vorhandene Maß des Glaubens bedingt, „dir geschehe nach deinem Glauben", Großes oder Kleines, wie du willst. Ohne Glauben kann man sich gar nicht darauf verlassen und mit wenig Glauben wird man stets mit menschlichen Mitteln, oft zweideutiger Art, nachzuhelfen versucht sein. Man muß auch immer feinfühliger dafür werden,[1] und Gott nimmt es auch immer genauer mit solchen Menschen, dergestalt, daß ihnen schließlich nicht das geringste Unrechte mehr ungestraft

---

Verhältnisse zur Erklärung eines übermenschlichen. Z. B. II. Mos. XXXIV, 10. Esra VIII, 22. Nehemia I, 5; VIII, 10. 11; IX, 8. 32; X, 1.

[1] Psalm XXXII, 8—10. Gott nimmt auch nach und nach alle Stützen weg, die außer ihm bestehen, sobald man dazu fähig wird. Das ist ein gutes Zeichen, wenn es geschieht, kein Unglück.

hingeht[1] und noch weit weniger, als das, ein Mangel an Glauben.[2] So daß *jeder* derselben bei einem Rückblick auf sein ganzes Leben sich wird sagen müssen: *Alles Unglück, das ich in meinem Leben gehabt habe, ist von zu wenig Glauben hergekommen.*

Es ist eine wunderbare Sache um das einfachste Menschenleben, und kein anderes Kunstwerk auf Erden wäre ihm zu vergleichen, wenn man immer den Mut hätte, es zu einem solchen zu machen, oder vielmehr machen zu lassen, was nicht ohne unsere volle Zustimmung geschehen kann. Aber das halten Sie fest in Ihrem Leben, damit Sie niemals in Entmutigung verfallen: Gott garantiert den ihm Vertrauenden nicht das Glück im gewöhnlichen Sinne des Wortes, also Reichtum, Ehre, Genuß aller Art ꝛc., obwohl sie auch in dem, was zu den besten Lebensgütern in dieser Welt gehört, bei ihm und in seinem Schutze besser stehen, als wenn sie sich

---

[1] I. Kön. XVII, 18. Diese Heidin dachte ganz korrekt; Gott fing an da zu wohnen, und dazu muß alles sauber werden. Das geschieht aber durch Leiden.

[2] Bei den in Gottes Führung stehenden Menschen ist Unglaube oder Verlaß auf etwas Anderes, Menschen, Geld, Ehre ꝛc., der schlimmste Fehler, den sie begehen können, der selbst Moses nicht nachgesehen wurde (Psalm CVI, 32. 33), bei dem Bileam vollständig zu Grunde ging und der Täufer Johannes der „Kleinste im Reiche Gottes" wurde, während David und Jakob trotz ihrer Charakterschwäche Bevorzugte Gottes blieben, woran Viele noch heute Anstoß nehmen. Deswegen bleiben auch Manche *aus Gnaden* auf einer untern Stufe, weil sie eine höhere mit ihren Anforderungen an den Menschen gar nicht ertragen würden.

auf die eigene Kraft, oder auf Menschenhülfe, oder irgendwelche Besitzesverhältnisse verlassen.[1]

Aber er gibt ihnen ein sehr viel zuverlässigeres und befriedigenderes Glück und dazu noch die Aussicht auf die Fortsetzung desselben in einem künftigen Leben.

Diese Wahl muß man treffen, natürlich ein wenig auf Glauben hin, obwohl auch ein Versuch, der mit aufrichtigem Herzen[2] und etwas Ausdauer geschieht, erlaubt ist, und es ist wunderbar genug, daß ihn nicht weit mehr Leute machen. Der Weg zum wahren Glück auf Erden ist eine

---

[1] Matth. XIX, 29. Markus X, 30. Hbr. X, 34. Markus enthält einen Zusatz, die „Verfolgungen." Vgl. Lukas XXII, 37. Es ist ein großer Fehler unseres Religionsunterrichtes, daß er, etwa in Berufung auf Stellen wie Markus X, 21 oder Lukas XIV, 25, immer nur betont, wie man hier auf Erden alles lassen müsse, um es später in einem andern Leben um so besser zu bekommen. Niemals wird man die Menschen in ihrer Großzahl überreden können, „den Sperling in der Hand fliegen zu lassen, um die Taube auf dem Dache vielleicht doch nicht zu bekommen." Es ist aber auch gar nicht so; sie hätten es auch hier auf dieser Welt *besser*, als die anderen. Übergroße Entsagungen werden Niemand zugemutet und Jeder, der *dazu berufen* wird, erhält eine besonders ausgezeichnete Kraft und einen stärkern Halt, als den gewöhnlichen, zu dieser Aufgabe. Darüber kann man ganz beruhigt sein.

[2] Matth. VII, 25; XIII, 15. 16; XIV, 30. 31; XXI, 21. 22; XXIV, 35. Markus V, 36. Lukas VIII, 50. Joh. VII, 17. Aber natürlich muß man das mit gutem Willen und *ernstlich* versuchen, nicht um sofort, nachdem man einmal etwa in eine Kirche gegangen ist und mit halbem Ohr zugehört, oder in die Bibel mit beständigem Mißtrauen gegen alles, was sie sagt, hineingeblickt hat, auszurufen: „Es hat mir nichts geholfen." Man erhält auch in der Welt nichts auf diese Weise. Jakobus I, 2—8.

Art von gefährlicher Bergsteigung. Es hilft nichts, sich halb einem Führer anzuvertrauen, halb aber wieder seinen eigenen Weg gehen zu wollen, oder auf den Rat Anderer, ebenso Unerfahrener zu hören; entweder man geht geführt, oder auf eigene Gefahr.

Ganz ohne Führer aber diese Reise antreten zu wollen, ist ein Unternehmen, das jedenfalls nicht auf den Gipfel führt.

* * *

„Wenn du, o mein lieber Christ,
Stets noch eigenwillig bist,
Wär' es auch in solchen Dingen,
Die Gott scheinen Ruhm zu bringen,
Und Gott denkt nicht auch dahin,
So verdirbt's dein Eigensinn.

Wenn dir jede Kleinigkeit
Dein verwöhntes Herz zerstreut,
Und was sich nicht nach dir streckt
Ungeduld und Zorn erweckt,
Sag mir, wie gelangest du
Zur erwünschten Seelenruh?

Gott hat, wie es sich gebührt,
Nun schon lange Zeit regiert,
Laß du denn auch deine Sachen
Deinen Schöpfer gründlich machen,
Endlich sprichst du mit Bedacht:
Er hat alles wohlgemacht."

Qui peut souffrir, peut oser.

Warum gibt es so viel Leiden in der Welt, und ist diese Erde wirklich dazu angethan, eher ein Thränenthal zu sein, als ein Ort der Freude und des ungetrübten Genusses für die meisten ihrer Bewohner?[1]

So fragen gerade jetzt wieder viele bekümmerte, oft auch blos unmutige und ungeduldige Seelen,[2] denen ihr

---

[1] Vielleicht das Beste, was man über diesen Gegenstand lesen kann, steht in einem kleinen, allerdings etwas stark „mystischen" Büchlein: „Das verborgene Leben mit Christo in Gott" von Johann von Bernières-Louvigni, in der deutschen Ausgabe S. 143 ff. Der Verfasser, aus dessen Briefen Tersteegen zuerst dieses Schriftchen komponierte, wurde 1602 in der Normandie geboren und lebte bis 1659.

[2] Furcht vor allem Leiden ist eigentlich der charakteristische Zug der jetzigen Weltzeit, ähnlich wie es in der letzten Zeit der antiken Kultur auch der Fall war. Nicht das Geringste will mehr ertragen werden; was vorhergehende Generationen als sehr erträglich bezeichnet hätten, gibt jetzt Anlaß zu den lautesten Klagen und soll durch Regierungen, Gesetzgebung, Vereine, oder sonstige Hilfe irgend einer Art sofort abgestellt werden, und dabei sind die unteren Klassen wo möglich noch wehleidiger als die oberen. Dem allem liegt ein großer Irrtum zu Grunde; viele Leiden sind eben zum Ertragen bestimmt, weil nur durch sie die wahren Aufgaben des Lebens erfüllt werden können.

eigenes Geschick rätselhaft, oder ungerecht vorkommt; wäre dies nicht der Fall, über die Leiden der gesamten Menschheit könnten sie sich allfällig noch eher hinwegsetzen.

Die Thatsache, daß es so ist und wahrscheinlich auch so bleibt, ist ohne weitere Diskussion zuzugeben, fällt also außer Frage. Ebenso schließen wir die Frage der Vergeltung aus und hoffen, unsere Leser seien innerlich einverstanden damit, daß jeder Schuld auf Erden ein Leiden von rechtswegen folge.[1] Wir wollen auch unerörtert lassen, ob nicht damit schon ein sehr großer Teil aller Leiden in der Welt erklärt sei, vielleicht auch die, welche uns betroffen haben. Richtig aber bleibt dennoch, daß in manchen Fällen die Leiden, welche einem Menschen auferlegt werden, unverschuldet zu sein, oder wenigstens nicht im rechten Verhältnis zu einer offenbaren Verschuldung zu stehen scheinen, so daß man die Frage doch mit Grund in der Begrenzung stellen kann: Warum müssen auch die Guten in dieser Welt viel leiden? —

Eine solche Überlegung ist um so mehr berechtigt, als doch eigentlich die praktische Lebensfrage nicht bloß die ist, wie man das Glück am ehesten findet, sondern auch wie man das Leiden am besten erträgt. Denn ohne Zweifel, wie schon gesagt, gibt es viel Leiden auf Erden in jedem, auch dem glücklichsten Leben, und wir würden davon noch überzeugter sein, wenn nicht über sehr vieles eine

[1] Vgl. darüber in dem „Politischen Jahrbuch der schweiz. Eidgenossenschaft", Band XII, den Aufsatz „Vergeltung", der dieses Thema behandelt.

Decke gezwungenen oder freiwilligen Schweigens gebreitet läge, die auf ihrer Oberseite manchmal recht heitere und blumenreiche Farben zeigt.

Ein sehr großer Teil der Heiterkeit, namentlich der Lustigkeit dieser Welt dient bei erwachsenen Personen nur dazu, um auf Stunden dasjenige zu vergessen, was sie sonst nicht ertragen könnten und was sie in andern Stunden mit tiefer Traurigkeit, oft bis nahe zur Verzweiflung erfüllt. Davon leben die Theater, Konzerthallen und andere Vergnügungsorte; es ist nicht die Genußsucht oder der Sinn für Kunst allein, der sie gründet und erhält. Auch der wirkliche Beweggrund vieler Geselligkeit und Vereinsthätigkeit, des Bedürfnisses sich fortwährend zu sehen, ist der, nie mit sich und seinen Gedanken allein bleiben zu müssen. Aus diesem Grunde ist auch der Alkohol eine vorläufig unüberwindliche Macht, nicht weil er ein Genußmittel und der Genuß für Viele der Zweck des Lebens, sondern weit mehr noch, weil er ein „Sorgenbrecher", der Lethefluß unserer modernen Welt ist. Es machen daher alle physikalischen Beweise seiner Schädlichkeit keinen Eindruck auf seine wahren Anhänger; sie müssen ihn haben, selbst wenn er ein allgemein anerkanntes Gift wäre, nicht bloß weil er ein süßes Gift ist, sondern weil er Betäubung mit sich bringt.

Die Frage ist also schließlich die, nicht wie man das Leiden ausweichen oder beseitigen kann, was stets nur teilweise, oder mit zweifelhaften Mitteln möglich ist, sondern wie man es überwindet und weshalb es für die Guten gut ist. Denn den Schlechten es abzunehmen,

ohne daß sie gut werden wollen, das ist unmöglich und dazu ist auch Niemand verpflichtet.

I.

Schon die alte Welt beschäftigte sich mit dieser Frage und hat uns besonders in dem biblischen Buche Hiob eine geistreiche Beantwortung in einem reizenden Wechselspiel von verschiedenen menschlichen Meinungen mit schließlicher göttlicher Entscheidung hinterlassen. Das Schlußresultat ist, daß Hiob, der doch bei aller Frömmigkeit ein etwas selbstgerechter, und in allem Glück von Furcht wegen dessen Unbeständigkeit und möglichem Mißbrauch (wenigstens durch seine Kinder) geplagter Mann war, nunmehr ein über das Glück erhabener Mensch wird, auf den Gott fortan ohne Besorgnis des Nichtertragens die Fülle seines Segens ausschütten kann, und mit dem er über den Weltgeist einen entschiedenen, in alle Jahrhunderte hinaus tönenden Sieg davonträgt, der schon unzählige betrübte Herzen wieder aufgerichtet und ermutigt hat.[1]

Es ist das vielleicht das Kürzeste und Korrekteste, was zur Rechtfertigung des Leidens der Guten gesagt werden kann; sie werden dadurch besser, vom Ankleben an manche Dinge, welche die Glücklichen beständig herabziehen, freier, von allerlei schlechter oder gleichgültiger Gesellschaft und Beschäftigung gelöster, aufmerksamer für die wahrhaft soliden Güter, mitleidiger gegen Andere, die auch leiden,

[1] Vergl. hiezu Spurgeon, „Alttestamentliche Bilder" I, 207. Hiob III, 25. 26; V, 17—19; XLII, 4—6. 10—12.

freier von Furcht vor dem Verlust der Besitztümer der Erde, selbst des Lebens, und daher geeignet, die Fahne des Idealismus in dieser Welt aufrechtzuhalten, ein „Panier aufzuwerfen über die Völker“ und für den Gott, den sie bekennen.

Kein Mensch, der nicht gelitten hat und zu leiden versteht, kann das; er kommt nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit hinaus, lernt Gott nie völlig kennen und verliert nie die Furcht vor Leiden, die das größte Hindernis des Guten in der Welt ist.

Daher ist das französische Sprichwort, das wir an die Spitze gestellt haben, wahr: „Qui peut souffrir, peut oser“; Andere taugen für das Wagen nicht. Ein Wagen ist es, dem Geist, welchen das Evangelium „den Fürsten dieser Welt“ nennt, die Herrschaft auch bloß über seine eigene Seele zu entreißen; wer aber das Wagen nicht kennt, der kennt auch das größte Glück dieser Welt nicht, den Geist, der die Helden macht.

Er kennt auch den Willen Gottes nicht, der aus uns so wenig als bloße Genußmenschen, die bloß „sich selbst ausleben“, weinerliche Gefühlsmenschen machen will, denen alles zu schwer und zu hart ist, die ewig die Köpfe hängen und über das Böse seufzen, statt frisch Hand anzulegen, um es soviel möglich zu bessern. Dazu müssen wir geprüft werden, so schwer als es möglich ist,[1] denn wir

[1] Wie viel für uns möglich ist, wissen wir oft selbst nicht, bevor wir es auf diese Art erfahren.

„Nostri intensi dolori e nostri guai
Son' come più o men ciascun gli sente,
Quant' in me posson tu signor tal sai.“

(Michelangelo.)

sollen die kräftige Seite unseres Wesens, die allein für die Ewigkeit taugt, in der Zeit ausbilden. Denn dort wird es viel resoluter zugehen, als manche Leute es glauben, und die Zeit schwerlich mit viel geistlichem Gerede oder Harfenspielen vergehen. Die altdeutsche Walhalla, so roh sie in ihrer Auffassung ist, ist doch die allein richtige Vorstellung eines Himmels; derselbe wird von lauter Helden bevölkert sein; Andere kommen nicht hinein und würden sich darin auch nicht wohl fühlen. Der tiefste Sinn des Christentums ist es, das Kraftvolle in der Natur des Menschen, das allein seinen Adel ausmacht, zu stärken und auszubilden, und zwar in allen Klassen der menschlichen Gesellschaft, nicht bloß in einer Aristokratie, und dieses Ziel hat es erreicht: es gibt mehr Heroismus jetzt in den kleinen Lebenskreisen, als jemals in dem sogenannten heroischen Zeitalter.[1]

Die Geschichte Hiobs und ebenso die Geschichte der Versuchung Christi im 4. Kapitel des Lukas-Evangeliums sind also noch heute erlebbar und jeder Mensch von dauernder

[1] Pestalozzi sagt darüber: „Bei Reichen und Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen. Und zu diesem Zweck kommen die meisten Menschen eher durch Not und Sorgen als durch Ruhe und Freuden. Da aber die Menschen Glück, Ruhe und Freuden nur alsdann ertragen können, wenn ihr Herz zu vielen Ueberwindungen gebildet, standhaft, stark, geduldig und weise ist, so ist offenbar notwendig, daß viel Not in der Welt sein muß, denn ohne das kommt nur wenigen Menschen das Herz in Ordnung und zur innern Ruhe. Und wo das mangelt, da ist's gleichviel, der Mensch mag Arbeit haben oder nicht, er mag Überfluß haben oder nicht." Vgl. auch Jesaias XLV, 3. 7.

Bedeutung in der Welt macht sie innerlich durch, bevor er diese Bedeutung gewinnt. Es steht dem Geist der Welt frei, ihn zu versuchen, zu locken mit den Gütern, über welche er Macht hat und die er den Seinigen zuteilt, oder zu erschrecken mit den Gefahren, die er gegen diejenigen hervorrufen darf, welche Spaltung in sein Reich bringen. Gott nimmt die Wette noch immer an für seine Knechte, und manchmal wird dem Gegner ein sehr weitreichender Spielraum seiner Macht, selbst über ihr Leben, gelassen, wenn der Welt wieder an einem Beispiel gezeigt werden soll, was ein guter und tapferer Mensch mit Hilfe Gottes aushalten kann, oder wenn die Guten in Gefahr sind, dem Zeitgeiste zu folgen, oder auch dann, wenn sie ihren Auftrag und Beruf überschreiten und dadurch in den Machtbereich des Gegners geraten.[1]

[1] Den erstgenannten Beweggrund der Christenverfolgungen und der sonstigen zahlreichen Martyrien der Geschichte versteht Jedermann, wenigstens solange es nicht ihn selbst betrifft; ebenso weiß Jeder, wie oft er nur durch Leiden, vielleicht Krankheit, Armut, Zurücksetzung, vor den Gefahren gerettet worden ist, die ihm aus den innersten Neigungen seines Herzens erwuchsen. Der letzte Grund hingegen ist rätselhafter, tritt aber deutlich schon an Moses, in neuerer Zeit ganz besonders an Jeanne d'Arc und Savonarola zu Tage. Es mag auch manches an den Leiden des Paulus so zu erklären sein, der schwerlich den Auftrag hatte, gegen alle Warnungen und ohne alle Notwendigkeit nach Jerusalem zu reisen (Ap.-Geschichte XIX, 21; XX, 23), und noch weniger, dem weltklugen Rat der dortigen Brüder zu folgen (Ap.-Gesch. XXI, 23. 24). Gott nimmt es eben mit den Seinigen genau, je genauer, je näher sie ihm stehen, und wenn er auch aus Unrichtigem gute Folgen entstehen läßt, so ist aus den letzteren nicht auf seinen Willen zurückzuschließen.

Der Apostel Paulus, der selbst reichliche Erfahrung in diesem Gebiete besaß, gibt noch zwei weitere gute Gründe für das Leiden der Guten an.[1] Gott sendet den Guten Trübsal und Trost, Erfahrung des Leidens und der Hilfe, „damit wir auch trösten können die, welche sich in allerlei Trübsal befinden, mit dem gleichen Trost, durch den wir von Gott getröstet worden sind." Ein „Sohn des Trostes" werden, diesen Ehrentitel erwerben kann man auch heute nur durch Leiden und öftere Erfahrung der Macht und Hilfe Gottes. Die Leidenden haben auch alle ein sehr feines Gefühl dafür, ob der, welcher sie trösten und beruhigen will, selbst recht weiß, wie sie leiden, weil er es selber erfahren hat, und ob er selbst thatsächlich im stande war, das zu leisten, was er ihnen zumutet. Ist das nicht der Fall, so gleiten die frömmsten Worte an ihren betrübten Seelen ab. Das ist der Grund, weshalb die Psalmen Davids noch heute einen Wiederhall in unseren Herzen finden,[2] weil sie erlebt sind; ebenso die Lieder Paul Gerhardts oder Luthers, oder das Feldlied Gustav Adolfs, während eine Menge anderer geistlicher Poesien und eine Unmasse von „schönen" Predigten und „Erbauungsschriften", vielleicht zur eigenen Verwunderung ihrer gelehrten Verfasser, bald wieder spurlos verschwinden. Das Leiden ist die Schule für das Lehren,[3] die göttliche Berufung und

[1] II. Kor. I, 3—6 und 9.

[2] Katharina von Bora, die Frau Luthers, sagte nach der Schlacht von Mühlberg zu Melanchthon: „Erst jetzt in unseren Leiden verstehe ich viele Psalmen, die ich früher im Glück nicht verstanden habe."

[3] Prediger I, 18.

Legitimation dazu, ohne welche die Menschen Niemandem, der sich bloß selbst ihnen vorstellt, Vertrauen schenken.[1] Der andere Grund des Paulus, den er in einer sehr schweren Zeit lernte, als er „über die Maßen beschwert war", so daß er sogar „am Leben verzagte" und „beschlossen hatte, er müsse sterben", ist der: „das geschieht darum, damit wir unser Vertrauen nicht auf uns selbst sollen stellen, sondern auf Gott, der sogar Tote wieder erwecken kann, der uns vom Tode gerettet hat und noch täglich errettet, so daß wir hoffen dürfen, er werde uns auch fürderhin erretten." Von Natur ist der Mensch furchtsam; der tierische Mut, der bloß aus Gesundheit und körperlichem Kraftgefühl stammt, hält niemals in sehr großen oder sehr lange dauernden Gefahren aus; jeder alte Soldat, der die Gefahren seines Handwerks kennt, setzt sein Vertrauen selten mehr ganz auf sich, sondern, wenn nicht auf Gott, auf irgend einen Fatalismus oder das sprichwörtliche Glück seines Feldherrn, oft genug auf eine abergläubische Vorkehrung. Paulus selbst, ein offenbar nervöser Mensch von wenig kraftvoller Erscheinung,[2] ist allein durch die Erfahrung von Gottes beständiger Hilfe ein solcher Held geworden, daß wir den größern Teil seiner Lebensgefahren nur aus einer zufälligen Äußerung in einem seiner Briefe

[1] Josua I, 7. 9. 17. Diese Legitimation besteht entgegen aller menschlichen Reklame und ist der Grund, weshalb einige Bücher ohne dieselbe ihren Weg zu vielen Herzen finden, andere mit allen Mitteln der Reklame nicht; der Grund auch, weshalb viele schönredende Prediger nichts ausrichten und manche ganz einfache viel.

[2] I. Kor. II, 3. II. Kor. VII, 5; X, 10.

kennen, die näheren Verumständungen derselben aber gar nicht.[1]

Leiden machen den Menschen *stark*, oder sie zerbrechen ihn, eines oder das andere, je nach seinem Fond, den er in sich trägt. Man glaubt nie im Glück, was man aushalten kann im Leid; dann erst lernt man sich kennen. Die Aufgabe der *Gebildeten* einer Nation ist es also gar nicht, sich selbst möglichst von allen Leiden, welche die gesamte Menschheit bedrohen, frei zu erhalten, wie sie es jetzt thun, und eine privilegierte Klasse zu bilden, sondern vielmehr, voll daran teilnehmend, sich durch die Kraft ihrer Bildung darüber zu erheben und Anderen den Weg dazu zu zeigen. Wenn sie diesen Sinn nicht haben, so nützen sie der Welt nicht sehr viel mit aller ihrer Bildung und werden beseitigt werden, wie jede Aristokratie, deren Lebenszweck nur noch die Selbsterhaltung ist.

II.

Die *praktischen Erfahrungen*, die man über das Leiden machen kann und die man sich dann stets vor Augen halten muß, wenn man sie einmal gemacht hat, sind besonders folgende:

[1] II. Korr. XI, 23—26. Mit welcher Breite würden uns die heutigen Apostel und ihre „Verehrer" und „Organe" von solchen Gefahren und Prüfungen erzählen, natürlich in aller Demut, *nur* um Gott zu preisen. Der Apostel Paulus betrachtet es als ganz selbstverständliche Erlebnisse, die im Leben eines Christen nur insoweit in Betracht kommen, als sie geeignet sind, ihn selbst in guten Vorsätzen zu bestärken.

Sehr schwere Momente, in welchen die Leiden unerträglich erscheinen, sind meistens von kurzer Dauer; erfahrungsgemäß nehmen sie am dritten Tag ein Ende, oder es tritt wenigstens eine Erleichterung ein.

Man darf daher nicht allein darauf von vornherein hoffen, sondern man muß auch möglichst die Phantasie ausschließen, die dem Menschen eine unbegrenzte Dauer seiner Leiden vorspiegelt, wie sie thatsächlich nie besteht. Gott hilft auch nur gegen wirklich vorhandene Leiden, nicht gegen die selbstgeschaffenen und unnötigen Verschärfungen derselben mittelst der Ausschreitungen der Phantasie.

Niemals muß man mit sich selbst reden, oder sich Zwangsgedanken hingeben, sondern mit Gott reden. Das hat eine ganz andere Wirkung auf das Gemüt und auf das Leiden selber.

Niemals muß man sich vor Menschen fürchten, oder dem Haß oder Zorn einen Raum gestatten, welcher das Leiden unnötig steigert.

Eine allgemeine Erfahrung ist die, daß die Leiden nicht auf einmal verschwinden, sondern sich langsam zurückziehen, wenn sie einmal den Kulminationspunkt überschritten haben; dann aber oft noch einmal zu einem kurzen Ansturm zurückkehren, welcher die Wurzel des Übels noch beseitigen muß.

Der Kulminationspunkt ist immer die Ergebung in den Willen Gottes, und es kann dann dahin kommen, daß in besonders stark gewordenen Herzen eine Art Wehmut des Abschieds von dem Kreuz stattfindet, das lange Zeit der treue und wohlthätige Gefährte der Seele gewesen

ist, an den sie sich beinahe gewöhnt hat. Wenn dies Gefühl des Dankes vorhanden ist, dann hat das Leiden seine Pflicht völlig gethan, und es kommt mit Sicherheit das Ende heran.

Man muß sich stets den Gedanken wach erhalten, daß leiden mit Gott noch immer ein besseres Schicksal ist, als leben, oder gar leiden ohne Gott.

Ist das Leiden ein verschuldetes, so muß man vor allen andern Dingen die Schuld entfernen, die die Ursache ist; sonst findet man die Hilfe[1] und den Trost nicht, den man haben könnte.

Ist es dagegen von Gott gesendet, so hat es unfehlbar folgende drei guten Eigenschaften: Es ist ertragbar und den Kräften angemessen, oft sogar mit einer gewissen Süßigkeit der Empfindung begleitet,[2] welche auf der Überzeugung von seiner Heilsamkeit beruht. Es kann ferner überwunden werden durch Entschlüsse (zur Thätigkeit oder Ergebung), und es fängt an zu verschwinden, sobald dieses Richtige geschieht. Es eröffnet endlich unfehlbar dem Geist neue Einsichten, welche ihm vorher verschlossen waren, und gibt ihm neue Kräfte, die er vorher nicht besaß. Überdies, das kommt noch hinzu, kommt ein Leiden, das richtig überwunden worden ist, niemals in der ganz gleichen Art wieder; es ist daher die sicherste Garantie künftigen

---

[1] I. Joh. III, 21. 22.

[2] In diesem Sinn spricht Bernières-Louvigni von einem „Vergnügen" im Leiden. Dieser Ausdruck ist zu stark und widerspricht auch dem Leiden Christi gänzlich; aber Freudigkeit ist möglich. Befördern kann man diese Empfindung durch gute Handlungen.

Glücks in dieser Richtung, eine wahre Assekuranz desselben. Alles Leiden aber, auch das „selbstverschuldete", kann durch Annahme als gerechte Vergeltung aus Gottes Hand zu einem „gottgesandten" mit allen obigen guten Eigenschaften gemacht werden.

Jedem *großen* Fortschritt der Menschen *müssen* Leiden die Wege öffnen,[1] wie auch jede besonders starke und gehobene Stimmung gewöhnlich die vorangehende Stärkung für kommende Leiden ist. Man kann daher durch öftere Erfahrung dieser Art zuletzt dahin gelangen, daß man in den glücklichsten Momenten sehr mäßig und vorsichtig ist, indem man mit stillem Ernst an die nächstbevorstehenden Prüfungen denkt, im Leiden dagegen innerlich fröhlich, in der Zuversicht einer baldigen neuen Einsicht und neuen Stufe des Lebens. Es lehrt also Maßhalten.

Gewöhnlich ist Leiden im eigentlichen Sinne des Wortes, der uns ganz verloren gegangen ist, eine „Prüfung", d. h. eine *Belastungsprobe*, die den wirklichen innern Wert des Geprüften herausstellt und ihn zu einer Beförderung fähig oder noch nicht fähig erscheinen läßt. Der Eintritt der Prüfung bedeutet also nicht: „Nun sind die guten Tage vorbei, die schweren kommen"; nicht einmal: „Halte still, leide was nicht zu ändern ist", sondern: „Stehe fest, dann kommt ein Gut, das sonst nicht kommen kann." Daher besteht das Leben recht bedeutender Menschen aus einer Reihenfolge von Prüfungen, deren letzte der Tod mit Glauben an eine Auferstehung ist.

[1] Meister Ekhard sagte darum einem, der ihn darum befragte: „Das schnellste Tier, das euch zur Vollkommenheit trägt, ist Leiden."

Nichts beweist für einen denkenden Menschen mehr das Dasein Gottes, als diese systematische Erziehung. Leider erkennt er sie oft sehr spät und widersteht ihr, statt sich ihr anzuvertrauen.

III.

Das sind die Haupterklärungen für das Leiden der „Guten" und sie sollten für die genügen, welche es wirklich sind, also nicht ihr eigenes Wohlbefinden auf dieser Welt als den Hauptgesichtspunkt, um den sich alles drehen muß, ansehen. Daß manche fromme, aber von Reichtum und Familienzärtlichkeit verwöhnte Leute das nicht recht fassen können und doch sehr empört sind, wenn man ihnen nur von ferne anzudeuten wagt, daß das auch Egoismus sei, ist leider wahr. Sie sind sogar oft unglücklich darüber, daß sie keine Thätigkeit und Bedeutung in der Welt haben, und sehen nicht, daß sie die größte und beste, welche ihnen Gott zugedacht hatte, indem er ihnen Leiden schickt, willkürlich und eigensinnig ablehnen.[1]

Alles weitere, was sich über das Leiden sagen läßt, ist nebensächlich und trifft nicht in allen Fällen zu. Immerhin läßt sich noch etwa das Folgende anführen: Für Menschen, welche gleichzeitig Herz genug haben, um Mitleid zu empfinden, und gesunden Menschenverstand, um

[1] Regelmäßig ist ihnen dann auch die Thätigkeit zu viel, sobald sie nicht bloß scheinbar oder sehr bequem und mit viel Anerkennung verbunden ist.

einzusehen, daß das Glück in der Welt doch nicht bloß für eine kleine bessergestellte Minderheit vorhanden sein sollte, genügt oft einer der lebhaften Eindrücke von den Leiden Anderer, die man selten weit suchen muß, um ihnen ihre eigene Lage viel erträglicher erscheinen zu lassen.[1]

Das Schwerste am Leiden ist die beständige innere Empörung dagegen, sei es gegen Gott und das Schicksal, oder gegen die Menschen, welche es mittelbar verursachen; damit steigern sich oft kleinere Leiden bis zur Unerträglichkeit, während große durch den Gedanken erträglich werden, daß sie einen Zweck haben und von guter Hand, nicht von ungefähr, als reines Unglück, kommen. Schon das Nachdenken darüber, der Versuch, diesen Zweck zu ermitteln und zu verstehen, hat eine sogar physisch erleichternde Wirkung; ebenso in späteren Lebenstagen die Erinnerung an überwundene Leiden, die alle einen Zweck gehabt haben und zuletzt nicht nur erträglich, sondern die großen Wendepunkte in unserem Leben geworden sind.

Es gibt endlich sogar Situationen, in denen das recht Handeln nach jeder Seite hin unmöglich gemacht ist und nur das Leiden, in manchen Fällen sogar nur das Sterben die einzige noch mögliche That ist.[2]

---

[1] Sie ziehen sich aber oft gerade von diesen Eindrücken ängstlich zurück, oder werden von den Ihrigen thöricht davon abgehalten.

[2] Das würde eine hinreichende Erklärung für den Tod Christi sein, wenn man sich sein Leben bloß als eine menschliche Entwicklungsgeschichte konstruieren wollte; ein anderer Ausgang war nicht mehr möglich, sondern nur Accommodation, oder dann eine politische Rolle, wie die des Bar Kochba, die Christus voraussagte. Ev. Joh. V, 43.

Daß Leiden vertieft, gründlicher macht, wenn es nicht erbittert und abstumpft,[1] das weiß Jeder, der es beobachtet hat, wie der Geist in gewöhnlichen Zeiten gleichsam von einer dicken Umhüllung mit oberflächlicheren Gedanken und Interessen umgeben ist, die dann alle verschwinden und einer Leichtigkeit in der Erfassung rein geistiger Dinge, einer richtigen Schätzung aller Lebensverhältnisse und einer Wahrheit der Empfindung Platz machen, die man früher mit aller Anstrengung nicht erreichen konnte.[2] Leiden ist in dieser Hinsicht sogar besser als alles gute Handeln; man kommt in wenigen schmerzvollen Tagen und schlaflosen Nächten über Schranken des inneren Fortschrittes hinweg, die unserer Naturanlage nach unübersteiglich gewesen waren,[3] und Eigenschaften werden in dieser Glut zerstört, die sonst nie gewichen wären.[4]

---

[1] Die Leiden sind nicht unbedingt nützlich. Notwendig sind sie, um den Menschen über die Mediokrität emporzuheben und ihm das Genußstreben zu verleiden; aber wenn der Mensch sie nicht will und nicht in sein Leben aufnimmt, so verhärten und erbittern sie ihn. Vgl. das schöne Lied von Sturm, 691 der Brüdergemeinde, Vers 2.

[2] Man sieht es allen Menschen leicht an, ob sie gelitten haben oder nicht; Gesichter ohne diese Spuren sind ohne Ausdruck.

[3] Leiden öffnen auch ganz allein die Furchen, in die der gute Same des Evangeliums gesät werden kann, während er sonst auf einen viel zu hartgetretenen Boden fällt. I. Kor. XI, 30—32.

[4] Das ist das „Schmelzen", von dem die h. Schrift öfter spricht, z. B. Maleachi III, 1—3. Jesaias XLVIII, 10. Wir wollen stets durch Handeln vollkommener werden, Gott aber will uns meistens durch Leiden voranbringen, denn dem Handeln hängt immer etwas Eigensüchtiges noch an. Wir müssen in unserem irdischen Dasein

Man muß aber im Leiden auch die Hilfe suchen, die möglich ist. Geduld und Ergebung sind sehr gut; aber auch das Wort „Herr hilf mir“,[1] das dem stolzen Menschenherzen sauer wird, ist gut, und der Arzt, oder geistliche und weltliche Ratgeber richtiger Art sind ebenfalls gut. Was zu ändern ist, ändere; was nicht zu ändern ist, ertrage; was über das hinausgeht, ist unverständig und nicht Gottes Wille. Man muß das Leiden empfinden, sonst nützt es nichts; aber auch überwinden, verwenden, innerlich wenigstens ganz beseitigen, denn das ist sein Zweck. Es ist der große Mangel des Stoizismus im Vergleich mit dem Christentum, daß er stets entweder in das Extrem der unwahren Behauptung verfällt, der Schmerz sei kein Übel, oder dann als „ultima ratio“ nur das „exitus patet“ kennt und in seinen größten Vertretern auch zum öftern schon angewendet hat.

Leiden allein macht daher auch demütig im rechten Sinne.[2] Die h. Hildegard sagt von den „Begnadigten“, oft verlasse Gott sie, so daß sie ganz ohne Hilfe zu sein scheinen. „Das thue Ich darum, damit ihr äußerer Mensch nicht durch Hochmut aufgeblasen werde. Ich halte sie aber

meistens sogar mehrmals in ein Feuer, das in uns prüfen und verbrennen soll, was nicht reines unzerstörbares Gold ist, und es ist ein gutes Zeichen, wenn das Feuer heiß gemacht werden darf. Gott, der uns am besten kennt, weiß recht wohl, warum er manchen Leuten wenig schwere Leiden schickt. Schickt er aber dir welche, so sei gewiß, daß du sie aushalten kannst.

[1] Ev. Matth. XIV, 30. 31; XV, 25.

[2] Jesaias XXXVIII, 15.

zugleich mit starker Hand und schaffe eben da, wo sie leiden, viele Frucht in ihnen. Oft lasse Ich zu, daß sie von teuflischen Einbildungen und Versuchungen überfallen werden, damit sie treffliche Prediger werden."

Wir thun einen ungeheuren Schritt im Leben vorwärts, wenn wir einmal gründlich begriffen haben, daß ohne Leiden das Leben fade und mittelmäßig bleiben würde, selbst bei den besten Anlagen, und daß es daher eine reine Gnade Gottes gegenüber denen ist, die er liebt, wenn er ihnen nicht zu wenig Leiden „anvertraut." So muß man es eigentlich nennen.

Warum aber die „Knechte Gottes", die es ostensibel sind, nicht bloß im Geheimen viel leiden müssen, wenn Gottes Sache in der Welt nicht Schaden leiden soll, das sagt am besten Jesaias XLVIII, 10. 11.[1] Das Leiden ist für sie nicht allein der Beweis der Erwählung und die Legitimation zu ihrem Berufe, sondern auch die Sicherung davor, daß die Sache Gottes auf Erden nicht gar zu unvollkommene Repräsentanten habe, was ihr bekanntlich am meisten schadet. Ein Jeder, der dieser Sache wirklich etwas nützen soll, muß ein Wagender sein und eine „eiserne Stirne" haben,[2] wenn ihm mitunter die ganze Welt einstimmig mit dem drohenden Worte entgegenzutreten scheint: Vermiß dich nicht soweit, unseren Göttern nicht zu huldigen, oder sie gar offen anzugreifen. Dazu wird er nur durch

[1] „Das Leiden der Gerechten ist das Heil der Geschichte." Harnack. Vgl. auch Matth. V, 15.

[2] Jeremias XV, 20; XLVI, 28; LI, 20. Hesekiel II, 6; III, 8. 27.

Leiden erzogen, und daher fangen auch die Gerichte Gottes über ein Land stets bei den Guten und nicht bei den Schlechten an.[1]

Endlich gehört die Tröstung von oben in Trübsal und Anfechtung zu dem allerschönsten und besten, was es an wohlthuenden Lebenserfahrungen gibt, und diejenigen, welche eine solche Erfahrung nicht selbst gemacht haben, wissen gar nicht, welcher Erhebung und Erweiterung die menschliche Seele fähig ist. Und sie sind daher auch, wie schon gesagt, niemals im stande, Andere wirksam zu trösten und über die Gewöhnlichkeit des Lebens zu erheben.[2]

Das ganze Geheimnis der Leidensfrage ist also, nochmals kurz ausgedrückt, das: Mit Gott muß man viel leiden, um seine Nähe ertragen zu können, die ein „verzehrendes Feuer" für alles Geringwertige in uns ist,[3] kann aber auch aushalten, ohne Schaden, was Andere nicht auszuhalten vermöchten, und wovor die eigene furchtsame Phantasie uns beständig bange zu machen versucht. Daher ist die Wegleitung für den, welcher diesen Weg ernstlich

[1] I. Petri IV, 16—19.

[2] Das meint der Apostel Paulus in II. Kor. I, 3—10; II, 15. 16; III, 5. 6; IV, 7. 13. 16; VI, 10; VII, 9. 10; XII, 10. Vgl. auch Jakobus I, 12. Offenbarung II, 10; III, 12. 21; XXI, 7. Hebräer X, 35.

[3] Jesaias XXXIII, 14; V. Mos. IV, 24; IX, 3. Hebr. XII, 29. Daher ist sogar die Nähe von sehr vorgeschrittenen Menschen gefährlich, und ein gewisser Instinkt warnt die Weltleute vor einem solchen Verkehr. I. Könige XVII, 18. Jonas I, 12. Lukas V, 8 II. Kor. II, 16. Ap.-Gesch. XXIV, 25.

einschlagen will, das Wort: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“;[1] für die Andern freilich ist die Leidensscheu, die daher auch unser ganzes jetziges Zeitalter charakterisiert, sehr begründet, die logische Folge ihres Nichtglaubens an Gott.

Darüber wird man sich also auch niemals mit ihnen einigen können, weil wir öfter eine Hilfe in unserem Dasein erfahren haben, welche sie aus eigener Lebenserfahrung nicht kennen, und an die sie daher auch nicht zu glauben im stande sind. Darum bleibt „das Kreuz“, auch in diesem Sinne, „stets eine Thorheit denen, die verloren gehen, denen aber, die selig werden, ist es eine Gotteskraft.“[2]

Wir wissen aber auch das schließlich sehr wohl und aus eigener reiflicher Erfahrung, daß alle guten Gedanken über die „Vorteile des Leidens“ in den Augenblicken schwerster Empfindung desselben nicht recht helfen; dafür dienen sie

---

[1] Ev. Mark. V, 36.

[2] Jeremias I, 19; III, 25; VI, 29. Goethe hat eine Ahnung hievon in den Versen des II. Faust-Teils ausgesprochen:

„Uns bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbest, er ist nicht reinlich.
Wenn starke Geisteskraft die Elemente
An sich herangerafft, kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur der innigen Beiden:
Die ewige Liebe nur vermag's zu scheiden.“

Sie thut es, aber eben auf dieser Welt, und kann es nicht anders thun, als durch Leiden. Daher ist es tröstlich, zu den Leidenden zu gehören, und die alleinige Art, wie man vorwärtskommen kann. Vgl. Amos III, 2; IV, 12. Jeremias I, 10. Joel IV, 21. Jesaias XXVIII, 24—29; XXXVIII, 15. II. Sam. XXIV, 13—17.

um so mehr in anderen, die ihnen folgen oder vorangehen, zur Vorbereitung, oder zur Erholung davon.[1] In jenen hilft dem Menschen oft nur ein mit der letzten Kraft der Seele festgehaltener Entschluß, den Glauben an einen gerechten und gütigen Gott unter keinen Umständen aufzugeben.

Auch darin kommt es manchmal bis zum Äußersten. Der Geist der Welt rät der auf das tiefste gebeugten Seele: „Nun gib dieser größten Täuschung deines Lebens auch noch den Abschied und stirb." Doppelt hart klingt ein solches Wort, wenn es gar von den Lippen Nahestehender kommt, deren Beruf ein anderer wäre. Die Antwort muß aber die Hiobs, oder Christi sein.[2] Dann geht der gefährliche Moment vorbei und der Sieg ist erfochten. Vielleicht um den Preis des Lebens selber, das ist nicht ausgeschlossen; aber dann ist es auch nicht bloß „ausgelebt", sondern „vollbracht."

* * *

[1] Die schwersten Stunden sind nicht immer die des Leidens selbst, sondern die ihnen unmittelbar vorangehenden, in denen seine Schatten sich langsam herabsenken; wenn es materiell da ist, ist der geistige Kampf meistens schon vorbei. Die Robertson'schen Predigten, Bd. II der Tauchnitz-Ausgabe, S. 94, enthalten darüber eine sehr schöne und wahre Betrachtung. Der „Tag des Heils", die „angenehme Zeit", ist stets der Tag nach überwundenen Leiden; dann ist die Seele für alles Gute offen und bereit. II. Kor. VI, 2.

[2] Hiob II, 9. 10. Ev. Matth. IV, 10; XVI, 23. Der 88. Psalm ist der, welcher das schwerste Leiden schildert; nicht der 22., der trostvoll schließt.

„Nun athme auf aus Gram und Leid,
Darin du lang gefangen;
Es schließt die herbe Prüfungszeit,
Die über dich ergangen.
Bald ist die ganze Nacht vorbei
Mit ihren bangen Jahren,
Worin du deines Gottes Treu
Durch Leiden hast erfahren.

Vergiß nun nicht, was du gelobt,
Im Schoß des Glücks zu wagen,
Die Menschen nicht, die du erprobt,
Die viel mit dir getragen.
Vergiß die, welche dir zur Qual
Entgegen sind gewandelt;
Sie haben ohne eigne Wahl
In Gottes Dienst gehandelt.

Des Lebens Bestes ist nicht, Glück,
Nein, Seligkeit zu haben;
Das eine ist ein Augenblick
Und wird mit uns begraben.
Das andere aber ist ein Ton
Aus weiten Ewigkeiten,
In denen wir zu leben schon
Bei Zeiten uns bereiten.“

Anhang:

Krankenheil.

I.

Krankheit ist lange nicht das einzige, auch nicht einmal das schwerste Leiden, aber das häufigste,[1] oft das andauerndste, und jedenfalls das, gegen welches Jedermann am schnellsten Hilfe sucht.[2]

Menschliche Hilfe kann aber nur in den leichteren Fällen, wo es sich gar nicht um eine eigentliche Krankheit handelt, eine rein materielle Beseitigung der nächstliegenden Krankheitsursachen herbeiführen; in den schwereren gehört immer eine gewisse Mitwirkung geistiger Mächte zur völligen Überwindung des rätselhaften Angriffes auf die Integrität unserer Lebenskraft, den wir Krankheit nennen.

---

[1] Dergestalt, daß man oft unter „Leiden" geradezu Krankheit versteht. Andrerseits greifen auch alle andern Leiden die körperliche Gesundheit mehr oder weniger an, werden also öfter zu Krankheiten.

[2] Es ist nichts Ungewöhnliches, daß Christus s. Z. Vielen nur als ein wunderthätiger Krankenheiler erschien. Ev. Mark. IX, 19. Ähnlich suchten sie in unserer Zeit derartiges bei Blumhardt, Vignes, Kneipp, statt sich zuuächst an Gott zu wenden, der ihnen eigentlich doch allein helfen kann.

Das erste, was der Arzt dabei zu thun hat, wenn es der Kranke nicht selber thun kann, ist daher, ihn in die ruhige, gefaßte Stimmung zu bringen, ohne welche die materiellen Heilmittel geringeren Erfolg haben, als sie haben könnten. Dazu gehört freilich, daß der Arzt den Menschen nicht bloß für ein Tier hält, sondern selbst glaubt, daß auf denselben Kräfte einwirken können, die bei dem Tier nicht vorhanden sind.[1] Solange diese Auffassung nicht über die rein materialistische den entschiedenen Sieg davongetragen hat, wovon wir unseres Wissens noch ziemlich weit entfernt sind, wird der edlen Heilkunst ihr Bestes fehlen, was sie leisten könnte, gerade dasjenige, was sie zu einer Kunst, statt zu einem, mit dermalen zwar sehr erweiterter materieller Sachkenntnis ausgeübten Berufe macht.

Ebensowenig aber, als rein materialistisch, kann man dem Kranken ganz ununterschiedlich nur mit geistigen, oder gar geistlichen Mitteln helfen wollen, sondern dazu gehört auch eine gewisse Vorsicht und vor allem eine sichere Menschenkenntnis. Viele Krankheiten sind geradezu vorzugsweise Geistes- und Gemütskrankheiten, in denen der kranke Geist des Menschen sich gegen die Einwirkung eines gesunden zur Wehre setzt, und wenn er es nicht offen thut, so ist auch der stete Zwang einer halben oder ganzen Verstellung der Genesung schädlich. In den Fällen, wo

[1] Deshalb sind auch alle Versuche an Tieren nicht unbedingt konkludent für die Heilkunst und läge eine starke Eingrenzung der betreffenden Tierquälerei nicht außerhalb jeder Möglichkeit.

so etwas sich mit im Spiele befindet,[1] ist Liebe und möglichst vollkommene Abwesenheit jedes Egoismus in den behandelnden und verpflegenden Personen, — wofür die Kranken oft einen außerordentlich scharfen Blick, oder vielmehr eine instinktive Empfindung haben, — das, was ihnen bei weitem am zuträglichsten ist.

Nur in solchen Fällen spricht die h. Schrift von einem „Geist der Krankheit",[2] wobei eine plötzliche Befreiung durch den Verkehr mit geistig und körperlich völlig gesunden Menschen stattfinden kann; oder, wenn die Krankheit durch eine unrichtige Stellung des kranken Menschen zu Gott, ein Verharren in bewußter Sünde, oder gar in einer inneren Empörung gegen die sittliche Weltordnung begründet ist, von einer „Vergebung der Schuld", durch welche die Heilung eintrete.[3] Solche Ereignisse sind auch heute häufiger, als unsere jetzige naturalistische Weltanschauung es noch gerne annehmen will, obwohl sie völlig außer stande ist, die Krankheit rein materiell zu erklären.[4] Unbedingt schädlich sind alle abergläubischen

---

[1] Das ist namentlich bei allen sog. Nervenkrankheiten der Fall und andererseits ist jetzt sehr oft der Mangel an Nervenkraft die eigentliche Ursache aller möglichen Übel. Vgl. darüber eine kleine Schrift des Verfassers „Über Neurasthenie", 1897, deutsch und französisch. Psalm XXXII und XXXVIII beschreiben dies schon.

[2] Markus III, 10; V, 8; IX, 25. Lukas VIII, 2; XIII, 11. 16.

[3] Das sind die Fälle von Markus II, 5. Johannes V, 14. Psalm XXXII, 4. Vgl. auch Ap.-Gesch. XIX, 15. 16.

[4] Auch die Bacillen-Theorie, die augenblicklich an der Tagesordnung ist, ist keine Erklärung. Wie entstehen die Bacillen im Körper und wie kommt es, daß sie im einen wirken, im andern

Mittel (Sympathie, Zaubersprüche, Magnetismus u. dgl.), die augenblicklich zwar, gewissermaßen homöopathisch, Erleichterung bewirken können, aber in der weiteren Folge eine Zerrüttung des Nervensystems, oft sogar des gesamten Geisteslebens herbeiführen. Anfassen Gottes im Geist und der Wahrheit, Aufhören mit einer als solchen erkannten Sünde, Aufgabe jedes Unrechts überhaupt, in welchem man sich befindet; oft auch aufrichtiges Bekenntnis an zuverlässige Menschen; sodann Arbeit, so viel als irgend möglich, sich nützlich machen, Vermeiden des Müßigganges, auch des bloßen Lesens oder Predigthörens, und Liebe, aktiv und passiv, das ist die richtige Gemütsdisposition für eine Gesundung und zuträglicher als alle Kuren, die für sich allein nicht genügend helfen, oder vorbeugen können.[1] Ist die Krank-

nicht? Sie sind jedenfalls nur „Mittelursachen", Krankheitsträger, und die letzte Ursache ist doch eine andere. Wir wollen nicht behaupten, daß Krankheit stets die Folge irgend eines Unrechtes sei, wohl aber, daß dies sehr viel häufiger der Fall ist, als man es glaubt und mit menschlichen Augen sieht, und in diesem Falle ist sie bei diesem Ende anzufassen. II. Moses XXIII, 25; XV, 26. Jeremias XVII, 14. Josua XXIV, 19. 20. Auf keinen Fall kann es schaden, wenn man darüber nachdenkt und sich mit Gott auf den ganz richtigen Fuß stellt, sobald man krank wird. Wie traurig aber, wenn Leute, welche im Leiden den rechten Weg und das, was ihnen Gott damit sagen will, wie durch innere Erleuchtung sehen, nachher, wenn sie wieder gesund werden, von einer vorübergehenden „Seelenstörung" sprechen und wieder in das „ruhige Gleichmaß" zurückgehen. Denen geschieht dann mitunter nach dem Worte „du bist gesund geworden, siehe zu, daß dir nichts Schlimmeres widerfährt." Kranksein ist noch lange nicht das Schlimmste.

[1] Frage daher bei jeder Krankheit sogleich: Was mag Gott

heit unwiderruflich da, so muß ein doppelter Gedanke dem Kranken fortan während der Dauer derselben gegenwärtig bleiben: Erstens, daß Gesundheit zwar ein köstliches Gut ist, welches man in seinem vollen Werte meistens erst erkennt, wenn man es nicht mehr besitzt, das man aber dennoch auch entbehren kann, ohne absolut unglücklich zu werden. Denn alle Menschen entbehren es ja zeitweise, sehr viele sogar größtenteils in ihrem Leben. Es wäre traurig, wenn Glück ohne Gesundheit nicht bestehen könnte, und es ist das auch nicht wahr; es gibt glückliche Kranke, wie es unglückliche gibt; Krankheit und Glück sind keine Gegensätze absoluter Art. Sodann, daß jede Krankheit einen vernünftigen Zweck hat, welchen der Mensch durch Nachdenken finden und, soweit an ihm, fördern muß. Ohne diese Mitwirkung des Willens, nicht bloß zum Gesundwerden, sondern auch zur Beseitigung der speziellen Hindernisse, welche der Genesung entgegenstehen, weicht das geistige Element der Krankheit nicht, während sie sonst zuerst erträglich wird und schließlich, wenn sie ihren Zweck im Menschen erreicht hat, oft plötzlich aufhört. Man kann es wenigstens versuchen, sich mit solchen Gedanken zu beruhigen, und jeder ernstliche Versuch wird einen gewissen Erleichterungserfolg haben, indem er zu-

---

damit vielleicht wollen, wenn du überhaupt an Gott glaubst, und bitte dann zuerst um Einsicht und Geduld, nicht um Befreiung. Dieselbe kommt ganz von selber, wenn das Leiden seinen Zweck erfüllt hat, und schon das Nachdenken über die „Wege Gottes" ist eine gewisse Erleichterung und Unterhaltung im Leiden.

nächst die Kraft des inneren Menschen hebt,[1] während sonst der stets zunehmende Pessimismus und die wachsende Erbitterung gegen das dennoch unerbittliche Geschick schließlich das größere Übel ist, als die Krankheit selber.

Zu den „Vorteilen" der Krankheit gehören auch noch folgende, wobei man allerdings selten im stande ist, sie nicht erst nachträglich einzusehen:

Sie gewährt heute manchen vielgeschäftigen Leuten allein noch die ihnen sehr nötige Muße, das vollkommene Ausruhen, den ruhigen Blick in Vergangenheit und Zukunft, die richtige Erkenntnis der wahren Lebensgüter, eine Menge guter Gedanken, die Dankbarkeit für alles, was sie Gutes besitzen, lauter Dinge, die bei beständiger Gesundheit selbst bei ganz braven Leuten oft verloren gehen.

Sie vermittelt eine der größten Lebensfreuden, das Wohlgefühl der Genesung und einer erneuerten Lebensfülle. Die Alten hatten einen eigenen Genesungsgott, den Telesphorus, den man, in der Gestalt eines vergnügtlächelnden Knaben, z. B. im Museo Chiaramonti und in der Villa Borghese in Rom sieht.

Krankheit kann also ein Hindernis für die Entwicklung der Menschen sein; ebenso ist aber auch Gesundheit oft ein solches, und diejenigen, die zuerst gesund werden und dann erst richtig leben und arbeiten wollen, befinden sich meistens in einer Täuschung; die leibliche Befreiung

---

[1] Epheser III, 16. Offenbarung II, 10. I. Samuel XII, 22. Damit wird der äußern Erstarkung der Weg gebahnt.

ohne eine geistige kann ihnen sogar zu großem Schaden gereichen.[1]

Es kann gewiß für die Verhütung und die Heilung von Krankheiten noch sehr vieles geschehen, und jeder Fortschritt unserer Kenntnisse und Einrichtungen dieser Art ist hoch zu begrüßen. Die Hauptsache für unser jetziges Geschlecht ist das aber alles nicht, sondern einerseits, daß die feige und zimperliche Ansicht der gegenwärtigen Generation in Wegfall komme, als ob man ohne Gesundheit nichts leisten und seine Pflichten nicht erfüllen könne; andererseits, daß eine beinahe verloren gegangene Überzeugung sich neuerdings befestige, wonach Gesundheit ein Geschenk Gottes ist und daher ohne ein Leben nach Gottes Geboten nicht auf die Dauer erhalten werden kann.

Es ist ein zu geringes Lebensziel, ohne alle Gedanken dieser Art nur „seiner Gesundheit zu leben", und wir müssen uns ernstlich fragen: Ist die Gesundheit wirklich so viel wert, daß man ihr alles andere opfert und oft noch seine ganze Umgebung darüber unglücklich macht? Und zu welchem Ende eigentlich? Gewöhnlich doch nur um das Leben besser genießen, nicht um nützliche Thaten besser thun zu können. Das letztere zu behaupten ist meistens Selbstbetrug. Schon Tausende haben in elenden gesundheitlichen Umständen mehr für die Welt gethan, als andere Tausende, die sich der ungestörtesten Gesundheit erfreuten. Und wenn sie auch nur ein Beispiel der Geduld und der Freudigkeit im Leiden geben, der Möglichkeit, auch

[1] Ev. Matth. XVI, 26. Lukas XI, 24—26. Joh. V, 14.

in solchen Verhältnissen glücklich zu sein, so ist das mehr, als die meisten ganz gesunden Menschen leisten, die oft genug die Gesundheit als ein Gut ansehen, das ihnen einfach von Rechts wegen gehöre, für das sie nicht einmal dankbar zu sein brauchen und in dessen Genuß sie von Niemand, nicht einmal durch den Anblick von Leidenden, gestört sein wollen.

Jedenfalls ist auch bei dem Leiden der Krankheit das sicherste Mittel, um es, zunächst innerlich, zu überwinden, das, es als Gottes Schickung anzusehen,[1] mit der daraus logisch folgenden Gewißheit, daß es stets durch seine Macht geändert, oder, wenn das nicht geschieht, erträglich gemacht werden kann. Nichts beruhigt so sehr wie dieser Gedanke, wenn er stets in der Seele als Leuchtfeuer vorhanden ist,[2] während sie von den anstürmenden Wogen des Leidens bewegt wird und vielleicht kein Ende nach menschlicher Betrachtungsweise abzusehen ist. Drei Dinge sind doch wenigstens immer gewiß: Vorhanden ist ein Ende des Leidens; es handelt sich nur um ein früher oder später; Ungeduld hilft nichts, sondern macht das Leiden nur schwerer erträglich für sich und Andere; Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig, nicht in den Starken. Daher sagt Paulus, aus eigener reicher Erfahrung, ein Wort, das Viele trösten könnte, die jetzt halb oder ganz verzweifeln, weil sie sich zu vielem untüchtig fühlen: „Wenn

---

[1] Jesaias XLV, 7.

[2] Phil. II, 27; III, 8; IV, 6. 7. 13. V. Mos. XXXII, 39.

ich schwach bin, dann erst bin ich recht stark."[1] Der irdische Mensch muß ja schwächer werden; das ist ein unausweichlicher Naturvorgang; aber der ewige Geist, der in ihm Leben gewinnen kann, ist diesem Gesetze nicht unterworfen, und schon viele kranke Leute haben es erlebt, daß er auch den Körper gesund machen konnte.[2] Für Viele ist eine schwere Krankheitszeit der Anfang des Heils, das läuternde Feuer gewesen, durch das sie zum irdischen Paradiese durchdrangen,[3] und für beinahe alle Lebenden ist sie der Übergang zu einem bessern Leben überhaupt.

II.

Von diesen oder ähnlichen Gedanken muß man ausgehen, wenn man von einem „Krankenheil" sprechen will; ein solches ist auch heute noch nicht zu finden, wenn man in kranken Tagen nur „die Ärzte sucht."[4] Dagegen ist

---

[1] II. Kor. IV, 1. 16; XII, 9. 10. Hiob V, 17—19.

[2] Ap.-Gesch. III, 16. Jesaias XXV, 1; XXXVIII, 5—17; XL, 27–31.

[3] Dante, Purgatorio XXVII, 10—21. Psalm XXXIV, 20; LXIX, 33; LXVIII, 20. 21. 30; LXVI, 10—12; LXXVI, 9—12; XCVII, 11; CIII, 1—5. II. Sam. XXIV, 13—16. Von den vielen „Trostliedern im Leiden", die oft ein wenig süßlich sind und nicht immer viele eigene Erfahrung verraten, sind nach unserem Geschmacke die besten die bekannten von Neumarck und Herrnschmidt (Gesangbuch der Brüdergemeinde 172 und 636) und das Gerhard'sche: „Gib dich zufrieden und sei stille", das in dieser sonst sehr guten Sammlung der besten Kirchenlieder des Protestantismus fehlt.

[4] II. Chron. XVI, 12.

man unzweifelhaft verpflichtet, alle vernünftigen und möglichen Mittel gegen die Krankheit anzuwenden, wie man sie gegen jedes andere Übel ebenfalls anwendet, und ist die allzu quietistische Anschauungsweise, die keine Ärzte oder keine Arzneimittel gebrauchen will, wo solche zu haben sind, eine Undankbarkeit gegen Gott und eine Auflehnung gegen seine Ordnung, die in der Regel mit menschlichen Mitteln und nicht mit Wundern helfen will. Ein sehr unverdächtiger Zeuge, der im ganzen stark zu der quietistischen Anschauung neigt, sagt darüber:[1] „So will nun Gott zwar auch bei leiblicher Krankheit, daß wir leiden und mit Sanftmut, Frieden und Liebe unseren Willen dazu geben sollen. Weil er aber oft nur will, daß wir leiden, nicht aber daß wir sterben, so will er auch, daß wir Mittel gebrauchen, nicht sowohl um des Leidens los zu werden, sondern um seiner Absicht, uns vom Tode zu erretten, zu gehorchen. Denn das bleibt stets die Hauptregel: Unsere Seele soll nichts anderes wollen, als was Gott will. Damit sollen wir also unsere Seelen zuerst *stillen* und dann uns der vernünftigen Mittel bedienen, welche die ärztliche Kunst und die eigene Erfahrung mit sich gibt."

Dabei aber kommt es leider nicht nur auf den Kranken selbst an. Gute, *sympathische Umgebung* und *Pflege* ist zur Heilung sehr förderlich, das Gegenteil ebenso nachteilig. Unsympathische, mürrische, oder gar bösartige, aber auch allzu ernste Pfleger und Pflegerinnen[2]

[1] Bernières-Louvigni, „Das verborgene Leben."

[2] Bei den Diakonissen namentlich sollte, neben einem guten

können einem Kranken die Genesung erschweren; ebenso Pedanten in seiner nächsten Umgebung, steife Fromme ohne rechtes herzliches Mitleid, oder von Natur schon säuerliche Leute, welche dem Kranken, der für so etwas doppelt empfindlich ist, es mit jedem Schritte, den sie für ihn machen, zu verstehen geben, wie schwer es ihnen wird und welche Opfer sie ihm, oder indirekt Gott, mit ihrer Anstrengung bringen müssen.

Mitunter verstehen sie es auch, bei gutem Willen, nicht, die an sich wohlthätige religiöse Belehrung und Ermunterung in die richtige Form zu fassen. Die Kranken sind eben oft dafür weniger empfänglich, als sie es in gesunden Tagen sind. Alles gewaltthätige Zureden und Zudringen mit Beten, Singen u. dgl. ruft in solchem Falle nur ihren Widerwillen wach. Es ist manchmal sogar, wie wenn etwas Dämonisches[1] ihnen mit übermenschlichem

Charakter und Glauben, sehr auf eine natürlich fröhliche Gemütsart gesehen werden, ohne die sie den Kranken beschwerlich fallen. Verkehr mit frischer, unverdorbener Jugend ist für Kranke ebenfalls sehr erquicklich.

[1] Es gibt übrigens Menschen, die für solche Gebiete empfindsamer sind, als andere, und das unmittelbare Nahen des Bösen, wie des Guten, fast körperlich empfinden, manchmal bis zu einer Art von Hellsehen, oder bis zu einem Gesunden oder Erkranken daran. Ohne Zweifel haben schlechte Menschen auf sehr nervöse Personen einen krankmachenden Einfluß und umgekehrt, was bei der Wahl namentlich der Irrenärzte viel zu wenig in Rücksicht kommt. Aber alle diese Dinge sind ein sehr individuelles und im allgemeinen wissenschaftlich nicht erklärbares Erfahrungsgebiet, und wer diese Erfahrungen nicht gemacht hat, der soll Gott dafür danken und sie nicht wünschen.

Scharfblick alle persönlichen Mängel der Personen offenbarte, die ihnen geistliche Mittel entgegenbringen. Daher nützen mitunter auch sogar die Pfarrerbesuche nicht viel, am wenigsten dann, wenn etwa der Pfarrer selbst nicht sehr glaubenskräftig ist. Noch viel weniger aber diejenigen Anderer, die nicht mit dem „Charisma des Trostes" begabt sind, das gar nicht Jedermann hat.

Es ist mit der Religion sehr ähnlich wie mit anderen, viel geringerwertigen Stärkungsmitteln, vom Alkohol bis zur Kunst, Natur, Bergluft, Reisen ꝛc. Wenn man sie als Genußmittel braucht, oder von Jugend an zu bloß gewohnheitsmäßiger Übung ohne jede tiefere Empfindung angeleitet worden ist, so wirkt sie wenig oder nichts mehr, wenn man sie nun als Arzneimittel anwenden sollte.

Kranken müssen auch von Religion oder Philosophie bloß kurze Sentenzen entgegengebracht werden; ein einziger Gedanke ist genug, an dem sie sich festhalten können, wenn die Sturmflut des Leidens über ihre Seelen geht. Manchmal ist der Anblick eines schönen Bildes, oder ein wenig gute Musik anhören besser als Vorlesen, das Viele nicht ertragen können. Erst für Genesende, schon wieder in Kräftigung Begriffene sind Betrachtungen aus Büchern und Predigten am Platz, und auch da noch ist die Form der meist zu langen Predigt nicht immer die beste.[1]

[1] Über alle diese Dinge sollte an den Universitäten eine Art von „Pastoralmedizin" gelesen werden, wie es schon hie und da versucht worden ist, wofür aber noch die geeigneten Lehrkräfte fehlen.

III.

Einige sporadische Gedanken über diesen Gegenstand sind noch folgende:

Die Gesundheit ist ein köstliches Gut, und wer sie hat, soll dafür dankbar sein und sie so lange als möglich zu bewahren trachten; aber auch die Krankheit kann ein großes Glück sein, eine Katharsis und ein Durchbruch zu einer höheren Lebensanschauung, wie er in gesunden Tagen nicht möglich gewesen wäre.

Man muß nicht zu ängstlich sein mit seiner Gesundheit. Irgend etwas wird an einem so komplizierten Organismus, wie der menschliche Körper es ist, sehr leicht fehlen können; aber derselbe ist auch so eingerichtet, daß er in den meisten Fällen sich selber helfen kann, ohne, oder mit geringer künstlicher Nachhilfe, sofern nur die Natur nicht verdorben, oder zu sehr geschwächt ist.

Von den Nachhilfen sind schädlich alle zu starken Mittel, namentlich mineralische, alles Abergläubische, wozu wir auch die Suggestion und Hypnose rechnen, und alle nicht ganz notwendigen mechanischen „Eingriffe." Ebenso halten wir das Spezialistentum in der Medizin für eine Verirrung; der Mensch ist ein Organismus und besteht nicht aus unzusammenhängenden Bestandteilen. Das alte System der teilnehmenden, für alles auch prophylaktisch sorgenden Hausärzte war bei weitem das bessere; die etwa mangelnde größere Wissenschaft wurde reichlich durch das größere

Interesse und die genauere Kenntnis aller Verhältnisse des Kranken ersetzt.

Von den geistigen Mitteln ist ein kurzes Gebet[1] „Herr hilf mir", wenn Glaube dazu in der Seele ist, weitaus das beste; auch der Stoizismus stärkt, aber nicht so leicht und nicht in allen Fällen. Von allen Trostbüchern ist die Bibel, und darin besonders die Evangelien, das Buch Hiob und die Psalmen, das beste und allein vollständig genügende. Das Lesen medizinischer Bücher ist dagegen fast immer schädlich.

Hiezu muß noch gesagt werden: „Sich leiden" heißt nicht immer bloße passive Geduld, obwohl dieselbe zeitweise auch gelernt werden muß. Es ist aber ein großer Selbstbetrug, sich durch eine solche Geduld auch von der beständigen Verbindung mit Gott abhalten zu lassen, die im Leiden wesentlich aus Bitten bestehen wird. Geduld ist gut neben dem Bitten, dann ist sie das notwendige Supplement dazu; wir müssen warten können und wollen, ob, wann und wie die Hilfe kommt, aber eben nur, wenn wir das Unserige dazu gethan haben.

Das Schädlichste für die körperliche und geistige Gesundheit des Menschen sind die sittlichen Fehler. Diese Dinge sind absolut auszuschließen, wenn man ein gesundes Leben, ein erträgliches Alter und Regenerationsfähigkeit der

[1] Ev. Joh. XII, 27. Matth. XIV, 30; XV, 25; VIII, 25. Amos V, 4. 23. Joel III, 5. Jona II, 3; III, 10; IV, 2. Man suche Hilfe bei Gott, dann schickt er sie durch Menschen, oder Ereignisse.

Natur in Krankheiten haben will.[1] Daneben sind die größten Krankheitserzeuger der Alkohol, wenn er nicht sehr mäßig, am besten bloß medizinisch gebraucht wird, das übermäßige Essen, das städtische Leben ohne gute Luft und genügende Bewegung, das Leben in den Nachtzeiten, die dem Schlafe gehören, und das aufregende Jagen und Streben nach Gütern, die man doch nicht brauchen kann, wenn die Gesundheit darüber unwiederbringlich verloren ging. Das Gesundeste, was es gibt, ist ein Leben mit reinem Herzen, in bedeutenden Gedanken und in beständiger nützlicher Arbeit. Dem kommt keine Präservation anderer Art an Wirksamkeit gleich; selbst wenn die Lebenskraft durch das Alter naturgemäß abnimmt, kann die stets noch zunehmende geistige Kraft den Menschen auch über diese Altersperiode beinahe unvermerkt hinüberheben, bis ihm ein neues Leben anbricht.

Der Hauptgesichtspunkt aller vernünftigen Medizin ist der, die Widerstandsfähigkeit zu erhöhen. Es ist das Gute an der jetzigen Bacillentheorie, daß darnach ein eigentlicher Schutz vor Krankheitskeimen gar nicht möglich ist. Es ist einzig möglich, sie durch eine gesunde, widerstandsfähige Natur fortwährend zu überwinden,[2] und dazu

[1] Römer VIII, 13. Psalm XXXII, 3. 4. II. Mos. XV, 26. I. Kor. VI, 19. 20. Die heutigen materialistisch gesinnten Menschen, besonders der oberen Klassen der Gesellschaft, müssen es eben wieder an ihrem eigenen Körper spüren, was es heißt, Gott verlassen und auf seine Gebote gar nicht achten. Hiezu ließe sich noch vieles sagen, besonders auch: „marriage without love is a crime, like love without marriage."

[2] Selbst die jetzt so gefürchtete Lungentuberkulose ist sicherlich

muß die Natur gewöhnt werden, daß sie sich selbst hilft und eine Gefahr an irgend einem Punkte sofort anzeigt. Derselben kann dann in den meisten Fällen noch mit ganz sanften Mitteln, Ruhe, Schlaf, Luft, Bewegung, Wärme, guter Ernährung oder Fasten, begegnet werden.

Dabei muß man allerdings nie ganz vergessen, daß wir, wenigstens die meisten von uns, durch Abstammung, Erziehung, Gewohnheit nicht mehr ganz naturgemäße Menschen sind und daher auch nicht als solche und mit Mitteln behandelt werden können, wie sie etwa bei sehr naturwüchsigen Landbevölkerungen am Platze sind.[1] Also viel kaltes Baden, große Bergtouren, übermäßiges Turnen, Schwimmen, oder Reiten können gerade so viel schaden wie nützen.

Abhärtung ist überhaupt vortrefflich in der Jugend; im Alter dagegen ist Sorgfalt und Vorsicht zweckmäßig. Denn das Alter ist eine permanente Krankheit.

---

nicht sehr gefährlich, wenn ein widerstandsfähiger Körper vorhanden ist. Darauf beruht auch ganz allein die Wirkungsfähigkeit der Bergkurorte. Die Zunahme dieser Krankheit in der Jugend der gebildeten Stände ist nicht bloß die Folge einer Schulüberbürdung, die ja bei den Mädchen wenigstens nicht vorhanden zu sein pflegt, sondern vielmehr ein erschreckendes Zeichen der Abnahme der angestammten Körperkraft. Die Ursachen dieser Abnahme sind wohlbekannt.

[1] Das bezieht sich u. a. auf die Kneipp'schen Kuren, wozu Bauern als Objekte gehören, auf die sie auch anfänglich allein berechnet waren. Ebenso fällt damit alle Rousseau'sche „Rückkehr zur Natur" außer Betracht. Wenn man es leidlich gut hat, besonders im Alter, muß man es auch nicht noch besser haben und wieder jung werden wollen.

In älteren Jahren thut die Übung auch sehr viel. Es ist daher sehr gefährlich, sich „zur Ruhe setzen", oder auch nur an seinen gewohnten Beschäftigungen wesentlich abbrechen zu wollen. Die jetzige Medizin nennt die Folge, die eintritt, „Adernverkalkung", oder „Verkalkung des Gehirns"; es ist aber, einfacher angesehen, bloß Mangel an gehöriger Übung und Thätigkeit der Organe. Darum ist es in jeder Hinsicht am besten, „in den Sielen zu sterben."[1]

Ein großer Fehler des Alters und ein Grund vieler Schwachheiten desselben ist das Rückwärtsblicken, sei es in bloßen Gedanken und Gesprächen, oder gar in Tagebüchern, Erinnerungen und dergleichen Anstalten prätensiöserer Art. Das kann nicht anders als traurig stimmen, wenn Jemand ein aufrichtiges Gemüt hat und einen klaren Kopf dazu; denn es gibt kein Leben, in dem nicht mancher große Fehler geschehen, kostbare Zeit verschwendet, Talent und Gelegenheit zu Gutem unbenützt gelassen worden ist.[2] An die Vergangenheit muß man vielmehr im Alter nur in globo denken, mit Dankbarkeit gegen

[1] Die Hauptfrage ist dabei stets die, woher die Kraft des Geistes kommt. Ist sie rein körperlich, so ist es ganz natürlich, daß sie abnimmt und sich zuletzt ganz auflöst, noch vor dem Körper, ein traurigstes Schicksal, das vielen heutigen Menschen beängstigend vor der Seele steht. Ist der Geist aber von Gott, so gibt es für ihn kein Altern. II. Kor. IV, 16. 17; V, 1.

[2] Es gibt einzelne eitle Leute, die das nicht sehen, mit denen reden wir aber hier nicht. Bei den meisten aber bricht die wehmütige Stimmung doch durch, trotz allen erbettelten Huldigungen, deren Wirkung bald verfliegt, wenn das eigene Bewußtsein widerspricht.

Gott, der uns vor vielem Unglück und Unrecht bewahrt, aus den Banden der Eitelkeit und der Genußsucht befreit und alles besser gestaltet hat, als wir es selbst hätten thun können. Mit dieser Grundstimmung ist der Vergangenheit ihr Recht geschehen; die Gedanken und Handlungen von heute gehören im Alter mehr als jemals der Gegenwart und Zukunft. Alles Gute, was uns noch möglich ist, thun, fröhlich an eine weit bessere Thätigkeit in einem andern Leben glauben, ohne viel über die Art derselben nachzugrübeln, und die Beschäftigung mit seiner Vergangenheit, wie die Todesfurcht, als eines freien Menschen unwürdig ablehnen, das ist wahrscheinlich das beste Rezept, wenn nicht gegen das Altwerden selbst, das noch von andern Umständen abhängt, so doch für ein möglichst gesundes und geistig frisches Altern.[1]

Alle körperlichen Funktionen jeder Art muß man ziemlich regelmäßig einrichten, woran sich eine unverdorbene Natur mit großer Leichtigkeit gewöhnen läßt.

Die beste aller Erholungen ist der Schlaf. Derselbe ist ein Vorzug des Menschen, den nur die höheren Tiergattungen mit ihm teilen, während die niederen Tiere bloß zeitweise in eine Art Apathie zu verfallen scheinen. Immerhin sind die physiologischen Untersuchungen über denselben noch nicht abgeschlossen; sicher ist einstweilen nur, was ein deutscher Dichter sagt:

[1] Vgl. hierüber ein kleines Schriftchen des Verfassers „De senectute", Bern 1897, deutsch und französisch.

„Die Nacht ist himmlisch und ein göttlich Wunder;
Die schönste aber ist, die man verschläft."

Schlaflosigkeit ist unter Umständen ein furchtbares Leiden, das auf die Dauer auch die Gesundheit des Geistes angreifen kann; doch hat sie manchmal auch etwas zu bedeuten, worüber man aufgefordert ist nachzudenken, und man kann sie durch gute Gedanken vor dem Zubettegehen, Friede mit Gott und mit den Menschen im Herzen, Vermeiden von unmittelbar vorangehender aufregender Gesellschaft, Arbeit oder Lektüre, vollends Theater u. dgl., einigermaßen vermeiden. Andernfalls muß man es mit Licht machen, sogar Aufstehen (nur nicht mit schlafloser Sorge für den morgigen Tag) versuchen, und das Gottvertrauen, das man besitzt, auch dafür anwenden. Künstliche Schlafmittel sind immer gefährlich; für Leute, die keinen Alkohol gewohnheitsmäßig genießen, genügt oft ein Löffel voll guten Weines, um den Schlaf herbeizuführen; Andere schreiben einem Apfel unmittelbar vor dem Schlafengehen, noch Andere dem Honig eine solche (jedenfalls durchaus unschädliche) Wirkung zu.

Neben dem Schlaf ist der Sonntag die gottgewollte Erholungszeit und wer dieselbe regelmäßig und zweckmäßig benutzt, der wird keine Ferien und „Ausspannungen" dringend nötig haben, sondern nötigenfalls das ganze Jahr hindurch „sechs Tage arbeiten" können. Wenn in irgend einem Punkte die Wahrheit der uralten göttlichen Gebote den oberen Klassen unserer Zeit wieder klar gemacht wird, so ist es gerade in diesem Punkte der Fall. Man braucht

die außerordentlichen Erholungen nicht, außer nach Krankheitszeiten, wenn man die ordentlichen richtig benutzt.[1] In diesem Falle regeneriert sich die Kraft nach jedem gesunden Schlafe und nach jeder vernünftig zugebrachten Woche wieder ganz von selbst. Es ist bloß die allzeit geschäftige menschliche Phantasie, die zeitweise ein größeres Bedürfnis vorspiegelt, oder dann die Übermüdung, die aus übermäßiger Arbeitshetze, oder unrichtiger Lebensführung eintritt.

Neben Schlaf und Sonntagsruhe ist — so paradox es klingt — die Arbeit (das heißt also die Abwechslung in derselben) die beste Erholung. Sie ist die Pflicht und Aufgabe des Menschen, ohne deren Erfüllung er auf Erden weder geistig noch körperlich gesund leben kann, und diejenigen sind die größten Thoren, die sie ausweichen und bloß ein arbeitsloses Leben führen, oder sich wenigstens möglichst frühzeitig „in den Ruhestand begeben" wollen. Sie täuschen sich völlig darin; mäßige Arbeit konserviert besser als bloße Ruhe und ist überhaupt „unser uns zugemessener Teil."[2]

Man kann sehr viel und bis in ein sehr vorgerücktes Alter hinein arbeiten, unter folgenden Voraussetzungen:[3]

[1] Vgl. darüber den Aufsatz „Arbeit und Ruhe" im Jahrbuch XII von 1898. Freilich ist der Sonntag nur für diejenigen ein Tag leiblicher und geistiger Erholung, die die Woche hindurch gearbeitet haben. Für die „oberen Zehntausend" ist er dagegen der langweiligste Tag der Woche; sie wollen es aber so haben.

[2] I. Mos. III, 19.

[3] Vgl. darüber „Die Kunst, Zeit zu haben" in „Glück" II.

Früh aufstehen, aber nicht vor der Tageshelle; die Vormittage einer ernsten, zusammenhängenden Arbeit widmen und immer eine Arbeit als Hauptbeschäftigung vor sich haben, mit einem geeigneten, nicht allzulangen Termin der Vollendung; andere daneben in Vorbereitung und zur Abwechslung; die Abende zu Hause zubringen und früh zu Bette gehen; die Sonntage zur Ruhe benutzen; nicht zu lange und bis zur völligen Ermüdung arbeiten, sondern die Arbeit mit etwas Bewegung und Luftgenuß unterbrechen; jede Arbeit in kleinere Partien abteilen, die man gut übersehen und an die man, ohne Ängstlichkeit vor einer zu großen Aufgabe, gehen kann; die Arbeit um ihrer selbst willen und aus Pflichtgefühl verrichten, nicht bloß zu einem äußeren Zwecke, am allerwenigsten aus Ehrsucht oder Streberei; alle unnötige oder unnütze Arbeit, allen bloßen Genuß, alle zwecklose Geselligkeit oder Korrespondenz, alles Vereins- und Parteileben, Theater und Wirtshaus aus seinem Leben entschlossen verbannen. Namentlich die Abendgeselligkeit ist das beste Mittel, um den Schlaf zu verbannen, der der Haupterhalter der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit ist.

Ja, das können wir nicht, werden vielleicht einige unserer Leser sagen. Gut denn, es sollte auch nur ein wohlgemeintes Gutachten sein; dann arbeitet also weniger, stets in Sorgen vor mangelndem Erfolg oder Nichtfertigwerden, und werdet dabei dennoch alt und krank vor der Zeit. Tausende haben und halten es in der That so. Es ist aber, wohlverstanden, mangelhafter Wille, oder fehlende Einsicht, nicht unerbittliches Schicksal. Es gibt

kein besseres Mittel, um die Gesundheit rechtzeitig zu stärken und sehr lange zu erhalten, als eine möglichst beständige, genügend anstrengende und nützliche Arbeit.

Freude ist endlich ein außerordentliches Heilmittel, das oft den ganzen Organismus neu beleben und zur Selbstthätigkeit anregen kann. Ebenso sehr auch die stille beständige Freudigkeit in der Auffassung aller Dinge und Menschen, die weniger rasche, aber vielleicht dauerhaftere Wirkungen hat. Sie ist die äußere Erscheinung der Gesundheit. Darüber ist eigentlich Jedermann einverstanden, Ärzte und Laien, Gesunde und Kranke. Ja aber das ist gar nicht die Frage, sagt man, Freude wäre gewiß gut, aber „wir bekommen sie nicht." Darauf antworten wir nun nicht mit dem sehr gewöhnlichen Argument, man müsse stets nach unten, nicht nach oben schauen, also auf die, welche es doch noch schlechter haben. Das allein wäre ein trauriger, aus den schlechtesten Eigenschaften der menschlichen Natur geschöpfter Trost, der bei edlen Seelen nicht anschlägt und den andern wenig Trost gewährt; sie werden nur noch pessimistischer dadurch.

Wir sagen ihnen vielmehr, die Freudigkeit läßt sich bis auf einen gewissen Grad doch erzielen, mit sehr einfachen Mitteln; zunächst dadurch, daß man das Gute sieht und dankbar anerkennt, das man hat; Dankbarkeit ist ein Gefühl, das der Freudigkeit sehr nahe steht. Sodann aber, indem man Andern Freude macht. Dieses letztere namentlich ist in Jedermanns, auch eines Kranken Gewalt, und der Anlässe, den Menschen wohlzuthun, gibt es genug

auf Schritt und Tritt; du brauchst sie kaum zu suchen, sie suchen dich. Wenn namentlich die vielen wohlhabenden Leute, die sich jahraus jahrein durch alle Kurorte der Welt schleppen, um ihren oft eingebildeten und meistens selbstverschuldeten Beschwerden zu entgehen, einen kleinen Teil der damit verbundenen Kosten auf Wohlthaten wenden wollten, sie würden davon bessere Resultate sehen, als wenn sie es an die Medizin wenden. „Ja, aber wo sollen wir anfangen damit, es ist uns so ungewohnt.“ Um so schlimmer, wenn das letztere wahr ist; das erstere hingegen ist die Frage des Schriftgelehrten, der „sich rechtfertigen“ wollte, und die Antwort bleibt immer die gleiche: Bei dem nächsten besten Menschen fange an; wenn keiner da wäre, was selten vorkommen wird, sogar bei einem armen Tierchen oder Pflänzchen, auf die sich der unerschöpfliche Born der Liebe auch ergießen kann und wird, wenn er vorhanden ist. Übrigens hat Jeder und ganz besonders jeder Kranke „Nächste“ im Wortsinne genug, denen er *Freude machen* kann, wenn auch bloß durch die eigene Geduld, mit denen er sein Leiden trägt. Für Viele ist das das *einzige* Mittel, um gesund zu werden.

IV.

Damit hängt unmittelbar zusammen, was man heute die „Nervenkraft“ nennt, und das Gegenteil davon, die sog. „*Neurasthenie*.“ Auch diese jetzt sehr verbreitete Erkrankung des gesamten Nervensystems ist mit natürlichen Mitteln, Schlaf, Luft, Bewegung, gesunder ver-

nünftiger Lebensart und Arbeit vollständig heilbar, aber nur, wenn eine gesunde Philosophie, oder Religion hinzukommt; denn es ist keine ausschließlich körperliche Krankheit, hat auch meistens gar nicht bloß körperliche Entstehungsgründe und kann auch nie nur mit solchen Mitteln geheilt werden. Namentlich schadet Müßiggang, Langeweile, das dadurch erzeugte Gefühl des Nichtsleistenkönnens und unnützen Lebens, und die daraus naturgemäß hervorgehende pessimistische Lebensauffassung; oder die meistens unpassende Umgebung in den großen Nervenheilanstalten den Nerven mehr, als alle Kurmittel gutzumachen vermögen. Dabei kommt es vor, daß in den höheren Graden dieser Krankheit eine fast unheimliche, nicht recht erklärbare Angst und Schwachheit eintritt, die aber schon viele und sogar bedeutende Menschen gehabt haben[1] und wofür es auch Trost und Hilfe gibt, wie für alles andere.[2]

Man darf ein stark erschüttertes Nervensystem nicht zu übermäßigen Anstrengungen zwingen; das ist ein zu kostspieliges Verfahren; angegriffene Nerven lassen sich nicht forcieren. Aber sie müssen noch immer etwas, und zwar so viel als sie können, leisten, und niemals die Herren, sondern die Diener des Menschen sein.[3]

Bei bloß augenblicklichen Depressionen des Nerven-

---

[1] Vgl. II. Kor. XII, 7. Der Apostel war ohne Zweifel neurasthenisch.

[2] Vgl. hierüber die bereits angeführte Schrift „Über Neurasthenie", 1897.

[3] Die Nerven brauchen Übung und jede Überwindung ist ein Sieg, der sie stärkt.

systems, die noch nicht zu einer wirklichen Krankheit geworden sind, sondern von zeitweiliger Überarbeitung, Kummer, Sorgen, meistens von einer Kombination solcher geistigen und körperlichen Ursachen herrühren, ist ebenfalls eine Verbindung von körperlichen und geistigen Gegenmitteln, Ruhe (körperliche und geistige),[1] ein sich Zwingen sogar zur Ruhe, Schlaf, Essen (nicht Trinken), Luft, oft auch Luftveränderung, mehr Bewegung als gewöhnlich; damit verbunden aber kräftige Erhebung zu Gott, stets neues Vertrauen auf seine Hilfe, in den meisten Fällen neue Entschlußfassung zum Rechten und Guten und Beseitigung einiger besondern Hindernisse desselben, die Jeder genau kennt, das einzig Wirksame, das durch keine Kuren ersetzt werden kann.[2] Das Schädlichste sind völlige Unthätigkeit, oder spiritistische, hypnotische und ähnliche Experimente, die entweder nichts helfen, oder wenn sie überhaupt etwas Reelles sind, denjenigen, der sich ihnen ergibt, in eine geistige Gewalt übergeben, die entschieden nicht Gottes Kraft ist. Es ist eine „Absage an Gott",[3] nicht

[1] Das Schwierigere ist die geistige Ruhe, d. h. der Ausschluß von Angstgefühlen und Zwangsgedanken, die namentlich aus dem schreckhaften Gefühl entstehen, seiner Nerven nicht mehr Herr, sondern wie unter einer fremden Gewalt zu sein. Dafür helfen nur die geistigen Mittel, die körperlichen sind nie genügend. Für angegriffene Kopfnerven ist noch das beste, außer Luft und Schlaf, Milch in leicht verdaulicher Form, besonders Kephir.

[2] Oft bringt einfach Geben die Freudigkeit hervor, die das direkteste Gegenmittel gegen alle gemütlichen Depressionen ist. I. Chron. XXIX, 9. Versuche es einmal, Jemand eine rechte Freude zu machen.

[3] Hiob II, 4. 5.

zu glauben, daß er dem Menschen, der ihm vertraut, die Gesundheit mindestens ebenso gut herstellen kann, wenn er es für gut findet, als alle diese Mittel, und die richtige Antwort, welche auch ein angefochtenes Gemüt mit der letzten Kraft, die ihm noch bleibt, in einer solchen Versuchung, zu geben hat, ist stets nur die heroische der drei Männer des Buches Daniel.[1] Dieser passive Heroismus, zu welchem auch die Nervenkranken noch fähig sind, selbst wenn ihnen einstweilen der aktive des Handelns völlig fehlt, ist, um es mit einem einzigen Worte zu sagen, höchst wahrscheinlich das beste Mittel gegen diese furchtbare Krankheit, welche sonst sich mitunter bis zum Wahnsinn steigern kann.[2]

Große Kategorien anderer Krankheiten hängen nicht sowohl mit dem sog. Nervensystem, als mit der Empfindlichkeit der Haut für die Witterungswechsel, oder mit der mehr oder weniger guten Verdauungsthätigkeit zusammen. Witterungseinflüsse sind nicht ganz auszuweichen; mit zunehmendem Alter nimmt auch die Empfänglichkeit für dieselben merklich zu, oft sogar eher im Sommer als im Winter, vorzüglich aber in den sogenannten Übergangszeiten.[3] Es ist dessenungeachtet keineswegs das Richtige,

[1] Daniel III, 17. 18.

[2] Nietzsche, früher Lenau sind bekannte Beispiele hiefür, wie sie übrigens jedem Leser aus seiner Umgebung einigermaßen bekannt sein werden. Denn die Sache ist jetzt verbreiteter als jemals.

[3] Die Zimmern'sche Chronik erzählt, daß ein Bürger von Überlingen am Bodensee, genannt der Has, stets dem Monat März förmlich „absagte", indem er am ersten Tag desselben nur gewappnet

wenn man nicht sehr krank schon ist, dem sogenannten schlechten Wetter im Zimmer gänzlich auszuweichen, oder gar den Winter im Süden zuzubringen. Der natürliche Wechsel der Jahreszeiten soll nicht ohne dringende Veranlassung verändert werden; es thut auch dem Charakter der meisten Menschen nicht gut, wenn sie sich aus einer egoistischen, kleinlichen Vorsichtigkeit von ihrem Volk und ihren natürlichen Lebensverhältnissen trennen, bloß um vielleicht ihrem, oft sogar ziemlich bedeutungslosen Leben einige Monate oder Jahre hinzuzufügen.[1] Viel Luft, jedoch ohne Wind, oder Staub, der stets schädlich ist, warme wollene Kleidung, besonders Fußbekleidung, regelmäßige kalte Abwaschung und zu rechter Zeit Bettwärme verhindert eine übergroße Empfindlichkeit für die Witterung.

Andere Krankheiten haben ihren Ursprung in einer mangelhaften Verdauung, dergestalt, daß manche Materialisten den Magen sogar als den Sitz der Intelligenz bezeichnet haben und Voltaire ein Jahrhundert seiner von ihm vielleicht allzu hoch taxierten „Unsterblichkeit" für

---

und mit einer Hellebarde in der Hand vor seine Hausthüre ging. Es gelang ihm dann auch wirklich durch diese Vorsicht, wie es scheint, den letzten Märzmonat seines Lebens zu überdauern.

[1] In der Übergangsperiode vom Winter auf den Frühling tritt bisweilen eine Abgespanntheit ein, die sich infolge unserer schwächeren Konstitution und vielfach verkehrten Lebensart zu einer Art von gefährlicher Krankheit, unter dem Namen „Influenza" ausgebildet hat. Dagegen ist eine Luftveränderung, sehr kräftige, leicht verdauliche Nahrung und bei Fieberempfindung täglich dreimal 15 Tropfen Chinatinktur sehr oft genügend, solange noch nicht eine eigentliche Krankheit daraus geworden ist, die ärztliche Hilfe erfordert.

einen guten Magen bei Lebzeiten hergeben wollte. Das beste, ja einzige Erhaltungsmittel eines guten Magens ist Mäßigkeit und Regelmäßigkeit der Lebensart; alle sonstigen „Magenmittel" helfen nicht viel. Öfteres Fasten ist schwachen Personen weniger anzuraten, als sehr mäßiges und leicht verdauliches Essen; als eigentliche Magenkur hilft höchstens eine konsequent durchgeführte Milchkur und, bei gänzlicher Appetitlosigkeit ist fein gewiegter roher Schinken mit etwas Wein angefeuchtet, oder gutes, ganz reifes Obst gewöhnlich noch das Annehmbarste. Das völlige Vermeiden der Fleischnahrung ist in unserem Klima vielleicht nicht ratsam, wenn es auch unzweifelhaft sein mag, daß die gebildeten Klassen jetzt im allgemeinen zu viel Fleisch genießen[1] und daß dieses Übermaß teilweise auch eine Folge des gewohnheitsmäßig gewordenen Alkoholgenusses ist,[2] der ebenso gut ohne allen Schaden aufgegeben werden könnte, wie das unnütze, unsäuberliche und barbarischen Völkerschaften nachgeahmte Rauchen.

Im ferneren ist gute Pflege der Haut zur Gesundheit des Körpers, wie zur Schönheit desselben erforderlich; das beste dafür ist kaltes Wasser und (in sehr mäßigem Gebrauche) echtes kölnisches Wasser; alle andern Kosmetika

[1] Noch im alten Testament kommt es ursprünglich bloß als ausnahmsweise Nahrung bei festlichen Gelegenheiten vor, allerdings unter anderen klimatischen Verhältnissen. Daß die Apostel Fleisch aßen, ist hingegen aus Ap.-Gesch. X, 13 ff. positiv ersichtlich. Vgl. auch I. Mos. I, 29; IX, 3. 4. I. Sam. I, 4. 5.

[2] Namentlich kommt davon der beständige Durst und das viele Trinkbedürfnis überhaupt, das ein Zeichen von Ungesundheit ist. Ganz gesunde Menschen mit guter Verdauung haben es nicht.

sind, gewohnheitsmäßig angewendet, mehr oder weniger schädlich.[1]

Sich die gehörige Bewegung in freier Luft zu verschaffen, welche für die Verdauung und Hautgesundheit nötig ist, ist oft bei unseren Lebensgewohnheiten etwas schwierig geworden.[2] Doch ist zu sagen, daß für Leute von sitzender Lebensart mehrmalige, kürzere Bewegung im Tage noch besser und zugleich leichter ausführbar ist, als eine anhaltende. Staub und Wind sind schädlich, weshalb wir auch das Velofahren nicht für zuträglich halten. Die Massage ist ein Mittel, um einigermaßen die fehlende Bewegung zu ersetzen und daraus entstandene lokale Übel zu beseitigen; doch kann man das ganz gut selbst besorgen.

Außerordentlich häufig sind in unserer Zeit die Herzkrankheiten geworden, die, einmal stark ausgesprochen, völlig unheilbar sind. Am meisten hilft dagegen, rechtzeitig angewendet, viel frische Luft (aber nicht Höhenluft, die vielmehr aufregt), viel Liegen, langsames Aufwärtsgehen, besonders in Waldwegen, natürlich warme Bäder mit gehöriger Ruhe nachher, und Vermeiden starker seelischer Erregungen. Damit kann man auch mit einer Herzkrankheit noch lange leben und vollkommen thätig sein. Alkohol und Kaffee sind besser ganz zu vermeiden; von sogenannten

[1] Auf Einreibungen mit wohlriechender Salbe wurde im Altertum sehr viel mehr gehalten, als es jetzt der Fall ist. Ev. Joh. XII, 3—8 ist das berühmteste Beispiel davon. Wohlgerüche natürlicher Art, besonders Rosenduft, sind ohne Zweifel gesund.

[2] Ein wenig läßt sich das durch einen Schaukelstuhl ersetzen, den man als gewöhnlichen Sitz benutzt.

Erregungsmitteln ist nur schwacher Thee zu gebrauchen. Manchmal hängt Herzbeklemmung, oder Herzklopfen mit dem Mangel natürlicher Aperition zusammen, wofür es, außer der Bewegung, nichts besseres gibt als den Genuß der alten lieben Freunde unserer Jugendzeit, der Äpfel.

Wir sagen nur noch ganz kurz, um nicht in eine völlige hygienische Abhandlung auszuarten, schmerzstillende Mittel sind schädlich. Der Schmerz ist ein Warner, ferner ein Stärker der Willenskraft und des Mutes, der edelsten Eigenschaften der Menschen, endlich sogar wahrscheinlich ein Heiler, den man gar nicht ganz zur Beseitigung der Krankheit entbehren kann; er ist also körperlich und seelisch ein edler Führer zum Guten.

Was man aber in unserer Heilkunst in erhöhtem Maße wecken und anwenden können sollte, das wäre die Freude und das Interesse an anderem, als dem kleinlichen egoistischen Selbst. Die unglücklichste Disposition zu allen körperlichen und geistigen Ungesundheiten ist der Egoismus, der sich manchmal selbst in sogenannten „zarten" Wesen zu ganz ungeheuerlichen Dimensionen entwickeln kann,[1] während für Leute, die möglichst unbehelligt von Krankheiten leben wollen, alle guten Regeln sich in diese drei zusammenfassen lassen: Mäßigkeit in allen Dingen, Gemütsruhe, die auf religiösen, oder streng philosophischen Ansichten beruht,[2] und größere Inter-

[1] Namentlich die hochgradige Neurasthenie ist fast immer mit einem stark entwickelten Egoismus verbunden. Versuche es einmal, das auszusprechen, dann wirst du diesen Dämon sofort sehen, wenn er vorhanden ist.

[2] „Burkhardt, Kultur der Renaissance" II, 55—58; I, 210.

essen, als das tägliche Leben, ja in letzter Linie als das Leben selbst.

Wer den Körper und seine Gesundheit für das Höchste ansieht, dem wird er diese Sorgfalt mit der stets zunehmenden Begehrlichkeit eines verwöhnten Kindes vergelten; wer ihn als wertgeschätzten Diener behandelt, dem wird er willig gehorchen, soweit und solange es die menschliche Bestimmung zu Höherem, als dieses Leben, mit sich bringt.

* * *

„Herr, die du liebst, die wirst du strafen;
Wer hat dies schmerzlich nicht erlebt?
Und wem hat nicht, im Sturm zum Hafen
Sich sehnend, jeder Nerv gebebt?

Was hülfe Heilung bloß den Frommen?
Auf deine Nähe kommt es an,
Und wer zum höchsten Heil will kommen,
Muß oft den Schmerz zum Führer han."

Moderne Heiligkeit.

I.

Ob Heiligkeit überhaupt und speziell in unserer modernen Zeit möglich sei, das wagen wir, großen Autoritäten gegenüber, für eine beinahe thörichte Frage zu erklären. Denn einerseits fordert Christus selbst zu seiner „Nachfolge" auf, die doch nichts Geringeres sein kann, verspricht auch diesen seinen Nachfolgern in einer merkwürdigen Stelle, sie würden das Gleiche, wie er, ja noch Größeres thun können, und verlangt sogar von ihnen mitunter kurzweg, sie sollen „vollkommen sein wie der Vater im Himmel",[1] wogegen doch kein „wenn" und kein „aber" geltend gemacht werden darf. Andererseits sind die Menschen heute so begabt wie jemals, und was weder höher veranlagten, noch besser erzogenen und nicht günstiger situierten Männern und Frauen des Altertums und frühen Mittelalters ganz unzweifelhaft möglich war, das sollte

[1] Man darf in den wichtigsten Fragen nur die Worte Christi citieren, auch nicht die der Apostel, Kirchenväter, Reformatoren oder christlichen Schriftsteller, am allerwenigsten solcher, welche erst spät aus schwerem Irrtum zum Licht gelangt sind. Also Ev. Matth. V, 48; XI, 12; XII, 50; XVIII, 18; XIX, 26—28. Lukas IX, 1. Joh. VI, 47; VII, 38; VIII, 51; XII, 26; XIV, 12. 23; XV, 7. 20; XVII, 18—20; XX, 21—33.

unsere vorgeschrittene Zeit auch leisten können, wenn nämlich Fortschritt Erhöhung der menschlichen Kraft zum Wahren und Guten bedeutet, was doch seine einzige reelle Bedeutung ist.

Es ist also offenbar gar kein Grund vorhanden zu glauben, das „Reich Gottes auf Erden", oder die sogenannte „Gemeinschaft der Heiligen", welche die Kirche Christi darstellen soll, sei vor 18, oder vor 10, oder vor 5 und 4 Jahrhunderten etwas ganz anderes gewesen, als was sie heute auch sein kann, und Heiligkeit ein Privileg für Mönche und Nonnen der thebäischen Wüste, oder der mittelalterlichen Klosterzellen. Vor einer solchen „Demut" möge uns Gott jederzeit behüten und uns dafür etwas mehr von der Hochgemutheit geben, die das Wagnis auf sich nimmt, welches zu einem bedeutenden Ziele unabweislich gehört. Darüber sind wir also ganz im Klaren, sowohl was das Können, als was das Sollen angeht.

Etwas anderes, das heißt schwieriger zu beantworten ist die Frage, was die Heiligkeit eigentlich ist, wie sie heutzutage aussieht, und was überhaupt unter dem „Reiche" Gottes zu verstehen ist, um dessen „Herannahen" wir leider noch immer in hunderten von Sprachen bitten, und das nicht von dieser Welt sein soll,[1] wenn es auch in der Welt sein muß, ansonst es ja ein bloßes Reich der Phantasie wäre.

Gewiß ist es zunächst nicht die naturgemäße Herrschaft

[1] Ev. Joh. XVIII, 36. Lukas IX, 27; XVII, 21.

Gottes über alles, was besteht; das meint auch Christus nicht, indem er ja wiederholt von einem andern Geiste, als dem „Fürsten dieser Welt", spricht und in einem merkwürdigen Gleichnisse den Verlauf der menschlichen Dinge, wie sie zu allen Zeiten sein und bleiben werden, sehr deutlich beschreibt.[1] Davon ist also gar keine Rede, daß jemals auf dieser Erde das Gute allein herrschen wird, selbst wenn einmal — was wohl möglich und sogar wahrscheinlich ist — die Lehre des Christentums und die dadurch vermittelte Civilisation sich über alle Völker dieses Planeten erstrecken wird. Selbst die „Christenheit" ist weit davon entfernt, das Reich Gottes zu sein, und ist es zu keinen Zeiten gewesen, wenn sie auch den Anspruch erhob und noch erhebt, es im Wesentlichen in ihrem Rahmen zu bergen.

Es besteht vielmehr offenbar lediglich aus den Menschen, welche mit ihrem freien Willen und Entschluß dahin gekommen sind, Gott allein zu dienen, wie es schon das allerälteste und erste Gebot unbedingt verlangt, und ihn von Herzen zu lieben, ohne welches Gefühl ein solches Dienen nicht möglich ist; die dann nicht notwendig in einer äußeren Gemeinschaft vereinigt, oder mit einander persönlich bekannt sein müssen, dessenungeachtet aber und trotz ihrer Zerstreuung die Menschheit bilden, um deren willen Gott in dieser Welt „wohnen" kann, was er bei völlig anders gearteten Menschen vermöge seiner Heilig-

[1] Ev. Matth. XIII, 24—30. 36—43. Ev. Joh. XIV, 30; XII, 31.

keit nicht könnte.[1] Sie erhalten in Wirklichkeit die Staaten und Kirchen, auch wenn sie in ihnen gar nicht bekannt und äußerlich nicht sehr thätig sind; das Gegenteil ist sogar weit eher vorauszusetzen.[2] Sie sind auch zu allen Zeiten dagewesen, schon in der Zeit des alten Bundes, so gut wie im neuen, bald einzeln, bald in größerer Anzahl und in den schlechtesten Zeiten noch zahlreicher, als irgend ein menschliches Auge es sah.[3] So ist es auch heute noch; es ist ein Vorzug ungemeiner Art, sie zu kennen, kein Glück für sie, gekannt zu werden, und die dies suchen sollten, sind bereits in Gefahr, diesen Charakter zu verlieren.

Nie, zu keinen Zeiten aber werden sie eine äußerlich sichtbare und unter sich abgeschlossene Gemeinschaft bilden, sondern immer, nach dem Wort des Herrn,[4] ein Sauerteig sein, der unter das ganze Volk der Staaten und der Kirchen gemischt ist und das fruchtbare und erhaltende Element derselben bildet.

---

[1] I. Mos. XVII, 1; XVIII, 25—32; XXIII, 6. II. Mos. XIX, 5. 6; XX, 3; XXIX, 46. IV. Mos. XXXIII, 56. V. Mos. IV, 3—7; V, 24. 29; VI, 5; VII, 16; IX, 3; X, 12; XIV, 2; XXVI, 16—19; XXXIII, 9. I. Kön. VI, 13.

[2] Ev. Luk. XVI, 15. Es sind auch meistens Leute geringeren Standes mit vielleicht wenigen Ausnahmen. Auch eine gewisse Art von Genialität ist mit Heiligkeit schwer vereinbar. Vgl. darüber Burkhardt „Die Zeit Konstantins des Großen", S. 307.

[3] I. Kön. XIX, 18.

[4] Luk. XIII, 21. Es schließt sich übrigens nur an II. Mos. XXXIII, 16—19 an. Merkwürdig ist das Wort Lukas XVI, 9, das eine Mitnahme Anderer zu gestatten scheint. Vgl. auch Ev.

II.

Daß dazu eine besondere „Berufung“ gehört, so lange das Reich Gottes ein kämpfendes Reich ist, darüber kann unseres Erachtens gar kein Zweifel bestehen, und in diesem Sinne ist auch das sehr bekannte Wort Christi (Matth. XX, 16)[1] zu verstehen, dessen Mißverstand so viel Unheil, namentlich in der protestantischen Kirche, verursacht hat. Denn wenn damit die allgemeine Bestimmung zum Gerettetwerden, oder die Verurteilung zu ewiger Verwerfung gemeint wäre, wie es Calvin, nach dem Vorgange des h. Augustin, auffaßte und die Dordrechter-Synode es bis zu einem förmlichen Widersinne steigerte,[2] so wäre das in der That die willkürlichste und zugleich die furchtbarste Weltordnung, die man sich denken könnte, gegen die eine Empörung der

Matth. V, 14; X, 1. 16; XI, 25; XVII, 20; XIX, 26; XXI, 31. Lukas V, 32; X, 42; XI, 13; XXIII, 35; XXIV, 22. Joh. I, 12; III, 3. 6. 36; VI, 65; XV, 16. 19. Das Alte Testament, an dessen Worte sich Christus viel mehr hält, als wir es jetzt oft denken und bemerken, sagt deutlich, was es unter „Auserwählten“ versteht, in Psalm 89, Vers 4 und 20. Trotzdem war das ganze Volk Israel ein „Volk Gottes.“

[1] Es wird in Kap. XXII, 14, dann noch einmal wiederholt.

[2] Die Dordrechter-Synode von 1618/19 sprach sich für die unbedingteste Prädestinationslehre aus. Eine Ansicht, die sog. „supralapsarische“, ging sogar soweit, zu behaupten, daß die Erwählung oder Verwerfung *vor* den Sündenfall der Menschheit zu datieren sei. Man frägt sich unwillkürlich, *woher* diese Theologen das *wissen* konnten. Vgl. Herzog, Realencyklopädie, III. Auflage, von Prof. Hauck, IV, 798.

Rechtlosen wenigstens sehr entschuldbar sein müßte. Es bleibt auch, so wie die Sache ist, noch Räthselhaftes genug übrig, und es mögen es ja in der That eigene Lebenserfahrungen gewesen sein, die es dem karthagischen Heiligen, wie dem genferischen Reformator nahe gelegt haben, so weit in der Lehre von der sog. „Gnadenwahl" zu gehen. Kein Mensch aber glaubt in der heutigen Christenheit wirklich mehr daran, daß irgend eine Menschenseele schon vor ihrer Geburt zur ewigen Verdammnis bestimmt sein könnte, ohne jede Möglichkeit einer Rettung, sondern Alle sind berufen, der Wahrheit zum ewigen Leben zu folgen. Aber zu einer tieferen Erkenntnis derselben gelangen allerdings, auf Erden wenigstens, nicht Alle. Warum, das wissen wir unsererseits nicht anzugeben.[1]

Diese „höhere Bedeutung", um es so zu bezeichnen,[2] die sich Niemand selbst nehmen, wohl aber aufrichtig erbitten kann, wenn er den Mut dazu in sich fühlt, und die er annehmen muß, wenn sie ihm übertragen wird, ziemlich genau so, wie es im menschlichen Militärdienst zu geschehen pflegt, nennen wir die „Heiligkeit", und es liegt, mehr als an den theologischen Räthseln ihrer göttlichen

---

[1] Der Apostel Paulus weiß es ebensowenig und hilft sich mit einer nicht gerade beweiskräftigen Argumentation, Röm. IX, 18 bis 27, die der eigentliche Ausgangspunkt der Lehre von der Gnadenwahl geworden ist, welche ihrerseits ein dunkelster Bestandteil der christlichen Dogmatik, wie des menschlichen Lebens bleibt.

[2] II. Mos. XXXIII, 12. 17. Es sind die Leute die Gott „mit Namen" kennt.

Voraussetzungen, die wir niemals ganz ergründen werden, daran, zu wissen, was in uns dazu in heutiger Zeit gehört, und wie sie zuverlässig erkannt werden kann.

Das Unerläßlichste sind zunächst unzweifelhaft „geöffnete Augen und Ohren", wie es das Evangelium nennt.[1] Im weiteren ist dann, wie bereits das Alte Testament an vielen Stellen es sagt,[2] die Sache einfach. Es gehört eigentlich nichts anderes dazu, als Gott lieben; dann kommt alles weitere wirklich von selbst, als Folge davon, und dieser Geist der Liebe zeigt dem Menschen alles, was er sonst nicht sieht. Aber eben dies Eine wird durch nichts anderes ersetzt, und diese Liebe kann durch keine Religionslehre und keine gottesdienstliche Übung, noch durch Werkthätigkeit irgend einer Art gewissermaßen systematisch hervorgerufen werden.[3] Schon die alten Israeliten versuchten es mit einem beständigen „Gottesdienst", durch welchen jede Handlung, ja fast jeder Athemzug in den Dienst Gottes gestellt werden sollte, und

---

[1] Ev. Matth. XIII, 15. 16. Lukas X, 23. 24. Joh. XIV, 17.

[2] z. B. V. Mos. XXX, 6. 11. 14.

[3] Das ist der Fehler namentlich aller „Religionslehre"; die Liebe kann man nicht dozieren. Und hier hat selbst die Vergleichung mit der Liebe eines „Vaters" und zu einem solchen etwas für unsere Zeit Unvollkommenes, das viele Menschen, die mangelhafte Verhältnisse dieser Art erlebt haben, geradezu abstößt. Die Vergleichung des Alten Testamentes mit einer Brautliebe ist wahrer, obwohl auch bloß ein Gleichnis, das nicht ganz paßt. Das beste Gleichnis ist das des altdeutschen Heliand mit einem vollkommen gütigen Herrn. Das allein entspricht auch dem heutigen deutschen Gefühle noch.

das orthodoxe Judentum müht sich noch heute redlich damit ab. Die christliche Kirche war unerschöpflich teils in fein ausgesonnenen Begriffsbestimmungen des Glaubens, teils in Werken desselben, und unsere heutigen Kirchen thun sogar mehr in dieser letzteren Richtung als jede frühere Zeit, dennoch fehlt ihnen die rechte Befriedigung in ihrem Glaubensleben, und sie leben in beständiger Furcht vor einer Abnahme desselben.

Selbst die Evangelien müssen in dieser Hinsicht nicht überschätzt werden. Sie sind doch nichts anderes als ein wahrheitsgetreuer Bericht von einer besonders wichtigen Offenbarung des göttlichen Geistes; bewundernswürdig in ihrer einfachen, ergreifenden, verschiedenartigen und doch sich ergänzenden Erzählung; wer sie nicht kennt, entbehrt das beste, was es in der Litteratur der Menschheit bisher gegeben hat. Aber das Christentum sind sie nicht, selbst wenn man sie auswendig könnte; noch viel weniger ist ihre genaue Kenntnis die Voraussetzung der Heiligkeit. Dieselbe kann vollkommen bestehen bei einem Menschen, der weder lesen, noch hören kann und nie von diesen Schriften etwas Gründliches erfahren hätte. Gott könnte ihm die Liebe zu ihm, die zugleich die einzige Möglichkeit einer Einsicht und Erkenntnis seines Wesens ist, auch auf eine andere, direktere Weise geben. Der Apostel Paulus hat einmal in seinen Schriften eine deutliche Vorstellung von dieser höheren Gotteserkenntnis in dem mit Recht berühmten 13. Kapitel des ersten Briefes an die Korinther, das wie ein Gedicht aus einer ganz anderen Sphäre mitten unter seinen theologischen Auseinandersetzungen steht, und schon Jeremias weiß es recht

gut, daß der ganze Gottesdienst des Judentums nur ein Werk zweiter Hand, ein Surrogat für etwas anderes ist, das anfänglich mit diesem „auserwählten" Volk beabsichtigt war.[1] So etwas steht aber sogar in unseren besten religiösen Schriften nur wie eine bloße schattenhafte Erinnerung an ein ehemaliges größeres Nahesein Gottes, auf das es ja bei aller Religion und allem wahren Glück doch ganz allein ankommt, oder als eine Ahnung einer weitaus besseren Zukunft. Immer wieder verschwindet diese Einsicht dem armen Menschengeschlechte, das sie nicht fassen und noch weniger lehren und überliefern kann ohne Formen, die ihr gerade am meisten zuwider sind, und jedes neugeborene Kind bleibt stets eine neue Schöpfung Gottes, in welchem sein Geist und seine Liebe früher oder später selbständig lebendig werden muß, wenn sein Leben einen Wert haben soll. Wir glauben zwar auch in diesen wichtigsten Dingen an eine gewisse Kontinuität und Vererbung der Anlage, wonach die erworbenen Eigenschaften der Eltern einigermaßen in den Kindern zur Anlage werden können; aber mechanisch geht das nicht zu, und es kommt auch das Gegenteil in erschreckender Weise vor.

Heiligkeit ist also nichts anderes als ein so erheblicher Grad dieser Liebe zu Gott,[2] die übrigens einer unendlichen Steigerung über dieses Leben hinaus fähig ist, daß dieses Gefühl jedes andere in dem Menschen überwiegt. Moderne Heiligkeit ist diese Liebe unabhängig von

[1] Vgl. Jeremias VII, 22. Vgl. auch Micha VI, 6—8. I. Sam. XV, 22. Jeremias XXXI, 31—34.

[2] Ev. Joh. XIV, 23. 24. 26. 31. Life of Mrs. Booth I, 273.

den Formen vergangener Zeiten, soweit möglich unabhängig sogar von Form überhaupt. Aber nicht mit Widerwillen und Auflehnung gegen dieselbe, sondern mit Einsicht, daß diese Formen als Ausdruck der Liebe ganzer Generationen ehrwürdig sind und bis auf einen gewissen Grad stets bestehen werden. Erst in einer künftigen Welt wird kein Tempel mehr sein, sagt die Offenbarung XXI, 22.

So sind übrigens alle vollkommenen Heiligen stets gesinnt gewesen. Die stürmischen Reformatoren des Glaubens und Gottesdienstes, welche die Aufgabe hatten, tote Formen aus dem Wege zu räumen, gehörten nicht in diese Kategorie und sind sich dessen wahrscheinlich selbst bewußt gewesen.

Reform, namentlich in unserer jetzigen protestantischen Kirche, ohne eine starke Vermehrung der Liebe zu Gott würde auch heute nur zu neuen Formen, statt alter, oder zu einer Verflüchtigung des Geistes führen, der doch noch für viele Tausende in den von der Reformation des 16. Jahrhunderts geschaffenen Formen lebendig ist. Was die Kirche jetzt braucht (der Staat übrigens ebenso sehr), das sind mehr Menschen, in denen die Liebe Gottes leuchtet, die nach dem Ausdrucke des Evangeliums ein Salz dieser Erde sind; ohne dieses Salz sind auch alle sozialen Reformen ein totes Werk ohne Segen und Kraft.

Durch die Liebe zu Gott und durch nichts anderes hängen auch alle christlichen Konfessionen und alle Religionen überhaupt innerlich noch zusammen; in ihr allein können sich Protestanten und Katholiken, selbst Juden und Moham-

medaner einigermaßen verbunden fühlen, und dieses dunkle Empfinden in ihrem Anbeten macht selbst die unvollkommensten der Religionen noch ehrwürdig und entwicklungsfähig. Ebenso verbindet diese Liebe allein alle Stände, ohne sie aufzuheben, und macht den Geringsten dem Edelstgebornen in dem, worauf es eigentlich ankommt, ebenbürtig. Sie ist die Ursache der Rechtsgleichheit und einer wirklichen Humanität in unserer Zeit und das allein wirksame Gegengewicht gegen den Geist des Egoismus, der Parteiung, der Genußsucht, der ohne diese Liebe ist, und dem Gott beständig dadurch entgegenarbeitet, daß er immer neue Menschen entstehen läßt, die darüber wieder hinwegsehen.

Deren gibt es heute wahrscheinlich viele, mehr als vor hundert und noch vor fünfzig Jahren; nur sind sie schwerer erkennbar, als jemals. Gewisse Kennzeichen haben sie zwar alle, denn diese Liebe ist etwas thatsächlich in die Erscheinung Tretendes, nur schwer Erklärbares, da dies fast nur in auf menschliche Verhältnisse sich beziehenden Vergleichungen geschehen kann, die nie ganz zutreffen. Dante versucht es im „Paradiso“, einen solchen allgemeinen Zustand der göttlichen Liebe zu schildern, wie wir ihn uns in einem künftigen Leben herrschend denken. Es wird aber Jedermann zugeben, der jemals dieses Gedicht gelesen hat, daß es, mit Ausnahme einiger überaus schönen Stellen, der Teil der göttlichen Komödie ist, der am wenigsten Eindruck macht, eben weil er das gänzlich Immaterielle nicht aussprechen kann. Das ist es, was

auch viele edelgeartete und nach dem Besten sich sehnende Menschen von den Kirchen abschreckt. Aber mit noch etwas *mehr* Liebe zu Gott würden sie sie achten, wie Gott es selber thut, dem sie doch noch viel unvollkommener als uns erscheinen müssen, denn es ist doch noch ein Segen in ihnen allen,[1] und sie würden von selbst zerfallen, wenn sie gänzlich tot und segenslos geworden wären.

Ein Heiliger unserer Zeit, wenn Sie jemals einen solchen anzutreffen das Glück hätten, würde Ihnen wohl mit Sicherheit, wenn Sie ihn über seine innere Lebensgeschichte befragen, nur das zu sagen wissen: „Ich bin durch die unverdiente Gnade Gottes dahin geführt worden, ihn allmählig über alles zu lieben, ihm ganz zu vertrauen, gar nicht mehr daran zu denken etwas anderes neben ihm zu schätzen, oder gegen seinen Willen zu handeln.[2] Das macht mich ruhig, zuversichtlich und fröhlich, mit allen Menschen freundlich und einer noch unendlich besseren Zukunft gewiß. Gott verlangt nichts anderes von uns, als uns nahe sein zu können, ein ihm zugeneigtes Herz zu finden, das er mit seinem Geiste weiter ausbilden und beleben kann; was an freiem Willen in uns ist, das müssen wir dazu geben, ohne viel Spekulation, ob und in wie weit es einen solchen geben könne; alles andere ist dann *seine* Arbeit an uns, die in einer Fülle von successiven Gaben besteht.“[3]

---

[1] Jesaias LXV, 8.

[2] Vgl. das Lied von Zinzendorf, Nr. 302 der Brüdergemeinde, Vers 7 und das Leben der Mrs. Booth von Tucker I, 272.

[3] Psalm LXXXI, 11.

Wir glauben kaum, daß sich ein solcher Mensch viel mit den theologischen Fragen befaßt, welche seit Christus Tausende von subtilen Geistern beschäftigt und oft schon blutige Glaubenskriege veranlaßt haben. Er wird weder viel über die Mysterien der Präexistenz Christi und seiner „Doppelnatur", noch über die Erklärung und Wirkung seines „Opfertodes", oder die Reinigungskraft seines Blutes nachdenken, sondern sich einfach an die Thatsache halten, daß durch eine solche wundervolle Erscheinung auf Erden alle Weissagungen des alten Testamentes erfüllt, die Kräfte des Bösen im Ganzen und im einzelnen Menschen erfahrungsgemäß gebrochen worden sind, dem freien Zugang des göttlichen Geistes in diese dunklen Erdenthäler und in jedes menschliche Herz ein sicherer Weg gebahnt, und selbst der Tod, das dunkelste Rätsel der menschlichen Existenz, als überwindbar gezeigt worden ist. Diese Religion — wird er sagen — gibt dann dem menschlichen Geiste eine Tiefe, die er sonst nicht hat und weder aus sich selbst, noch aus der ausgebreitetsten Kenntnis der irdischen Welt schöpfen kann. Das zeigt sich auch in vielen berühmten Menschen der jetzigen Zeit; es fehlt etwas in ihnen; sie bleiben, in einem höheren Sinne genommen, doch oberflächlich. Käme dies eine dazu, so wäre die menschliche Erscheinung in ihnen erst vollständig geworden.

Möglich ist diese Vollendung, auch heute zweifellos. Gottes Geist kann jeden Menschen frei machen von allem,[1]

[1] Psalm 130, 8. Das war schon im alten Testamente der Fall. Wenn aber Jemand fragt: Warum geschieht es denn jetzt durch Christus allein (Ev. Joh. XIV, 6), so braucht es eigentlich

was ihn daran verhindert, und ist beständig bereit, es zu thun. Dann atmet er auf wie von einer langen Gefangenschaft und tritt in ein ganz neues Verhältnis zu allen Menschen, ja zu allen Geschöpfen, zu der ganzen belebten und nicht — oder vielleicht nur scheinbar für unser Verständnis nicht — belebten Welt, und es wird ihm wieder wohl in derselben. Wo dies Gefühl noch nicht besteht, da ist jedenfalls noch keine Heiligkeit zu stande gekommen.

III.

Die charakteristischen Eigenschaften der modernen Heiligen, wenn man sie überhaupt trennen wollte, sind folgende, soweit es sich aus Büchern,[1] oder Beobachtung

---

nicht einmal einen besonderen christlichen Glauben, sondern nur ein richtiges Verständnis dessen, was Geschichte heißt, um das sehr begreiflich zu finden. Die Weltgeschichte will nicht immer ohne Not von neuem anfangen.

[1] Das beste dieser Bücher ist das „Leben heiliger Seelen" von Tersteegen, in kürzerer Fassung von Goßner; die Tersteegen'sche Ausgabe ist sehr selten geworden. Von neuesten Lebensbeschreibungen dieser Art sind Franz von Assisi von Sabatier, und Katharina Booth, von ihrem Schwiegersohn, besonders zu nennen. Teilweise auch Leben Blumhardts von Zündel. Im ganzen ist die Heiligkeit des alten Testamentes natürlicher, als die spätere christliche. Psalm XVI sagt z. B. in Vers 2 alles, worauf es ankommt, und enthält überhaupt eine sehr gute Beschreibung davon; doch muß man sagen, daß sie in moderner Zeit wieder etwas besser geworden ist. Vgl. darüber Robertson, Predigten II, 147. 150. 210. Bernières-Louvigni sagt darüber: „Es ist ohne Vergleich leichter, seinen Leidenschaften und Neigungen zu befehlen, als zu gehorchen, leichter sie zu beherrschen,

feststellen läßt. Sie bilden aber in Wirklichkeit ein völlig untrennbares Ganzes und sind auch eben so individuell gestaltet, wie die Menschen überhaupt es sind. Von einem „Nachahmen" ist daher hier keine Rede; das würde niemals und Niemandem gelingen; es muß jeder Mensch seine eigene Natur veredelnd ausbilden, nicht eine fremde annehmen, selbst wo es sich um eine gänzliche Umgestaltung handelt, wie dies in gewissem Grade stets der Fall ist, und wenn es sich in einzelnen Fragen um das Befolgen eines Vorbildes handeln sollte,[1] so ist dies nur Christus selber; jedes andere Modell ist gefährlich.

Was uns bei dem Christentum, wie es wirklich ist (nicht wie es uns oft gezeigt wird), so gut gefällt und so tief befriedigt, ist gerade das, daß es kein schablonenhaftes Wesen hat und keine Methode ist, wie die Menschen eingefangen, belehrt, erzogen und wieder zum Heranziehen anderer abgerichtet werden.[2]

Die gemeinsamen Kennzeichen der Heiligen, wie sie in

---

als ihre Sklaven zu sein; es sind aber die vielen Mittel, mit denen man sich zur Heiligung helfen will, meistens das größte Hindernis derselben." Das ist die richtige heutige Auffassung davon.

[1] In Wirklichkeit ist dies bei solchen Leuten schwerlich der Fall; der Geist, der in ihnen lebt, zeigt ihnen ohne weiteres den Weg. Psalm XXXII, 8.

[2] Wo das der Fall ist, und es ist leider vielfach der Fall, da ist das Christentum sehr in Gefahr. Namentlich der englisch-amerikanische Geist, der alles sofort im Großen, mit Massenwirkung betreibt, steht dem ruhigen, sich Zeit lassenden, mitunter möchte man fast sagen orientalischen Geist des Christentums stark entgegen, und Viele stoßen sich daran, bis zur Abneigung gegen die Sache selber.

allen Ländern, Zeitaltern, Klassen oder Bildungsstufen stets vorkommen, sind folgende:

1) Demut. Darunter ist nicht eine Selbstunterschätzung zu verstehen, die selbst da, wo sie momentan aufrichtig ist, fast immer ein Anzeichen einer verborgenen Eitelkeit bildet, gegen die auf diese Weise reagiert wird.[1] Sondern eine richtige, tiefe Erkenntnis der geringen menschlichen und der großen göttlichen Kraft, die mit Freudigkeit des Geistes sehr wohl vereinbar ist,[2] aber alle Menschenvergötterung,

---

[1] Personen, die sich sehr unterthänig geberden, ist nie ganz zu trauen; sie sind auch anderer Stimmungen fähig, oder es lebt in ihrem Innern ein tief verborgener Haß oder Neid gegen die, welche sie zu verehren scheinen, ja selbst wirklich verehren. Eitelkeit ist das, was den Heiligen am wenigsten ansteht und nachgesehen werden kann. Sie ist nach einem geflügelten Worte Bismarcks, das das beste von allen ist, „eine Hypothek auf einem Grundstück, sie entwertet es um ihren Betrag."

[2] Auch nicht etwa die Anschauung, die mit Gott nur durch menschliche Vermittlung in Beziehung treten zu dürfen glaubt. Guizot sagt darüber in einem Briefe an Frau Lenormant: „Was die Demut betrifft, so bin ich überzeugt, daß Gott mich demütig findet, denn er sieht, wie groß und beständig in mir das Gefühl seiner Stärke und meiner Schwäche, seiner Vollkommenheit und meiner Unvollkommenheit ist. Das aber ist allerdings wahr, daß ich niemals das Bedürfnis eines Vermittlers zwischen meiner Seele und Gott empfunden habe. In der Freude wie in der Betrübnis, um zu danken oder um Hilfe zu erflehen, wende ich mich unmittelbar an ihn; ich spreche zu ihm und er spricht zu mir; ich lebe mit ihm in der unterwürfigsten, aber unmittelbarsten vertrauensvollsten Intimität. Wenn das Mangel an Demut ist, so kann ich ihn nicht leugnen und ich gestehe auch, daß dieser Seelenzustand in mir durch die Lebenserfahrung und durch Nachdenken täglich befestigt wird."

namentlich auch die des eigenen Ich's, ausschließt.[1] Die Selbstverachtung, das „spernere mundum, spernere se ipsum" ist höchstens ein Übergangsstadium, wie auch die Askese keine Lehre des Christentums und von Christus nie geübt worden ist.[2] Was helfen uns und sich selbst asketische Büßer? So wenig als indische Fakire, die sie noch bei weitem übertreffen. Es ist möglich, daß das innere Leben so stark, und die Gottesnähe in einzelnen Momenten so mächtig wird, daß alles Irdische nur wie ein Traum erscheint, aus dem man zu erwachen bestimmt ist; aber es ist immer in hohem Grade gefährlich, diesen Zustand durch äußere Mittel herbeizuführen, oder zu verlängern, und es geschieht nicht leicht ohne Schaden, nicht bloß des körperlichen Wesens, sondern auch des geistigen Verhältnisses zu Gott.[3]

---

[1] Auch hierin ist nur Christus unser Modell, der bei aller Sicherheit seiner Stellung dennoch „von Herzen demütig" war, namentlich im Gegensatz zu geistlichem Hochmut, den er mit einem furchtbaren Worte auf alle Zeiten gebrandmarkt hat. Ev. Matth. XXI, 31.

[2] Ev. Matth. V, 14—16; XI, 19. 29. Mark. VI, 4. Lukas XXII, 35. Joh. II, 7; IV, 7; V, 19; VI, 15; VII, 5; X, 36; XII, 6. 7; XVIII, 37. Der rohen Sinnlichkeit und Genußsucht gegenüber ist es auch heutigen Tages vielleicht geboten gewohnheitsmäßig manchen Dingen zu entsagen, die man ohne Schaden genießen könnte; im ganzen aber ist es auch in diesem Punkte das Sicherste, das zu thun und zu lassen, was Christus gethan und gelassen hat. Burkhardt, „Die Zeit Konstantins des Großen", enthält darüber eine sehr schöne Betrachtung, S. 384, wie sie kaum in einem theologischen Buche gefunden werden wird.

[3] Es wird daher von Franziskus von Assisi, der gewiß in

2) Stets sich gleich bleibende Freundlichkeit, ein Abglanz des göttlichen Wesens, das über Gerechte und Ungerechte seine Sonne scheinen läßt und auch das geringe und schwächliche Gute in einem Menschen zu sehen und aufzumuntern versteht. Rein praktisch genommen, ist das vielleicht sogar die wichtigste Eigenschaft der Heiligkeit. Denn sehr viele Menschen, welche sich gerne dem Christentum mehr nähern möchten, fühlen sich viel weniger von den wirklichen Anforderungen desselben,[1] als von den Äußerlichkeiten, die es angenommen hat, oder von den Unarten seiner Bekenner abgestoßen. Ganz besonders von dem, was schon der Apostel Paulus „aus der Gottseligkeit ein Gewerbe machen" nennt, oder von der „Verehrung", die manche geistlichen Personen nicht bloß gerne annehmen, sondern sogar verlangen, obwohl ein sehr positives Gebot Christi derselben entgegensteht.[2] Auch das

der richtigen Demut eine sehr hohe Stufe erreichte, erzählt, er habe auf dem Sterbelager es bereut, seinen Körper zu schlecht behandelt zu haben, und die h. Katharina von Siena, eine der vollkommensten Heiligen, die es gab, wiederholte unmittelbar vor ihrem Tode mehrmals die Worte „die eitle Ehre niemals, die wahre Ehre und das Lob des Herrn." Sicher nicht ohne Grund; wenn sie aber jemals die eitle Ehre suchte, so geschah dies nur durch die übermäßige, vielleicht etwas ehrgeizige Abtötung, welche auch ihr Leben vor der Zeit zerstörte.

[1] Dieselben sind in der That so, daß Christus sagen kann, seine Last sei leicht im Vergleich mit den Lasten, die das Weltwesen auferlegt. Ev. Matth. XI, 30.

[2] Ev. Joh. V, 44. Ev. Matth. XXIII, 8—10. Daher sagt auch II. Mos. XIX, 22: Die Priester, die sich zum Herrn nahen, sollen sich heiligen, damit sie nicht „zerbrochen" werden. Das kommt noch heute öfter vor, als man es glaubt.

etwas phantasievolle Wesen, wie man es z. B. an Jung-Stilling oder Lavater bemerken konnte, oder gar die etwas markschreierische Art der amerikanischen „Revivals", haben nie dauernde Propaganda gemacht. Die Welt wäre längst für das Christentum erobert, wenn die Christen alle die fortdauernde menschliche Erscheinung der Freundlichkeit Gottes auf Erden[1] wären, wie es Christus selbst war, wahrscheinlich aber schon die Apostel nicht mehr. Wenn es den gedrückten, oder von Leidenschaften ruhelos gepeinigten Menschen unserer Tage wohl zu Mute würde bei den Christen, so würden diese nicht über leere Kirchen zu klagen haben. Daher sagt ein indisches Gedicht geradezu: „Because he has pity upon every living creature, therefore is a man called holy."

---

[1] Titus III, 3—6. Kolosser III, 1—15; IV, 6. Römer XII, 21. II. Kor. II, 15. 16. II. Tim. II, 23. 24. I. Petri II, 1; III, 10. Lied von Richter, Nr. 362 der Brüdergemeinde. Michelangelo sagt schön von Vittoria Colonna: „Rendimi il volto angelico e sereno, onde fu seco ogni virtù sepolta." In dieser Weise wurde auch von dem verstorbenen Blumhardt geurteilt, es habe ihn eine „unsichtbare Segenswolke" umgeben. Das wäre eine Erklärung des Eindrucks, welchen die Persönlichkeit Christi nicht bloß auf den Täufer, dem diese Freundlichkeit mangelte, sondern sogar auf einen hochmütigen Römer, wie Pilatus, machte. Das entschieden Böse kann es in dieser Atmosphäre der Freundlichkeit nicht lange aushalten, sondern flieht sie, während es der bloßen Gläubigkeit schon zwei Jahrtausende lang Stand hält. Darin liegt, wenn man sich so ausdrücken darf, die ganze Zukunft des Christentums in der Christenheit selber, und das ist auch der richtige Gedanke, der in den sonst unfruchtbaren Bestrebungen eines „christlichen Sozialismus" sich verbirgt.

3) An „zornige Heilige" glauben wir daher unsererseits nicht. Zorn kommt von Furcht. (Psalm XXXVII, 8.) Das sicherste Zeichen der Heiligkeit vielleicht ist eine vollständige Furchtlosigkeit; denn sie ist eine Folge des völligen Vertrauens auf Gott, das seinerseits nur bestehen kann, wenn ein Mensch in unmittelbarem, beständigem Kontakt mit ihm steht. Dann ist er sicher, daß ihm kein Leid und keine Gefahr nahen kann, die nicht zu seinem Besten dient. Der herrliche 91. Psalm, welchen die schwedischen Reiter des dreißigjährigen Krieges als Amulett unter dem Lederkoller trugen, ist wirklich ein solches, wenn es noch etwas tiefer sitzt.[1] Es gibt (wie ein früherer Abschnitt es bereits näher auseinandersetzte) kein Wort in der Bibel, das häufiger vorkommt, als „fürchte dich nicht"; aber es ist auch kein einziges, das weniger befolgt wird und weniger befolgt werden kann; denn es setzt den heroischen Charakter voraus, der nur auf dem Boden eines grundfesten Glaubens sich zu entwickeln vermag.[2]

4) Endlich Arbeit. Müßiggehende Heilige gibt es nicht, und das „beständige Gebet", wenn es äußerlich geschieht, halten wir auch für eine Selbsttäuschung, kaum geringer als die Gebetsmühlen der Tibetaner. Das äußerst Wohl-

[1] Psalm XVII, 8; XCI. Sach. II, 12. V. Mos. XXXII, 10. 11. Die „Heilsarmee" sagt daher in einem ihrer Traktate kurzweg: „Tout découragement vient du diable." Für Heilige ist das richtig.

[2] „Kuene und milte, darzuo staete." Vgl. auch Jakobus III, 2. Gordon Pascha stellte diesen Charakter vielleicht am besten in unserer Zeit dar; ebenso der Robinson, den Mark Twain den „Versöhner von Australien" nennt.

thuende an der Erscheinung Christi ist auf der einen Seite die völlige Ruhe, die nie eine Treiberei und Stürmerei ist und von dem sogenannten „Seelenhunger" unserer modernen Bekehrer wenig zeigt. Er hat immer Zeit, sich mit einer fremden Frau am Brunnen umständlich zu unterhalten, oder die Natur auf das genaueste zu beobachten, zuweilen sich sogar ganz in die Stille zu begeben, oder als Gast selbst bei völlig Ungläubigen zu verweilen, obwohl er darüber (auch ganz menschlich gesprochen) nicht im Zweifel sein konnte, daß seine Arbeitszeit eine kurz abgemessene sei. Aber ebensowenig als von irgend etwas, was an die Bekehrungsarbeit und Eile unserer Zeit erinnert, die auch mit den ursprünglichen Aposteln noch nicht beginnt, sondern erst mit Paulus, ist bei Christus von irgend einer unthätigen „Beschaulichkeit" jemals die Rede.[1] Sein Sichzurückziehen auf Berge und in Einöden hatte offenbar stets den Zweck einer Vorbereitung auf eine neue Thätigkeit, nie den des Selbstgenusses. Um so weniger darf man einer menschlichen Heiligkeit trauen, die immer nur betrachten und nie handeln will.

Eine französische Heilige des 17. Jahrhunderts, Elisabeth von Baillon, drückt einmal das abwechselnde Wesen der Religion mit den Worten aus: „Wenn man aus Gott ausgegangen ist, so muß man wieder in ihn eingehen.

[1] Diese „Rahel" in dem wunderschönen Gesang XXVII des Purgatorio kommt im ganzen neuen Testamente nicht vor, selbst bei richtigem Verständnis in Ev. Luk. X, 42 nicht, und noch weniger in dem heroischen alten Testament, das ganz Aktion ist. Unthätige Heilige kennt nur die indogermanische Völkerwelt.

Es kommt dann schon einmal dahin, daß man so tief in ihn eingeht, daß man nie wieder aus ihm ausgeht.“ Das muß man aber nicht mit äußern Mitteln suchen. Der erste Teil dieser Worte ist die Geschichte des weitaus größeren Teils unseres inneren Lebens; mit dem zweiten beginnt derjenige Zustand der Seele, welcher zu allen Zeiten und unter verschiedenen Bezeichnungen das Wesen der christlichen *Mystik* ausgemacht hat. Die Seele befindet sich dann wie in einer Festung, von der aus sie die unruhig um sie herum tobende Welt beobachtet und durch Botschaften mit ihr verkehrt. Was gänzlich *draußen* liegt, ist der *Genuß*. Wenn sie sich verleiten läßt, demselben nachzugehen, so verläßt sie ihre schirmenden Mauern und begibt sich in die Machtsphäre ihrer Feinde, aus der sie sich in Kurzem, und mit schmerzlicher Empfindung wieder wird zurückziehen müssen. Was dagegen im Innern der Festung selbst beständig zu bekämpfen ist, ist die *Trägheit zum Guten*, die bloß *ruhen* und „betrachten“ möchte. Die allein wirksame und *fruchtbare* Betrachtung ist aber, wie man leicht durch Erfahrung inne werden kann, die *während*, oder *nach* der Arbeit von selbst kommende.[1]

[1] Wenn man alle Arbeit in der beständigen Gegenwart Gottes und in seinem Auftrage vollzieht, so wird man auch nie darin gestört werden und bereit sein, auch die beste Betrachtungsthätigkeit einsamer Art willig und freundlich aufzugeben, wenn Gott uns mitten in dieselbe hinein Menschen schickt, denen wir hülfreich sein sollen. Die Rückkehr von ihnen zum stillen Leben ist dann auch leicht, da wir im tiefsten Grunde niemals aus demselben herausgegangen sind. Trifft dies alles *nicht* zu, dann ist unsere Arbeitsweise noch nicht ganz die richtige.

Die gesuchte Betrachtung ohne Arbeit, ist eine künstliche Blume ohne Duft, die der wirklichen nur äußerlich gleich sieht, aber keinen Wert hat und die Seele nicht über sich selbst erheben kann.

Arbeit und festes sich Erhalten in Gottes unmittelbarer Nähe, mit Verschmähung und Vermeidung alles bloßen Genusses, ist unsere Aufgabe den ganzen Tag, solange uns das Licht des Tages und des Lebens scheint. Die Ruhe, die gestattet ist, gibt uns der Schlaf, in welchem uns Gott selbst in der Führung bewahren und vor Angriffen schützen muß, die auch dann nicht fehlen, und der Sonntag, an welchem allein die bloße Betrachtung ohne Arbeit nichts schadet, dagegen alle unnötige, verschiebbare Arbeit schädlich ist. Es geht nichts über die Freudigkeit eines solchen Lebens in der unmittelbaren Führung und Leitung Gottes, ohne Vermittlungen menschlicher Art, und wer es einmal recht erfahren hat, der kehrt wohl immer wieder aus dem unbefriedigenden Getümmel der Weltfreuden und Weltsorgen, wie aus dem Mechanismus der bloßen Kirchlichkeit zu diesem einfachen und wahren Leben zurück. Wer aber ganz weise geworden wäre, der ginge aus ihm nicht mehr ganz heraus.

IV.

Das führt überhaupt noch auf die Frage der Mystik, eine der schwierigeren Fragen, da sie einen unvermeidlichen Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstande in sich zu bergen scheint. Wir müßten diesen Widerspruch in der

That für vorhanden erachten, wenn wir nicht auch hier wieder das Beispiel Christi vor Augen hätten, der doch weder ein Mystiker im ungesunden Sinne,[1] noch ein bloßer Verstandesmensch war. An ihm muß daher stets das gemessen werden, was man an der Mystik tadeln darf, und man muß auch nicht mit geistigen Kindern von etwas reden, was sie noch nicht verstehen (und was überhaupt Niemand versteht, ohne es erfahren zu haben), sondern ihnen bloß den Weg öffnen, auf dem sie allmählig zu einem besseren Verständnisse dessen gelangen können, was allein das Leben lebenswert macht.[2]

Die Frage der „Mystik", die eigentlich doch nur die christliche Religion selbst auf einer etwas höheren Stufe ihres Verständnisses ist, besteht zunächst einfach darin, ob man an irgend einen direkten Verkehr Gottes mit den Menschen glauben kann, oder nicht. Sodann folgt, wenn man das nicht als „Paranoia" erklärt, wozu viele verständige Menschen heute geneigt sind, die weitere Frage, ob dieser Verkehr ein Ausnahmszustand, etwas immerhin doch „Übernatürliches", Ungewöhnliches, nur durch ekstatische Zustände Erreichbares, ja in einzelnen Fällen fast an Alienation streifendes sei, oder das eigentlich Natürliche, Gottgewollte, das so beständig und in allen Menschen sein sollte, und sich daher auch beständig zu offenbaren

[1] Lukas VII, 34.

[2] Ev. Joh. XVI, 12. 13; XXI, 18. Das Wesen des Christentums, im Gegensatz zu einer falschen Mystik, charakterisiert gut Eucken, „Die Lebensanschauungen der großen Denker", II. Auflage, S. 150.

strebt, wo immer es etwa da und dort einzelne dazu besonders geeignete und willige Menschen findet.[1]

Das „innere Leben" des Menschen hat zwar immer etwas „Mystisches",[2] d. h. man kann es nicht naturwissenschaftlich erklären nach der gewöhnlichen Auffassung der Biologie oder Psychologie, und noch weniger solchen begreiflich machen, die davon selbst nichts erfahren haben.

[1] Von der Beantwortung dieser Frage hängt eigentlich das Gedankenleben der Menschen ab, und in dem höheren Grade auch ihr Glück. Vgl. Hirsch, Kommentar zum Pentateuch I, 75. In unserer eigenen Zeit ist namentlich Blumhardt in Möttlingen ein praktisches Beispiel dieser Mystik gewesen, das Vielen gezeigt hat, wie die Welt eigentlich sein könnte und sollte, und es wäre dieser wohlthuende Ausblick in eine bessere Zukunft vielleicht länger erhalten geblieben, wenn er selbst bei seinem von Gott ihm angewiesenen Amt, unter seinen Möttlingern geblieben wäre. Eine andere solche Vertretung dieser Sache in heutiger Zeit und in der protestantischen Kirche ist Vignes.

[2] Es ist eben die Verbindung der menschlichen Seele mit Gott, und ein anderes Mittel, um mit Gott in Verbindung zu treten, als seinen eigenen Geist gibt es nicht; es geht das daher immer über das gewöhnliche menschliche Gedankenleben hinaus Es gibt daher auch immer Zeiten in jedem menschlichen Leben, in welchen ihm der Glaube an übersinnliche Dinge einfach unmöglich vorkommt; aber auch andere glücklicherweise, in denen der Glaube an Gott und an seine historische Erscheinung in Christus uns so einfach erscheint, wie die Thatsache unseres Lebens und Atmens. Kierkegaard, ein unzweifelhafter „Vorläufer" eines besseren Christentums, als es das jetzige im allgemeinen ist, lebte in beständigen schmerzlichen Schwankungen zwischen diesem Bejahen und Verneinen. Er wird daher von Einigen, die über ihn geschrieben haben, als gemütskrank angesehen, war es aber nicht; es fehlte ihm bloß etwas zu der Sicherheit der Erwählung, die er nicht finden konnte.

Sie werden immer sagen: „Paule du rasest", oder im besten Falle: „beinahe überredest du mich."[1] Dennoch ist es, falls es echt ist, nichts Ungesundes, sondern hat im Gegenteil die Wirkung einer Stärkung, nicht einer Trübung der gesamten Geisteskräfte des Menschen. Das ist es, was dabei immer wieder beruhigen muß, neben der Gewißheit, daß auch die philosophische oder naturwissenschaftliche Gelehrsamkeit gar nicht geeigneter ist, die „Dinge an sich" irgendwie genügend zu erklären, und noch viel weniger die Menschen in großen Prüfungen aufrechtzuhalten. Ganz besonders aber ist ein wirksames Christentum, ohne etwas Mystisches dabei, nicht denkbar. Entweder ist es eine Lehre, die von irgend einem bedeutenden menschlichen Geiste, ursprünglich vielleicht Abraham und Moses, später David, Jesaias, Christus, Paulus, ersonnen, oder aus früheren Anfängen weiterentwickelt worden ist. Dann ist es ein Erzeugnis seiner Zeit, und jede Zeit, ja jeder nachdenkende Mensch hat das Recht und die Pflicht, darüber sich ins Klare zu setzen, und diese menschliche Dogmatik nach seinen Bedürfnissen anzunehmen, abzulehnen, oder neu zu gestalten, so daß in jeder Zeit und durch jeden bedeutenderen Theologen ein neues Christentum entsteht.[2] Oder das Christentum besteht wesentlich aus Thatsachen, die nicht von dem Willen und der Einsicht jeweilen lebender Menschen abhängig, sondern so und nicht anders, und nirgendwo anders oder anderswie, geschehen

[1] Ap.-Gesch. XXVI, 24—28.

[2] Das ist auch jetzt so; dazu braucht man die neuere Kirchengeschichte von Schleiermacher bis zu Ritschl nur wenig zu kennen.

sind und von denen, die sie gesehen haben, einfach zeugnisweise berichtet werden. Daß das das Christentum der ersten Generation gewesen ist, dazu braucht es bloß einen Blick in die Apostelgeschichte und die Briefe der Apostel, die unzweifelhaft echte Zeugnisse aus der ersten Zeit sind,[1] und nach diesem thatsächlichen Geschehensein und noch Geschehen, nicht nach neuen dogmatischen Systemen, oder Philosophien, hungert und dürstet die jetzige, aller theologischen Systematik übersatte Welt.

Der Unterschied aber zwischen der gewöhnlichen christlichen Frömmigkeit, die ohne Mystik bestehen kann, und derselben liegt darin, daß die erstere das Christentum sucht, um mit seiner Hilfe ein glücklicheres, zufriedeneres und ehrbareres Dasein zu gewinnen, als es auf anderen Wegen möglich ist, während für die Mystik die Gottesnähe das Glück selber ist. Der eine der beiden Christen sucht Gott so viel als nötig ist, der andere so viel als es überhaupt möglich ist; das ist ein gewaltiger Unterschied, namentlich in der Praxis. Denn man kann weder die Sinnlichkeit des natürlichen Wesens ganz überwinden, noch zu den Menschen und gesamten Dingen in ein vollkommen richtiges und unzweifelhaftes Verhältnis gelangen, wenn man nicht zuletzt ganz in Gott lebt. Das aber eben ist Mystik, denn Gott kann man nicht anders als mit dem Gefühl erfassen; „erklärt" bleibt er immer eine bloße Idee des

[1] Ap.-Gesch. I, 8. 22; II, 32; III, 16; IV, 2. 10. 12. 20. 38. II. Petri I, 16; III, 16. Die Warnung vor der „Theologie", die bereits mit Paulus an die Stelle der Thatsächlichkeit tritt, ist in den letztgenannten Worten des Petrus schon sehr deutlich ausgesprochen.

Menschen, von der man in Wirklichkeit sagen kann, daß der Mensch Gott schafft und nicht Gott den Menschen. Ein solcher Gott hilft uns aber nichts; er ist in der That, wie es schon der Prophet Jesaias klar auseinanderlegt, um nichts besser als ein Götze, den man auch mit einer Idee ausstatten kann, und alle diese Schaffung von „Gottesbegriffen" steht eigentlich nicht viel höher als der Götzendienst, dessen gebildete Vertreter auch sehr wohl zwischen der äußeren Form und der dahinter liegenden Idee zu unterscheiden wissen.[1] Davor schützt nichts als die thatsächliche Erfahrung eines thatsächlichen, wirklich lebendigen Gottes, der nicht ein solches Geschöpf der menschlichen Spekulation oder Phantasie ist; und alle sehr gebildeten Menschen gelangen im Verlaufe ihres Lebens entweder zu einem religiösen Skeptizismus, höchstens Agnostizismus — so daß sie es etwa noch „dahingestellt sein lassen", ob es etwas „zwischen Himmel und Erde" gibt, das wir nicht durch unsere Forschung kennen, sondern „schweigend als das Unerkennbare verehren" müssen,[2] — oder zu einem gewissen Mystizismus, der sich an die untrüglichen eigenen Lebenserfahrungen hält und alles Uebrige dem nicht gleichbedeutend erachtet.

Damit allein kommt man auch Gott successive näher, und ebenso ist das die Anschauung, die allein den Menschen moralisch verbessern kann; denn er erkennt dann allmählig

[1] Jesaias XLIV, 9—20.

[2] So Goethe. Viel Kraft zum Leben und Lebensglück entsteht aber daraus nicht, das ist gewiß. Das 2. Kapitel des I. Korintherbriefes ist eine Art von Darstellung der christlichen Mystik.

immer mehr, was ihn von der besseren Gotteserkenntnis und Gottesnähe noch trennt, und sucht es zu beseitigen, während die bloße philosophische oder theologische Begriffsbestimmung keinen Einfluß auf unser Leben hat, und der Agnostizismus vielleicht noch weniger.[1]

Ganz ohne Mystik kommt man also im christlichen Denken schon nicht leicht aus, und vollends ein wirklich lebendiges, thatkräftiges Christentum ist ohne einen erheblichen Beisatz davon nicht denkbar. „Wer es nicht ganz faßt, der behalte wenigstens davon, was er für gut erkennt; wem aber diese Dinge gar nicht anstehen, — sagt Bernières-Louvigni am Schlusse seiner Auseinandersetzung — der lasse sie denen, die sie lieben, und hüte sich etwas zu lästern, wovon er nichts weiß."

V.

Auch diese Frage würde übrigens einfacher erscheinen, wenn wir uns mehr an Christus und sein Beispiel hielten, und nicht einen anderen, oder komplizierteren „Gottesbegriff" aufstellen wollten, als er selbst ihn hatte.[2] „Mystische Zu-

[1] Jesaias LIX, 2. Wir erkennen Gott stufenweise in dem Grad und Maßstab, wie wir ihm gehorchen. Eine andere Erkenntnis ist eine bloße Verstandestäuschung.

[2] Christus selbst spricht sich am deutlichsten über das Wesen Gottes im Ev. Joh. IV, 24 und X, 34—36 aus. Ist es denn etwas so ganz Unbegreifliches, daß ein Geist unsichtbar in der Welt bestehen und auch in einem zu seiner Aufnahme geeigneten Menschen mehr oder weniger vollkommen leben kann? Das ist die ganze mögliche „Theologie" und „Christologie" und zwar eine, die von Christus selbst approbiert ist.

stände" namentlich, die eigentlich von verständigen Menschen mehr gefürchtet werden, als die mystische Denkungsart, sind damit gar nicht notwendig verbunden,[1] und sie sind auch keineswegs ein Beweis von Heiligkeit; sonst würde sie Christus auch als solchen angeführt haben. Sie sind im Gegenteil willkürlich, durch starke Enthaltungen von Nahrung und Schlaf, herbeizuführen möglich, aber nicht ohne Schuld, wenn sie in dieser Weise nicht Gottes Werke sind, und wir bezweifeln sehr, ob dann nicht starke Reaktionen, bis zu der Grenze oft, wo der Glaube selber aufhört, einzutreten pflegen. Damit gelangt man auf das Gebiet einer *Ungesundheit*, die vielfach in sogenannten Reichs-Gottes-Dingen besteht und mehr als alles andere dazu beigetragen hat, die Mystik und das Christentum selber bei vielen verständigen Leuten in Mißkredit zu bringen.

Die Heiligkeit besteht also gar nicht darin, sogar nicht einmal in größerer Erkenntnis Gottes, als die gewöhnliche es ist, sondern ausschließlich in größerem Gehorsam, größerer Reinheit des inneren Lebens, das immer schärfer kontrolliert wird bis ins Kleinste hinein, mit *einem* Wort in größerer Ähnlichkeit mit unserem *einzigen Vorbilde* Christus. Wunderbar geführt werden diese Heiligen schon[2] und vor vielem bewahrt, was sie gar nicht, oder erst später, wenn die Gefahr vorüber ist, sehen; aber nicht vor Versuchung,

[1] Wir wollen sie nicht leugnen. Am besten sind sie beschrieben in Bernières-Louvigni und in dem Leben der h. Teresa. Das sind aber *ungesuchte* Gnaden Gottes, die man nicht einmal zu heftig suchen und noch viel weniger erzählen sollte.

[2] Psalm IV, 4.

nicht einmal vor Sünde. Nur erkennen sie dieselbe sofort als solche an und richten sich augenblicklich wieder auf davon durch noch stärkeren Anhalt an Gott.[1] Die „Erwählung" verlangt also nur in der Richtung des Willens viel von dem Menschen und immer mehr, bis zuletzt, aber nicht etwa „fertige" Leute, die schon nahezu vollkommen sind, oder es wenigstens zu sein vermeinen, sondern bloß willige, die sich in außergewöhnlicher Weise zu außergewöhnlichen Aufgaben führen und brauchen lassen wollen. Es ist nicht nur gefährlich, das zu wünschen; man muß das vielmehr vorher wohl überlegen,[2] sondern noch ge-

[1] Das ist der Grund, weshalb David, obwohl ein großer Sünder, dennoch ein Liebling Gottes war und blieb. Das ist auch viel verständlicher, als der Perfektionismus Wesleys mit seinen vielen Ausnahmen und der beständigen Unterscheidung zwischen Heiligkeit und gänzlicher Heiligkeit. Die Eigenschaften der „Gotteskinder" zählt Paulus auf in Römer VI, 10—20; VIII, 14—16. Galater V, 16—22. I. Kor. XIV, 33. II. Kor. II, 16; VI, 4—10. Darüber sagt ein Heiliger des 17. Jahrhunderts: „Die Vollkommenheit besteht nicht darin, daß ein Mensch von innen und außen beständig Frieden habe. Das Verderblichste ist, den Bewegungen Gottes nicht mit Tapferkeit und Treue zu folgen. Haben wir aber durch Fehler die Vereinigung mit Gott unterbrochen, so müssen wir bloß alsbald wieder zu derselben zurückkehren, ohne lang mit Beunruhigung Leid darüber zu tragen. Wir würden uns damit nur selbst aufhalten, weil diese Beunruhigung immer aus verborgener Eigenliebe entspringt. Die Liebe tilgt die Fehler und bringt die Seele wieder in ihren Ruhepunkt Gott." Eine sehr gute Vorschrift, aber allerdings nur für Heilige.

[2] Ev. Matth. VII, 14; X, 22. 36; XIX, 12. 26. Lukas IV, 57—60; XIV, 26.

fährlicher, sich ohne Berufung hinzuzudrängen, und selbst gefährlich, mit solchen Leuten umzugehen.[1]

Heiligkeit ist eine sehr große Prätention, — vielleicht die größte, die es überhaupt gibt — eine „Ausnahmsstellung" wie keine andere; möglich ist sie aber heute so gut wie im Mittelalter und Altertum, und in Deutschland so gut wie in Kleinasien oder Ägypten, und auch die „moderne Weltanschauung" ändert daran nichts; sie wird diese Dinge nie begreifen, aber auch nicht beseitigen können.

Es liegt in dem Gesagten bereits, daß Heiligkeit eigentlich Heroismus ist, so wie ihn das 58. Kapitel des Jesaias schildert. Sie hat ihre starken Schattenseiten, wozu namentlich gehört, daß mit solchen Leuten Niemand großes Mitleid hat. Daß sie Schweres ohne Hilfe und selbst ohne Teilnahme ertragen sollen, das gehört zu ihrem Beruf; dafür sind sie eben „Heilige."[2]

Dazu kommt sogar oft noch ein schweres Ende. Christus selbst hat es gehabt; ebenso sein Vorläufer Johannes der

---

[1] Ev. Matth. XXII, 9. I. Kön. XVII, 18. Ev. Lukas V, 8. Joh. XVIII, 19. Es ist ein schwerer Moment im Leben, wenn ein bisher nur glückliches Menschenherz dazu berufen wird, denn es geht durch Jesaias XLVIII, 10; L, 4—6 und Amos III, 2; IV, 12.

[2] Ev. Matth. XXVI, 40, zeigt, daß sogar Christus es schwer empfand, so wenig Teilnahme im Leiden zu finden. Kinder dieser edeln Art werden in den Schulen und Frauen in der Ehe oft grausam behandelt von Leuten, die ihren Wert vollkommen verkennen, und von Niemand recht bedauert und geschätzt. Sind sie aber tot, so ändert sich plötzlich die Scene; es ist dies eben auch die „Nachfolge Christi"; Ev. Luk. XXIII, 35. 48.

Täufer; ebenso Jakobus; wahrscheinlich auch Petrus und Paulus, seine unmittelbarsten Nachfolger; nicht minder in geringerem Maßstabe Franziskus von Assisi, Katharina von Siena, sodann Jeanne d'Arc, Girolamo Savonarola, Gordon Pascha und noch manche andere der Allerbesten, die die Welt je gesehen hat. Es gehörte, wie gesagt, zu ihrem Beruf, Andern, die sich selbst dazu berufen fühlten, auch die schwere Seite der Heiligkeit zu zeigen.

„Was I too dark a prophet, when I said
To those, who went upon the holy quest,
That most of them would follow wandering fires?"[1]

Sehr viele Menschen werden Irrlichtern in unserer allernächsten Zukunft folgen, wenn die jetzige naturwissenschaftlich-materialistische Weltanschauung an einem kommenden Geschlecht ihre Wirkungen für das Leben der Völker und Einzelnen gezeigt haben wird. Dann kommt, nach dem stets bestehenden Gesetze des Gegensatzes, eine Zeit des ebenso ungesunden Spiritualismus und Aberglaubens aller Art in die bereits jetzt nach etwas Besserem, als Realismus und Egoismus dürstende Welt.

Dann werden auch die wahren, alles überwindenden Heiligen der modernen Welt kommen, und ein neues Morgenrot eines großen Menschheitstages beginnen, von dem wir heute bloß die schwachen allerersten Spuren sehen.

[1] Tennyson, „The holy grail".

Was ſollen wir thun?

Die erste Frage — laut oder leise — der Menschen, welche durch irgend ein bedeutendes Ereignis ihrer inneren oder äußeren Lebensgeschichte aus dem gewöhnlichen Weltschlummer aufgeschreckt worden sind, oder überhaupt einen Eindruck von der Möglichkeit und Wünschbarkeit einer ernsteren Lebensführung empfangen haben, ist immer die: „Was sollen wir thun?“[1] Und die Antwort des „Methodismus“ jeder Art besteht gewöhnlich darin, sie rasch beim Wort zu nehmen, zu einem nicht mehr rückgängig zu machenden thatsächlichen Schritte des Eintritts in irgend eine Verbindung zu veranlassen und dann durch fortwährende Aktion auf Andere kollektiv thätig zu erhalten. Sie wären auch bereit dazu, etwas noch viel Schwereres zu thun, wenn sie nur dadurch sofort in eine ganz andere Lebensstellung gelangen, oder den Frieden, der ihnen fehlt, erwerben können.

Das Evangelium kennt aber die Menschen besser, als sie selbst sich kennen, und verlangt von dem Neophyten im ersten Augenblicke gar keine Thaten, oder große Situationsänderungen, sondern nur einen freien Entschluß

---

[1] Ap.-Gesch. II, 37; XVI, 30. Lukas III, 10—14.

zum Guten;[1] dann dauernden guten Willen, und endlich Glauben. Dann erst verspricht es ihm die Kraft und Aufforderung von oben, die allein solche gute Werke, wie sie vor Gott gelten, hervorbringen kann, während die Werke eigener Kraft und eigener Initiative die Natur der Eigenheit, aus der sie stammen, auch im neuen Leben beibehalten und damit oft genug schon in der Geschichte das Beste, was Gott thun wollte, wieder teilweise verdorben haben.[2]

---

[1] Sehr gut drückt dies das schöne Lied von Zinzendorf „Du unser ausgewähltes Haupt" B. G. No. 276 in Vers 13 aus. Vgl. die Lebensgeschichte des Paulus, der auch nicht sofort „wirken" durfte, wozu er allzugroße Neigung und Anlage besaß, in Galater I, 15 bis 18 und Ap.-Gesch. IX, 20—30.

[2] So war gleich das erste Werk der Apostel eines, das ihnen gar nicht befohlen war, eine Looswahl, die auf Jemand fiel, von dem wir mit keinem Worte mehr etwas hören. Ap.-Gesch. I, 21. Und unter jenen 3000 sehr rasch Getauften (Ap.-Gesch. II, 41) werden vielleicht auch solche gewesen sein, die das Werk des Evangeliums mit ihren jüdischen Formalitäten wieder verderben wollten. Galater II, 12. 13. Ap.-Gesch. XI, 3. Ohne Zweifel war auch Judas ein bloß auf „gute Werke" gerichteter Mensch gewesen. Ev. Joh. XII, 4. 5. Und selbst von Paulus mag es sehr zweifelhaft bleiben, ob ihn nicht sein großer Thatendrang einen ihm nicht befohlenen Weg geführt hat. Ap.-Gesch. XX, 22—29. Wenigstens erzählt er nicht das Geringste von einem solchen Auftrag, den er sonst bei anderen Gelegenheiten stets erwähnt (Ap.-Gesch. IX, 6; XI, 25; XIII, 2; XVI, 6. 9; XXII, 17; XXIII, 11; XXVI, 17; XXVII, 23), und ohne diese, zum mindesten unnötige, Reise wäre er vielleicht der beginnenden Christenheit länger erhalten geblieben. Daß Gott nachträglich auch unsere Fehler zum Besten wendet und benützt, ist, wie schon früher gesagt wurde, nichts Ungewöhnliches und keine Ratihabition derselben. Das ist der Grund, weshalb so viele sog. „Reichs-

Denn auch die allergrößten und offenbarsten Werke Gottes erhalten sich nicht von selbst, sondern sie bedürfen des immer wieder neuen freien Willens und der neuen gehorsamen Hingebung jeder Generation von Menschen, ja jedes Einzelnen unter ihr, und was nicht aus diesem Geiste geschieht, ist wertlos für ihre Erhaltung.

Ohne Zweifel aber ist auch der bloße Glaube, der nie in ein Handeln übergeht, nach einem oft kommentierten Spruche des Apostels Jakobus tot,[1] und es kann Luther nicht zugestimmt werden, wenn er diesen Brief, weil er gerade in die Bedürfnisse *seiner* Zeit nicht recht paßte, eine „stroherne Epistel" nennt. Er ist so gut wie die Briefe des Paulus, und das Wörtchen „allein", das *Luther* (nicht Paulus) in den 28. Vers des 3. Kapitels des Römerbriefes hineingesetzt hat, sollte eigentlich in unseren heutigen Bibelausgaben nur noch in Klammern stehen.

Es gehört eben beides zum Leben, Glauben und Handeln; *zum letzteren aber gehört Auftrag*; man möchte beinahe sagen steter, bis ins Einzelnste gehender Befehl.

Gottes-Werke" nicht recht gedeihen, sondern stets zwischen Leben und Sterben sind, weil sie noch gar nicht, oder wenigstens nicht ihren Unternehmern befohlen waren, sondern diese sich selbst dazu berufen hatten. Hebr. V, 4. Es kommt von selbst ein Tag in einem jeden rechten Menschenleben, wo das Suchen und Glauben vorüber ist und das Handeln beginnt. Ev. Joh. XV, 2—7, gibt sodann an, wie allein *mit Erfolg* im Reiche Gottes gearbeitet werden wird.

[1] Jakobus II, 17. 24; IV, 7. Das meint auch Ap.-Gesch. I, 11, das bloße „nach dem Himmel schauen" genügt nicht. Es gibt in der That, wie ein Missionsbericht es gut sagt: „religiös angeregte Menschen, die den Übergang vom Glauben zum Leben nicht finden."

Unmittelbar nach der Bergpredigt, als der Lehre von der Gesinnung, wie sie einem Jünger Christi und einem aktiven Bürger seines Reiches ziemt, folgt daher im 10. Kapitel des Evangeliums Matthäi eine Art von allgemeiner Vorschrift für das thätige Leben derselben, die ganz die Art einer militärischen General-Ordre hat.[1]

Sie beginnt mit einem Trostwort und endet mit einem solchen. Die zum Handeln Befohlenen gehen, wie nicht aus eigenem Willen, so auch nicht auf eigene Kosten in die Welt hinaus, sondern im Namen und Auftrag ihres Herrn und in seinem Sold, der ihnen nicht vorenthalten werden kann.

[1] Das Christentum hat überhaupt, bei aller seiner Sanftmut in der Gesinnung, ohne Zweifel etwas Militärisches in seinem Wesen, sobald es thätig wird, und es ist kein Wunder, daß Militärs und nicht Priester es zuerst in seinem Wesen erfaßten (Matth. VIII, 8; XXVII, 54) und auch ein Kriegsmann der erste von Gott selbst berufene Neophyt war (Ap.-Gesch. X, 3—6). Es sind auch zu allen Zeiten Kriegsleute (Cromwell und seine Generale, Gustav Adolf, Ziethen, Washington, Havelock, Gordon) die allerbesten Christen gewesen, niemals weder Philosophen, noch Theologen. Der Militärdienst ist eben die am richtigsten ausgesonnene Organisation einer großen Anzahl von Menschen zu gemeinsamem Handeln aus einem Geiste. Es geht auch im Christentum ebensowenig als im Militärdienst an, noch zu reflektieren, wenn man seine Pflicht kennt. Lukas I, 6, braucht davon den schönen Ausdruck, „sie gingen in allen Geboten des Herrn untadelig." Aus diesem Grunde wird manchen Menschen der Katholizismus leichter, als der Protestantismus. Doch ist auch ein Wort Robertsons sehr wahr: „Inexhaustible fertility of invention belongs to those who do not live with God secondhand." Ganz nach Gottes Willen handeln und denken ist übrigens leichter, als die gewöhnliche Halbheit, und unendlich befriedigender dazu.

Auch nicht in eigener Kraft, sondern sie erhalten gerade das, was die menschliche Seele am meisten sucht, Macht über die Geister, ja sogar über die Naturkräfte, wenn sie ihnen hinderlich entgegenstehen sollten. Und am Schlusse wird ihnen noch überdies versprochen, sie sollen Freunde und Schüler finden, die sie in ihre Herzen und Häuser aufnehmen, und denen ebenfalls dafür eine große Vergeltung in Aussicht gestellt wird.

Also alle wahren Bedürfnisse des Menschen in dieser Welt, auch die seelischen, werden in diesem Dienste befriedigt, besser und sicherer als in dem Dienste der Welt und ihrer Herren. Nun aber, da Ihr dies zum voraus wisset, höret die Ordre an mit offenem Ohr und willigem Herzen. Sie lautet:

Wendet Euch zunächst an Eure Landsleute, zu denen Ihr gehört. Denn Gott ist „ein Gott der Ordnung" und die Zugehörigkeit zu einem Land und zu einem Volk ist seine Ordnung; nichts „Internationales", oder Humanistisches, oder Soziales, das sich ganz darüber hinwegsetzen will, hat seinen Segen, aus dem aller wahre Erfolg hervorgeht.

Bietet das Reich Gottes an; heilet, reinigt, wecket auf und widerstehet offen allem Bösen ins Angesicht. Das ist Euer Tagewerk und Euer Dienst, wozu Ihr berufen seid.[1]

[1] „Mans chief end is to glorify God and to enjoy him for ever." Damit beginnt der „shorter catechism" der Cromwell'schen Periode (1647), das beste aller dieser im Ganzen fragwürdigen Werke.

Suchet nicht den Gewinn in Eurer Thätigkeit, sondern laßt das das Nebensächliche sein und begnügt Euch mit dem Notwendigen, damit Euch das Überflüssige nicht beschwere, bekümmere, oder an Euren besseren Gedanken hindere; oder Weichlichkeit und übermäßige Bequemlichkeit Euch das Handeln saurer mache. Das Notwendige aber, das werdet Ihr stets bekommen.

Haltet Euch in Eurem näheren Umgang zunächst an die desselben Würdigen und streitet nicht mit den Andern. Ihr Urteil liegt schon darin beschlossen, daß sie Euch nicht hören und verstehen können.

Seid klug, soweit es mit Aufrichtigkeit vereinbar ist, und suchet Streit und Gefahr nicht mutwillig;[1] wundert Euch aber nicht sehr, wenn Widerwärtigkeit kommt, und zwar oft sogar von nahestehender Seite, und sorget dann nicht, wie Ihr sie bestehen werdet. Gehaßt muß das Christentum werden bis zum letzten Ende; aber es besteht, und wer dazu steht, wird auch bestehen und darin seines Lebens Leben finden. Mehr und Besseres als Eurer Herr könnt Ihr nicht beanspruchen; das müßt Ihr aushalten, und lange wird der Kampf keinenfalls dauern.

Darum fürchtet Euch nicht (dreimal wiederholt). Furcht ist immer Sünde, oder Folge von Sünde; darauf achtet in Euch. Es wird zwar viel über Euch geredet werden, aber weniger gegen Euch gehandelt, und es geschieht Euch auch nicht das Allermindeste ohne die ausdrückliche Erlaubnis Gottes. Alle Eure Feinde sind seine

[1] Im Streit aber ist die Parole II. Chron. XX, 12. 15—23.

Werkzeuge, ohne daß sie es wissen, und arbeiten für Euch auf das allerbeste, wenn Ihr sie ohne Haß und Rachsucht ansehen könnt. Das allein könnte Euch schaden.

Gott aber fürchtet; dazu ist aller Grund vorhanden, und verleugnet ihn nie, weder in Worten, noch in Werken.

Rechnet niemals auf beständigen Frieden und Ruhe; das ist nicht dieses Lebens Art und Bestimmung; sondern nehmt die Aufgaben desselben resolut an die Hand. Wenn Ihr ein gutes Leben in dieser Welt findet (was Euch zwar der Geist derselben leichtlich noch verspräche, wenn Ihr jetzt noch umkehren und ihn als Euren Herrn anerkennen wollt[1]), so verliert Ihr sicher darüber das wahre und ewige Leben. Gebt Ihr aber manches Sichtbare mit Mut und Glauben an das Unsichtbare und an diese Ordre auf, und thut Ihr diesen größten Schritt, den der Mensch in seinem Leben thun kann, tagtäglich und bei jedem Anlaß mit ruhiger Entschlossenheit von Neuem, so werdet Ihr nicht nur die Kraft dazu erhalten, sondern alles, was Ihr aufgebt, soweit es überhaupt wertvolle Dinge sind, hundertfältig wieder bekommen,[2] und dazu das ewige Leben erwerben. Dann und dann allein hat Euer Leben überhaupt einen wahren Inhalt und einen dauernden Wert gehabt.

Das sind also die Bedingungen des richtigen Menschenlebens, kurz und klar ausgedrückt.

Wir können sie nicht anders gestalten, und alle,

[1] Ev. Luk. IV, 6. Bunyan, Pilgerreise Kap. IX.

[2] Ev. Matth. XIX, 29. Hiob XLII.

die dies mit prometheischem Sinne versuchten, sind noch immer mit ihrer philosophischen, oder sozialen Theorie und Praxis gescheitert. Der Herr „lacht ihrer",[1] und wenn es weit kommt mit ihrem Trotz, so verlieren sie den gesunden Verstand darüber, der nur mit dieser Weltordnung vereinbar ist und eine andere gar nicht fassen kann.

Dagegen können wir sie annehmen oder nicht; denn das menschliche Leben ist auf Freiheit des Willens gegründet, und Gott will freie Menschen und freiwillige Diener. Er anerkennt aber auch nicht die Entschuldigung derer, die keinen freien Willen zu haben behaupten, oder auf denselben verzichten wollen. Auch sie haben „des rechten Weges verfehlt", den sie kennen konnten, weil sie ihn sogar in den Tiefen ihres eigenen Selbstbewußtseins empfanden.

Die aber, welche zuerst nur mit Zittern und Zagen den schmalen richtigen Weg betreten, der in der That und Wahrheit zwischen so großen Abgründen hindurch verläuft und oft von heute auf morgen so wenig mehr deutlich sichtbar ist, daß Niemand nicht zittern würde, der ihn in einem Spiegel der Zukunft erblicken könnte, die sieht der Herr dieser Ordre mit Mitleid und Nachsicht an und ermutigt sie durch unzählige zu rechter Zeit gesprochene gute Worte, durch alle möglichen Erleichterungen und durch das Beispiel von vielen Tausenden, die niemals darauf verloren gegangen, noch Pessimisten am Schluß ihres

[1] Psalm II, 1—4; IX, 16. 17; XIV, 1; XXXVII, 35—40.

Lebens geworden sind,[1] etwas was man von keiner Philosophie, oder sonstigen Religion, oder Wissenschaft, welche jemals bestanden hat, auch nur entfernt zu behaupten im stande ist. Wenn es also manchmal dem mißtrauischen Menschen auch zweifelhaft erscheinen mag, ob es nicht doch noch andere Wege zu einem gedeihlichen Leben gebe, — der sicherste und der leichteste,[2] und der, auf dem man die beste Gesellschaft in Vergangenheit und Zukunft hat, ist dieser jedenfalls.

Das thue nun, der du anfangs bei dem Lesen dieser Blätter vielleicht fragtest: „Was soll ich thun"; diesen Weg gehe und dieser General-Ordre gehorche. Dann stehst du fortan im Regimente Gottes, unter einer ganz anderen Führung, als alle menschliche Führung ist, und die einzelnen Tagesbefehle wirst du Tag für Tag, aber nicht zum voraus für den ganzen Feldzug bekommen.[3] Du könntest sie auch nicht ertragen; denn du weißt noch gar nicht, was du alles im stande bist zu thun und zu leiden, wenn dich einmal eine große Sache gänzlich in Beschlag genommen hat.

---

[1] Josua XXI, 45; XXIII, 6—14. II. Kor. VI; VII, 10.

[2] Drummond sagt einmal, das Höchste was der Mensch im Leben erreiche, sei den Willen Gottes zu thun; sehr wahr, nur muß noch das Wörtchen „gern" hinzu.

[3] Matth. VI, 33. 34. Psalm CXXIII, 2. Wir sollen nicht „die Schlachten des morgigen Tages mit der heutigen Kraft ausfechten." Auch verlangt Gott nie Eile und gibt zu allem Zeit genug. Wenn Eile nötig ist, so ist sie durch einen vorangegangenen Fehler nötig geworden.

Das ist also der Generalbefehl, der für Alle gilt. Im Übrigen kann man bloß sagen, es sind nicht alle Angehörigen des Reiches Gottes auf Erden zum gleichen Dienste berufen, so wenig als alle Angehörigen einer Armee, oder alle Menschen in ihrer bürgerlichen und gewerblichen Thätigkeit, und sie thun am besten, sich ihre spezielle Aufgabe anweisen zu lassen, damit sie das Richtige finden, in dem sie wirklich etwas leisten können.[1] Denn die Seele namentlich der jugendlichen Menschen sproßt von den verschiedensten Anlagen, und es gibt viele Tausende, die ihren wirklichen Beruf niemals, oder vielleicht erst am Ende ihres Lebens erkennen, oder von Menschen irrig geführt worden sind, keinen aber, dem das bei Gottes Führung, der er sich aufrichtig ergibt, geschieht. Das ist eben eine große Sache, in das richtige Fahrwasser zu kommen, und nicht mit Unrecht faßt Carlyle einmal alle seine Lebensvorschriften in den einzigen Satz zusammen: „Kenne dein Werk und thue es.“[2]

---

[1] Wir müssen aber Tag für Tag in allerlei kleineren und größeren Dingen zwischen Gut und Böse wählen. Wählen wir immer gleich, so entsteht dadurch eine immer größere Leichtigkeit und zuletzt der Charakter.

[2] Das Buch der Spruchweisheit im Alten Testament enthält darüber viele praktische Lebensregeln, von denen manche zu Sprichwörtern geworden sind, besonders folgende: I, 32. 33; II, 7. 8; III, 5. 11. 12. 28. 35; IV, 7. 18. 19. 23. 24; VI, 1; IX, 8; X, 22. 29; XI, 12; XII, 11. 16; XIII, 10; XIV, 30. 34; XV, 15. 33; XVI, 4. 7. 18. 32; XVII, 5. 13. 14. 18; XVIII, 19. 24; XIX, 11. 17; XX, 12. 14. 19. 21. 22; XXI, 2. 21. 31; XXII, 2. 10. 14; XXXIII, 4. 6. 31; XXIV, 16. 17. 18. 19. 29; XXV, 6. 21. 28;

Einige besondere Bemerkungen darüber sind noch die folgenden:

Der gewöhnliche Religionsunterricht, den wir in der Schule empfangen, bringt es höchstens so weit, daß wir uns neben vieler anderer Furcht auch noch vor Gott fürchten; aber das tritt im Leben bald zurück gegenüber näher liegenden, handgreiflicheren Besorgnissen, und für viele Tausende ist Gott, lange bevor sie die Mittagshöhe des Lebens erreicht haben, nur noch ein Phantom, das finstere Zeiten des Aberglaubens zwischen den Menschen und seine natürlichen Bedürfnisse gestellt haben, und das nun der „Sonne der Aufklärung" weichen muß. Auf dem Wege der Furcht kommt ein Mensch heute nicht mehr zu Gott; sondern an Gott glaubt jetzt nur der, welcher ihn liebt und seine Liebe empfindet. Das allein kann nicht täuschen und ist sogar das Sicherste von allem, was es auf Erden gibt. Wenn der Tag kommt, an dem du, von Gottes Geist selbst dazu getrieben, aufrichtig sagen kannst: Ich liebe dich Herr über alles, dann hast du des Lebens Ziel erreicht, und keine Ewigkeit könnte dir Besseres geben. Dann ist die „Nähe Gottes" vorhanden. Vorher ist es noch nicht weit her mit deinem Christentum und mit der Beständigkeit deines Glücks. Es ist vielmehr die beständige Furcht vorhanden, in irgend etwas nicht das Richtige zu thun, oder irgend etwas, das man sich fest vorgenommen hatte, dennoch im gelegenen Augenblick wieder zu vergessen, und diese Furcht ist nicht unbegründet.

XXVI, 4. 12. 26. 27; XXVII, 1. 2; XXVIII, 13. 14. 19. 20. 23; XXIX, 12. 20. 25; XXX, 5. 8; XXXI, 8. 10.

Niemand kann mit bloßem Gedächtniswerk alles behalten, was er zu thun schuldig wäre, und überdies in jedem Momente den rechten Willen dazu in sich finden. Die Liebe aber hat das Gute an sich, daß man sie nicht vergessen kann, und sie treibt den Menschen in jedem Zeitpunkt zu dem, was ihr entsprechend und für ihn notwendig ist. Man kann daher Jemand, der eine sehr kurze Lebensregel haben wollte, die auf alle Verhältnisse paßt, auch der Individualität, die jedes Menschen Bedürfnis ist, vollen Spielraum läßt und mit Sicherheit zum Glück führt, sagen: „Liebe Gott von ganzem Herzen; dann thue was du willst.“[1] Versuch's, ob du es kannst — du brauchst dann weiter keine Vorschriften, weder kirchlicher noch bürgerlicher Art — aber mache dich darauf gänzlich gefaßt, daß es mit bloßen Worten nicht gethan ist, sondern ein tiefgewurzeltes vollkommen wahres Empfinden sein muß, das jedes andere übertrifft. Ist das nicht vorhanden, so brauchst du noch Stützen, die in diesem Falle nicht verachtet werden dürfen.[2]

Das Predigen und Bekehren, ja auch nur das Reden und Schreiben in dieser Richtung ist nicht ein allgemeiner

[1] Auch das zweite Gebot unseres Herrn, den Nächsten zu lieben wie sich selbst, ergibt sich daraus ohne weitere Anstrengung, und ebenso ist die Liebe zu diesem Herrn selber darin gänzlich eingeschlossen.

[2] Das sind die gottesdienstlichen Veranstaltungen, die Vereine und Versammlungen dieser Art. Sie sind nicht notwendig zum gedeihlichen Leben, aber in den weitaus meisten Fällen und Lebenslagen sehr nützlich.

Beruf. Es gibt viele Leute, die darin ihr eigenes Bestes verlieren, oder unreife Früchte von ihrem Lebensbaum pflücken und der Gesamtheit darbieten, die später besser geworden wären. Andere, die dazu berufen sind, lassen sich von Zuhörern, oder von ihrem eigenen Lehrtrieb bis zu einem Uebermaß der Anstrengung forcieren, das sie ihrer körperlichen und geistigen Kraft beraubt. Noch öfter ist dies mit Werken äußerer Art der Fall, welche nach und nach ihre Kräfte weit übersteigen und nur durch eine beständige Geldbeitreibung erhalten werden können, die mitunter nicht mehr schön ist. Auch hiefür ist Paulus, und nicht Christus, das erste Beispiel; es wird aber heute Niemand ernstlich im Zweifel sein, daß Kollektensammeln und nach Jerusalem persönlich überbringen nicht gerade seine Aufgabe und die Predigt vor den Athenern ein offenbarer Fehlschlag war.[1] Auch sind seine mutmaßlich ersten Briefe, an die Thessalonicher, und einzelne Teile von hastig geschriebenen andern nicht von ganz gleichem Gehalt, wie diejenigen, die er in unfreiwilliger Muße in Rom schrieb, und wir würden jetzt wünschen, er hätte sich zu mehreren mehr Zeit genommen. Das, was dagegen bei Christus so überaus wohlthuend wirkt, ist die vollkommene Frei-

[1] Dagegen die vor Agrippa nicht, zu der er aufgefordert war und die er in voller Ruhe, ohne Hinblick auf menschliches Lob, hielt. Daher war er nach derselben freudig; nach dem Auftreten zu Athen aber in hohem Grade niedergeschlagen (I. Kor. II, 1—5. 14); und von irgend einer „philosophischen Anpassung" seiner Predigt an die Meinungen der Zuhörer, die er in Athen versuchte, ist fortan keine Rede mehr. (Ap.-Gesch. XVII, 22—28; XVIII, 1—3. 9. 10.)

heit von Treiberei, sowohl seiner selbst, als seiner Jünger, und das völlige Ablehnen von allem „Auftreten", „Bekanntwerden", „Missionsreisen",[1] „im Großen und Ganzen arbeiten",[2] oder wie diese seelenverderblichen Redensarten alle heißen. Und doch ist sein Werk nicht in einem Winkel verborgen geblieben, sondern hat die Welt mehr als irgend ein anderes erfüllt. Dafür sorgt Gott — für die, welche nicht selbst dafür sorgen.

Die Einrichtungen der christlichen Kirchen, ihren Kultus, ihre Administration, ihre Verhältnisse zum Staat lasse du einstweilen lieber ganz wie sie sind. Sorge dafür an deinem Orte, daß ein kräftiger Glaube neu und in Vielen entsteht; das weitere gibt sich dann von selbst. Auch Christus befaßte sich wenig mit den gottesdienstlichen Einrichtungen seiner Zeit, soweit sie nicht absolut unmoralisch waren, sondern beobachtete dieselben vielmehr selbst, trotzdem er sich über den bloßen Formalismus, der dabei herrschte, ja nicht täuschen konnte. Die Menschen hängen eben doch oft mit ihrem Herzen an diesen äußeren Dingen, und sie sind nicht zu beseitigen, oder wesentlich zu verändern, ohne daß ein gutes Stück Glauben damit verloren geht. Hier heißt es also: „Verderbe es nicht; es

[1] Kann man sich z. B. Christus an einem der „internationalen Kongresse" vorstellen, die heute einen so großen Raum in dem christlichen Leben einnehmen? Und doch sagt er „Werdet meine Nachfolger", nicht die irgend eines Andern.

[2] Ev. Joh. I, 33; VI, 15; VII, 4—6; XII, 8. 37. 21—23. Ev. Matth. VII, 29; XVII, 5; XXIII, 12.

ist noch ein Segen darin."[1] Es ist auch leicht in der Geschichte bemerkbar, daß Alle, welche mit äußeren Reformen begannen, oder darauf einen sehr großen Wert legten, Ehrgeizige waren, welche nachmals in ihrem Glauben Schiffbruch litten; denn in dieser Art von Reform liegt kein Segen. Das Tote und Abgestorbene in jeder Kirche wird zwar auch zu seiner Zeit begraben; aber es sind meistens Tote und nicht Lebendige, welche diesen Dienst zu leisten berufen sind.[2]

In deinem eigenen Leben aber reformiere um so entschlossener alles, was nicht ganz deinem Glauben entspricht und die innere Verbindung mit Gott noch irgendwie hindert. Darin wirst du auch weniger irren können, als in der Wertschätzung der äußeren kirchlichen Einrichtungen, deren Berechtigung und Lebensdauer mit einem andern Maßstabe als demjenigen irgend eines subjektiven Bedürfnisses, oder Widerwillens gemessen werden müssen. Reformatoren im allgemeinen äußern Sinn und reformatorische Zeiten erscheinen nicht alle Tage, und diejenigen, welche sich unzeitig und ohne Berufung zu diesem Amte drängen, sind auf einem gefährlichen Wege.

Zwei der allergewöhnlichsten und stärksten Hindernisse des guten Handelns sind Eitelkeit und Geiz; sie hängen darin innerlich zusammen, daß sie als gemeinsame Quelle die Gewohnheit haben, nur an sich selbst zu denken, sind im übrigen aller möglichen Nuancen fähig und kommen unter den Angehörigen des Reiches Gottes auch noch vor.

[1] Jesaias LXV, 8. I. Mos. XVIII, 26. Hesekiel XXII, 30.
[2] Lukas IX, 60.

Namentlich gibt es eine geistliche Selbstsucht, die nur immer persönlich erbaut, gestärkt, getröstet werden will und keine anderen Interessen eigentlich hat, als dieses persönliche Heil. Ebenso ist der Geiz noch immer vorhanden, solange man nur ungern, gewissermaßen (wie eine diesfällige Schrift richtig sagt) „mit sich selbst kapitulierend" gibt, oder sich freut, etwas recht billig eingekauft zu haben, gleichviel, wie sich der Verkäufer dabei befindet, oder gern etwas erspart sieht, was vielleicht besser nicht erspart wäre.[1] Los wird man diese beiden Hauptfeinde der menschlichen Wohlfahrt, abgesehen von der Gnade Gottes, die das Meiste dazu thut, nur durch größere Gedanken, als die an sich selber;[2] die Eitelkeit auch noch durch die vernünftige

[1] Ev. Matth. XVII, 27; XXVI, 10—13. Luk. XII, 15. 20. 29; XVI, 9. Sehr richtig sagt dagegen Nietzsche von seinem niedrigen Standpunkte ausgehend: Eitelkeit sei von unersetzlichem Wert, indem sie das Gefühl des Reichtums gebe und allerlei geringe Regungen zudecke, so daß alles eine erträgliche Oberfläche bekomme. Besser kann man sich selbst nicht verurteilen. Es ist aber allerdings nicht so leicht, die Ehre ganz zu verachten, der Geschmack daran verfeinert sich bloß. Aber wer einmal die Befriedigung erfahren hat, welche das Lob Gottes gewährt, der wird sie los. Ebenso macht das Fehlen des Mitleids das Leben scheinbar leichter und erfolgreicher, auch diesen Punkt hat Nietzsche mit dämonischem Blicke erfaßt, aber um wie viel ärmer auch! Alles ganz Böse hat eine oberflächliche, bestechende Wahrheit, die aber bei näherer Prüfung doch eine große Thorheit enthält. Es ist dumm und macht die Menschen dumm.

[2] Hiebei ist noch Folgendes aus praktischer Erfahrung heraus zu sagen: Es gibt viel mehr Menschen als man glaubt, die mit ihrem Gelde, wenigstens auf ihren Todesfall hin, wenn sie es nicht

Reflexion, daß sie immer eine Thorheit ist, indem sie bei den Andern das Gegenteil von dem gewünschten Erfolg hervorruft. Gegen den Geiz wirkt am sichersten die Erfahrung, daß das beste Mittel, um mehr zu bekommen, fröhliches Geben ist;[1] doch gehört das eben zu den mit der gewöhnlichen Klugheit nicht ganz übereinstimmenden Segensregeln einer höheren Weltordnung, die erprobt werden müssen und an die Niemand glauben kann, der sie nicht selbst probiert hat. Die großartige, reiche und herrenmäßige Art, in der Christus, den einige seiner heutigen Prediger stets gern als einen „armen Zimmer-

mehr brauchen können, etwas Rechtes und Gutes stiften möchten, aber sie finden in sich selbst keinen Gedanken dafür, weil sie sich eben im Leben nie genügend mit solchen beschäftigt haben. Sie machen dann gewöhnlich noch irgend eine verkehrte „Stiftung", oder zersplittern die Mittel an allerlei Anstalten, von denen keine viel davon hat, anstatt die ganze Summe dem besten Menschen, den sie kennen (ohne Unterschied des Geschlechts), in die Hand zu geben, mit der bloßen Auflage, sie für gute Zwecke zu verwenden, und bei seinem Tode für einen würdigen Nachfolger zu sorgen, der die Fortsetzung dieser Arbeit übernimmt. Damit würde unendlich viel mehr wahrhaft Gutes geschaffen werden; nur muß es ein Mensch sein, nicht eine Kommission von „trustees", oder drgl., die auf die Dauer stets verschiedene Meinungen, oder Liebhabereien haben werden. Alles wahrhaft gute Handeln ist überhaupt selten „kollektiv", sondern nur individuell, und so ist auch die wahre Hilfe.

[1] II. Chron. XXV, 8. 9. Manche Leute trennen „Geldsachen" ganz von andern und stellen die bequeme Theorie auf, diese seien „geschäftlich", d. h. rein egoistisch zu behandeln. Sie kaufen dieses Geschäftsprinzip sehr teuer. Lukas XVI, 11. Wie man übrigens sagt, daß Appetit mit dem Essen kommt, so kommt die Freude am Geben auch nur mit dem Geben selber.

mann" darstellen, die irdischen Güter behandelt,[1] ist ein ganz bestimmtes Kennzeichen aller seiner wahren Nachfolger, während das enge, kleinbürgerliche Wesen, welches manchen recht frommen Leuten noch anhängt, „denen, die draußen sind" mehr als alles andere eine zu geringe Vorstellung vom Christentum gibt.[2] Das Christentum ist seiner wirklichen Natur und Intention nach eine großartige Lebensauffassung mit weitesten Gedanken, die ganz über das Alltägliche und seine Misèren hinausgehen und dennoch im stande sind, sie zu erfassen und mit einem Ruck über sich hinauszuheben. Wäre es stets das gewesen, statt oftmals eine Karikatur von engem und kleinlichem Konventikelwesen, oder eine Art von bloßer Unterstützungsanstalt,[3] mit anderen Worten, wenn es den Geist seines Herrn immer gehabt hätte, es hätte schon längst alle großartig denkenden Menschen für sich gewonnen, während dieselben sich von ihm eher fernhalten, weil es ihren hochliegenden Anforderungen nicht, oder nicht mehr zu entsprechen scheint.[4]

---

[1] Ev. Joh. XII, 7. 8.

[2] Namentlich wird das häusliche Leben der protestantischen Geistlichkeit von manchen Kleinmalern oft in einer Weise dargestellt, die nicht anziehend wirkt; man will doch den Pfarrer nicht nur im Schlafrock und mit der Pfeife herumspazieren, die Pfarrfrau immer Früchte einmachen und ihre vielen Kinder versorgen, und vollends den Kandidaten bloß ängstlich seine Predigt memorieren und daneben nach einer Braut ausschauen sehen.

[3] Ap.-Gesch. VI, 1. 2. Das ist noch heute so, auch Ananias und Saphira leben noch.

[4] Oder gibt es etwa viele Gestalten darin von der königlichen Art, die selbst auf einen sehr gebildeten Skeptiker, wie Pilatus,

Ein großes Hindernis des guten Handelns sind die Götzen. Ein Ausleger der h. Schrift schreibt das viele Böse, das sich in der Familie des Jakob erreignete, den „Teraphim" zu, kleinen Götzenbildern, die die eine Frau desselben bei dem Abzug aus Mesopotamien unrechtmäßiger Weise mit sich nahm, und die dann erst später unter einer Eiche in Kanaan verscharrt wurden.[1] Ohne Zweifel auch mit spezieller Rücksicht auf solche äußerliche Dinge, oder auf den roheren Völkern immer naheliegenden Naturkult lautete das erste Gebot unter den zehn des Moses so entschieden gegen alle „Götter neben mir", und es haben dies die Juden sowohl, als die Mohammedaner, stets gegen das Christentum geltend zu machen versucht, das ihnen als eine Religion mit Nebengöttern erschien. Es gilt dieses Gebot auch heute noch, und es werden dadurch zunächst alle möglichen Arten von „Sympathie", Geisterbeschwörung, Spiritismus u. dgl. in das Gebiet des Verbotenen gerückt. Es gibt aber auch andere Götzen, Vornehmheit, Reichtum, Bildungshochmut, Wissenschaft und Kunst (Musik insbesondere), manchmal auch Kinder, Eltern, Ehegatten, Geistliche, herrschende Personen, oder große Männer der Geschichte und der Gegenwart, die alle nicht entfernt neben Gott und Christus treten dürfen.[2] Das festzuhalten thut von Zeit zu Zeit Not; aber man muß nicht glauben, daß man das menschliche Herz mit einem bloßen Nichts

---

Eindruck machen? Ev. Joh. XVIII, 37. 38. Wir kennen sehr wenige, und diese wären jetzt vor allem nötig.

[1] I. Mos. XXXI, 19; XXXV, 4.

[2] Richter VII, 4. Ev. Matth. XXIII, 2—12. Ev. Luk. XVI, 13. 15.

ehren (nil admirari) befriedigen könne, oder daß der größte und gefährlichste aller Götzen, das eigene Ich, von seinem Throne gestürzt werden könne, ohne daß Gott mit einer starken Liebe geliebt wird. Darauf kommt, wie wir andernorts gezeigt haben, eigentlich alles an; denn entweder Götzen oder Gott liebt jeder Mensch, die meisten aber, auch der Besten, lieben beides neben einander, und daher kommt der viele Hader und Streit und das ganze Parteiwesen, das auch unter ihnen besteht; das würde mit den Götzen sämtlich verschwinden.

Das rechte Verhältnis zu den Menschen und der ganzen uns umgebenden Welt überhaupt, sogar zu den Tieren und Pflanzen, worauf natürlich für unser Glücksgefühl praktisch viel ankommt, kommt nur durch beständiges gut Handeln. Ohne das wird man die Menschen stets zu hoch, oder zu gering schätzen und ihnen jedenfalls viel zu viel Einfluß auf sein Glück gewähren. Auch Menschenkenntnis bekommt man nur, wenn man die Menschen nicht sehr notwendig zu seinem Glück braucht[1] und doch nicht mißachtet; beides hindert daran. Ja wenn erst durch beständiges gutes Handeln die Verbindung mit Gott fest geworden ist, so kommt in die Menschen ganz von selber ein Blick, der ins Innere von Ihresgleichen dringt und eine ganz sichere Warnung vor allem enthält, was Gott feindlich und daher schädlich ist. Man täuscht sich nicht mehr und kann nicht stark getäuscht werden.

[1] Gott gibt uns die rechten Freunde zur rechten Zeit; wir dürfen sie nicht selbst suchen.

Es wäre das sogar eine gefährliche Eigenschaft, wenn nicht die Geduld mit allem hinzukäme, was noch etwas Gutes in sich trägt.

Manche Menschen, namentlich Frauen, verlieren auch damit ihr Leben, und machen mit vieler Mühe und Arbeit sich und Andere unglücklich, daß sie immer Jemandem „etwas sein" wollen. Sie können es gar nicht begreifen, wenn der Andere dieses ihr redliches Streben als Selbstsucht unangenehm empfindet. Das Sein gibt sich ohne alle Anstrengung ganz von selbst, wenn man etwas *ist*, und in Ermangelung einer noch etwas besseren, ist es schon eine sehr schätzenswerte Eigenschaft, wenn man die Gabe besitzt, Anderen wenigstens *bequem zu sein*. Denn die Unbequemheit, das stets sich in Acht nehmen und vorsehen müssen, damit der Andere nicht über die Schranken dessen hinausgeht, was man ihm zugestehen kann, hassen die Menschen noch mehr, als selbst große Fehler, und an die Güte und Zuverlässigkeit ihrer Nebenmenschen glauben sie sicher so lange nicht, als deren Tugend etwas Unbequemes und Lästiges an sich trägt. Natürlich ist das Bequemsein nur der allererste Anfang zum Gutsein, aber fange doch lieber damit an, sonst wirst du niemals Andere davon überzeugen können, daß du gut sein nicht nur wolleſt, sondern auch dazu wirklich im stande seiest. Denn der gute Wille ist zwar wohl „das Beste" für dich selbst und für Gott, der ihn sieht und richtig beurteilt, aber die Menschen wollen ihn in seinen *Wirkungen* sehen, sonst glauben sie nicht daran. Jedenfalls aber werden sie stets ihnen unbequeme Menschen baldmöglichst los zu werden

trachten, und selbst ihre unbezweifelbare Tugend lieber aus der Ferne bewundern.

Das sichtbarste Resultat des Handelns[1] nach Gottes Willen ist immer eine daraus entstehende Fröhlichkeit. Nicht laute Lustigkeit, die oft bloße Nervenerregung ist, welcher eine trübselige Nachstimmung folgt, sondern die stille, sonnige Heiterkeit und Lebensfreudigkeit, als normaler Zustand, nicht als Ausnahme, nach der sich ja das Menschenherz eigentlich am meisten sehnt und die es am schmerzlichsten entbehrt, wenn es sie einmal empfunden und wieder verloren hat.[2] Es ist das Gefühl, dem manche Psalmen einen sprechenden Ausdruck verleihen, während die moderne Dichtung immer mehr nur die leidenschaftliche Erregung, oder die Wehmutsstimmung kennt, oder dann der stilleren Fröhlichkeit einen etwas zu kleinlichen Ausdruck gibt.[3] Es ist ein großer Mangel in unserer ganzen

---

[1] Nicht bloß des Glaubens, oder Denkens. Vgl. Ap.-Gesch. VIII, 39. Schwerlich wäre dieser Mann „fröhlich" seiner Straße gezogen in eine Welt, die mit der seinigen gar nicht mehr übereinstimmte und in der ihm vielleicht zahllose Gefahren und Schwierigkeiten für seine ganze Lebensstellung warteten, wenn er nur gelesen, oder angehört und nicht gehandelt hätte.

[2] Eine bessere Probe der Wahrheit unserer Religion gibt es nicht, als die, daß das Gute froh macht, das Laster dagegen nicht. Das wäre nicht möglich, wenn der Mensch unbedingt seinen Naturtrieben zu folgen berechtigt wäre.

[3] So z. B. die bekannten Lieder von Matthias Claudius. Goethe hat einige wunderschöne friedliche Lieder, die aber doch immer wehmütig ausklingen, wie „Ich saß an Bergeshalde", oder „Über allen

heutigen Poesie, daß wir keine rechten „Lieder“ mehr haben. Dagegen gibt es noch solche Menschen, die wie Sonnenschein durch das düstere Leben wandeln, jedes Zimmer erhellen, in das sie eintreten, und für Alle, die sie kannten, ein unersetzlicher Verlust sind, wenn sie das irdische Dasein mit einem vertauschen, in dem nach unseren Vorstellungen ewige Heiterkeit herrscht. Frägt man sich woher sie diesen unerschöpflichen Reichtum von Heiterkeit haben, den sie auch an Andere auszuteilen vermögen, so ist es keineswegs etwa eine besondere geistige Begabung, ebenso wenig eine vorzugsweise gesicherte, oder hohe Weltstellung, noch viel weniger die Abwesenheit aller Lebensschwierigkeiten oder gewöhnlichen Trübsale, am wenigsten eine besonders ausgebildete philosophische, oder ethische Lebensanschauung, oder ein ganz ausgeprägter kirchlicher Eifer und stark affichierter Glaube. Es ist vielmehr immer eine wirkliche einfache Frömmigkeit des Herzens, welcher Gott eben näher ist, als jeder anderen Geistes- oder Gemütsrichtung, verbunden aber mit einem Thun, das diesen Sonnenschein aus Gott nicht für sich behalten und sich selber daran beständig „erbauen“ will, sondern ihn ungesucht auf Jedermann ausstrahlt, der in die Nähe kommt. Das macht diese Menschen zu einer lebendigen Manifestation des Christentums auch noch in unserer modernen Zeit, in welcher es daran mehr, als an allem Übrigen mangelt.[1] Gerade dies, die

Wipfeln ist Ruh.“ Von den Psalmen gehört hieher besonders 115, 123—128 und 132.

[1] Freudigkeit und Freundlichkeit sind auch Pflichten eines Christen; das wissen viele derselben nicht.

volle und unreflektierte Güte des Herzens, erzeugt keine Art von Philosophie oder sonstiger Bildung, am wenigsten in Allen und unter allen Verhältnissen; das ist das unbestreitbare Privilegium des Christentums allein, der lebendige Beweis seines göttlichen Ursprungs durch alle Jahrhunderte seines Bestandes hindurch; und daran, an der Unmöglichkeit, eine gleiche Heiterkeit und Gütigkeit hervorzubringen, wird jeder Versuch, es irgendwie zu ersetzen, auch heute noch scheitern, wie schon viele gescheitert sind.[1]

Siehe also nur zu, daß du ein solches Bild des wahren Christentums wirst; alles andere lass' dich wenig kümmern. Fürchte dich nicht, glaube nur, sei immer gut und arbeite; tapfer im Leben, hoffnungsfroh im Tod, das ist der einzige Lebensplan, in dem kein Rechnungsfehler ist.

Nun sagt aber noch Jemand: Ja das wäre alles vielleicht recht gut, aber wie können wir es? Wir haben es sogar selber schon versucht und schon Vorsätze[2] dieser Art gefaßt; aber wir konnten sie nicht durchführen und sind nun schließlich überzeugt, daß es Niemand kann und daß alles, was davon gesagt wird, eigentlich bloß „Cant" ist. Das ist alles ganz wahr, bis auf die letzte Schluß-

[1] Und eben so gewiß ist, daß wir in den Momenten der größten Güte unseres Lebens am meisten an Gott und die Wahrheit des Christentums glaubten.

[2] Vorsätze helfen immer sehr wenig, wenn der Gesamtcharakter des Menschen der gleiche bleibt, ebenso wenig hilft die korrekteste Kenntnis der Wahrheit; das sagt Christus dem Nikodemus in dem schönen Kap. III des Ev. Joh.

folgerung. Unsere Antwort darauf ist die: Entscheide dich für Gott und sei dann seinen individuell an dich gerichteten, auf deine Kraft und Eigenart berechneten Befehlen gehorsam; dann kommt alles von selbst, auch die vermehrte Kraft,[1] während es sonst allerdings nicht kommt. Der Geist Gottes macht nicht bloß Gesunde, sondern auch Schwache und Kranke stark; das ist der Unterschied gegenüber der Philosophie, selbst der besten und edelsten, die immer an schon einigermaßen Weise und relativ Gute sich wendet und allen Anderen nicht viel hilft. Deine Sache ist die Wahl des Weges; versuche es zuerst auf solche sehr einfache Sprüche hin, wie z. B. Matth. VI, 33, oder Joh. VII, 17, oder Jesaias XLV, 22. Oder folge der h. Katharina von Genua, welche sagt, man müsse Gott bloß seinen Willen geben wollen.[2] „Wenn Gott einmal den Willen des Menschen besitzt, dann thut er alles in ihm selber und führt ihn zur Vollkommenheit." Dann kommt nach und nach auch, was schon ein unglücklicher Prophet, der die Wahrheit sehr wohl sah und ihr doch nicht folgte,[3] ausgesprochen hat: „Man sieht keine Mühe in Jakob und keine Arbeit in Israel, denn der Herr, sein Gott, ist bei ihm."

---

[1] Selbst Christus hat nicht anders gehandelt und ist nicht ein „Starker" aus sich selbst gewesen, sondern nur durch diese innere Einheit mit Gott; wir dürften das gar nicht so sagen, wenn er es nicht selbst sagte. Ev. Joh. V, 19. 20. Vgl. V. Mose IV, 2—4.

[2] Versuche das wenigstens einmal; du wirst dann jedenfalls sofort sehen, ob es dir eigentlich mit der Sache ernst ist, oder nicht.

[3] IV. Mose XXIII, 19—24.

Alle Arbeit ist schwer ohne Gott und alle ist möglich mit Gott; daran wird auch kein Sozialstaat, oder irgend eine sonstige Neugestaltung der Arbeit und des Lohnes nur ein Jota ändern.

Fragen wir vielleicht etwa noch: Was wird uns dafür, wenn wir nun das alles treulich nach unseren jeweiligen Kräften befolgen, so ist das eine Frage, welche bekanntlich schon die Jünger gestellt haben, und es ist für uns lehrreich, daß sie von Christus darob nicht getadelt worden sind, wie man es vielleicht erwarten könnte. Denn theoretisch sind wir stets zur Übertreibung, auch im Guten, geneigt, wogegen hinwieder das Christentum weit entfernt ist von dem hochgemuten philosophischen Stoizismus, der den Schmerz für kein Übel und das Handeln um irgend eines Lohnes willen für eines edeln Menschen unwürdig erklärt.[1] Es nimmt die Menschen

---

[1] Es ist auch sehr fern von dem Optimismus, welcher diese Welt für vollkommen erklärt; es will sie vielmehr thatkräftig verbessern, und für Menschen und alle sonstigen Kreaturen ein besseres, freudigeres Dasein herbeiführen. Ob von Gott anfänglich die Welt paradiesisch geschaffen, und nur durch Ungehorsam nachträglich das Böse in sie hineingekommen sei, oder ob sie von Anfang an auf eine allmählige Entwicklung zum bewußten Guten angelegt war, diese vielbestrittene Frage hat gar keinen praktischen Gehalt, sondern ist eine bloße „crux philosophorum“, wie es noch viele gibt; wer Zeit genug dazu hat, mag sich damit beschäftigen; Christus selbst aber hat es nicht gethan, und damit steht und fällt also das Christentum nicht. Man kann nicht alles bis auf die letzten Gründe

stets, wie sie sind, und verlangt von ihnen nicht das Unmögliche. Lohn ist also vorhanden, schon auf Erden, für die Guten, auch äußerer Lohn, und zwar sagt das Evangelium ganz deutlich, worin derselbe besteht.[1] Man kann es übrigens mit einem einzigen Worte noch deutlicher sagen: Der Lohn des Guten auf der Erde ist Segen, des Bösen Unsegen. Darin liegt alles beschlossen, was eigentlich Glück und Unglück, ins Christliche übersetzt, bedeutet, und Millionen von Beispielen, nicht nur in den großen Schriftzügen der Geschichte, sondern auch im Einzelleben, Beispiele, die Jeder aus seiner nächsten Nähe kennt, bestätigen es fortwährend alle Tage, daß es so ist.

Daß z. B. große Familien von einem kleinen Verdienste leben, manche arme Witwen ohne regelmäßigen Verdienst und doch ohne Bettel Jahr für Jahr ihr Auskommen finden und ihre Kinder noch gut erziehen; dagegen bei dem großen Erwerbe Anderer kein Gedeihen ist, sie vielmehr ihr ganzes Leben hindurch mühselig arbeiten und doch zuletzt in Sorgen und Schulden sterben, oder ihren Kindern nichts als Streit, Verdruß und Elend

---

untersuchen, dabei kommt zuletzt nichts als Formalismus heraus. Jetzt wenigstens ist das Böse unzweifelhaft als reelle Macht auf Erden vorhanden, und oft genug hebt es unerwartet aus den Blüten der Kultur sein scheußliches Drachenhaupt empor; das Gute aber ebenfalls, mit dem Beruf und der Verheißung des Sieges. Das ist ein Optimismus, der den Thatsachen nicht widerspricht und der vollkommen für das Leben und Handeln genügt.

[1] Ev. Matth. XIX, 29. Markus VIII, 21; X, 30. Luk. IV, 4; V, 5; VI, 35. Hebr. X, 35. I. Kor. XV, 19 ist nicht im Wortsinne wahr, auch in der Meinung des Apostels nicht.

aller Art hinterlassen, das sind ganz alltägliche Erscheinungen.[1] Ebenso daß auf dem sittenreinen Leben der Eltern und Großeltern die körperliche und geistige Kraft ihrer Kinder und Enkel beruht, und umgekehrt die meisten der heutigen Nervosität, bis zu der Anlage zum Wahnsinn und Verbrechen, ihre wahre Quelle in der Verachtung dieser göttlichen Ordnung haben, das wissen wenigstens die Ärzte und Irrenärzte gut genug. Ferner ist es schon eine alltägliche Erscheinung, daß recht ehrliche Leute, selbst ohne Glauben, selten ökonomisch herabkommen; noch heute so gut wie vor Tausenden von Jahren aber darf jeder Altgewordene dreist sagen: Ich bin jung gewesen und alt geworden, und habe nie gesehen, daß ein Gerechter (im Sinne der h. Schrift) verkommen ist und seine Kinder betteln mußten.[2] Das Gegenteil, daß Kinder und Enkel reicher Leute, die nur Geld und nicht Segen erbten, in kürzester Zeit zu Grunde gingen, das haben wir Alle wiederholt erlebt. Auch das ist leicht zu beobachten, daß boshafte Menschen lange nicht so gefährlich sind, als man es nach ihrem bösen Willen annehmen sollte, weil sie degenerieren und oft ganz plötzlich zusammenbrechen. Gegen Gottes Willen geschieht vieles; denn die Weltordnung beruht auf Willensfreiheit; aber es hält nicht; alles was die Gottlosen bauen fällt bald wieder ein.[3] Das betrifft ja sogar

[1] Daher sagt ein Sprichwort, das sich auch oft auffallend bewährt: „Unrecht Gut kommt nicht an den dritten Erben."

[2] Psalm XXXVII, 25.

[3] Psalm IX, 16. 17; CXII, 10. Darauf gründen manche gelehrte Leute die bequeme Ansicht, daß aus dem Bösen doch immer

ganze Völker, die ganz offenbar unter Segen oder Unsegen stehen, und wogegen alle Staatskunst nichts ausrichtet.[1]

Für das alles ist das Alte Testament, mehr als das Neue, die Erkenntnisquelle, die heute zu wenig beachtet wird. Es gibt jetzt Leute, denen es zu wenig edel ist, eben weil es für Tugend irdischen Lohn verspricht; sie reden aber freilich mitunter nur davon, daß man das Gute „um seiner selbst willen" thun müsse, begnügen sich jedoch mit dieser Theorie und überlassen die Praxis den Andern.[2]

Gutes entstehe, es also nicht so sehr zu fürchten sei. Darauf antwortet aber schon die h. Schrift: „Es muß Ärgernis kommen, aber wehe dem, durch den Ärgernis kommt."

[1] Es ist auch in Behörden Segen und Unsegen möglich, und es wäre eine große Klugheit dafür zu sorgen. Denn auch die Staaten werden wesentlich dadurch erhalten; die Eidgenossenschaft ist ein lebendiger Beweis davon; sie lebt durch einen Kern braver Leute.

[2] Das alte Testament ist voll von solchen Segensverheißungen. Wir wollen hier noch eine kleinere Auslese davon anführen, wenn Jemand sie nachschlagen will: I. Mos. XXXII, 10; XXXIX, 5. 21. 23. II. Mos. IX, 16; XV, 26; XXXIII, 3—5. 11. 18. III. Mos. XVIII, 5; XXV, 15. 19; XXVI, 1—13. IV. Mos. IV, 1—4. 24. 40; VI, 24—26; VII, 13—16. V. Mos. V, 26. 29. 30; XI, 1. 26. 27. Josua XXI, 45; XXIII, 14; XXIV, 19. I. Kön. III, 11. 12; VIII, 23. 56. I. Chr. XVII, 27; XXII, 13. 19. II. Chr. XXIII, 7. 8; XXV, 8. 9; XXVI, 5; XXXI, 21. Ruth II, 12. Nehemia IX, 29. Psalm XXV, 10—14; XXVI, 10—14; XXXII, 8—11; XXXIII, 13—21; XXXIV, 20. 21; XXXVII, 35; LX, 5. 10; LXV, 10; LXVI, 16; LXVIII, 20. 21; LXXXI, 11. 14 bis 17; LXXXIV, 7. 8. 12. 13; LXXXIX, 29; XCI; XCII, 14. 15; XCVII, 11; C, 5; CV, 15; CXXI, 2; CXXVII, 1. 2; CXXVIII; CXXX, 8; CXXXIX, 29. Sprüche I, 32. 33; II, 7. 8; III, 5. 26;

Wir unsererseits nehmen diese Verheißungen gerne an, namentlich auch den Teil derselben, wonach die Freunde und Nachkommen, ja selbst die Völker derjenigen gesegnet werden, welche in Gottes besonderem Schutz und Aufsicht stehen.[1] Denn das ist allerdings nicht das Größte, Segen zu haben, sondern ein Segen zu sein. Das ist die wirkliche menschliche Größe, nichts anderes; darnach sind die Heroen zu beurteilen, ob sie ein Segen für ihr Volk, ihre Zeit und vielleicht sogar für alle Zeiten gewesen sind, oder nicht.[2] Daher läßt auch das Alte Testament stets diese Menschen zuerst hinweggenommen werden, bevor die Gerichte Gottes über ein Volk hereinbrechen können,[3] und es ist nicht selten ein deutliches Vorgefühl in einem

---

VIII, 36; X, 22; XXX, 5. Hesekiel XX, 11; XXIV, 25; XXXIV, 13. 25—31. Daniel III, 17. 18. Jesaias I, 18. 19; XVII, 5—8; XXXII, 18; XXXIII, 14—16. 23; XL, 31; XLVIII, 18 Jeremias XXXI, 12. Haggai II, 15—19. Hosea XIV, 5. 6. Maleachi III, 8—10. 17. 18—21. Erklärbar aber ist der Segen und Unsegen nicht, und ohne Gottesglaube ist der erstere nicht zu haben. Das sicherste Zeichen des Segens ist, daß den Gesegneten nichts gelingt, was dem Willen Gottes nicht entspricht. Auch eine einzelne gute That belohnt sich oft sofort durch einen Fortschritt, den wir lange gesucht haben.

[1] I. Mos. XII, 2—3; XXVI, 4.

[2] Das wäre auch das richtige Urteil der Geschichte, ansonst sie eine trügerische Wissenschaft ist, und man kommt mit diesem Maßstab oft zu anderen Resultaten, als den gewöhnlichen. Epheser II, 10. Lied 543 der Brüdergemeinde.

[3] Jesaias LVII, 1. II. Kön. XXII, 20. Ein auffallendes neueres Beispiel hievon ist der edle Picus von Mirandola, der 1494 starb, in demselben Jahre, in welchem die schwerste Zeit Italiens begann.

solchen vorhanden, daß mit einem einzigen aufhörenden Menschenleben seine Stärke vermindert worden sei.

Diesen Gedanken fasse also schließlich, der du dich vielleicht unnütz, oder nicht wirksam genug fühlst. Es liegt nicht allein ein logischer Widerspruch darin; denn wenn man einmal an einen wirklichen Gott glaubt, so muß man konsequent doch auch an seine Weisheit in der Arbeitsverteilung auf seine Knechte glauben. Aber auch selbst abgesehen davon kann der äußerlich Allergeringste stets ein solcher Mensch sein, der die größere Nähe Gottes, welche für alles Unreine ein verzehrendes Feuer ist, ertragen kann, und *dadurch* einer kleineren oder größeren Umgebung ein beständiger lebendiger Quell des Segens ist.[1] *Diese* Größe steht in dem Bereich eines Jeden; und wer, selbst in chronischem Leiden, sagen würde, er könne nichts *thun*, der hätte noch nicht die rechte Anschauung davon, was Thun eigentlich ist.

Alles äußere Glück ist entweder Folge unserer eigenen Anstrengungen; das nennen wir *Erfolg*; oder es ist blinder Zufall, Glück im Sinne des Spielers; oder es ist Gabe von Gott, *Segen*. Es ist von vorneherein klar, sobald man an eine göttliche Weltordnung glaubt, daß das letzte allein das *sichere* Glück sein kann, und die Kraft und Methode, diesen Segen auf uns zu lenken,

[1] Denn die Nähe Gottes, soweit sie erlangbar ist, *muß* immer Glück und Segen sein. Jesaias XXXIII, 14. Hebr. XII, 29. V. Mos. IV, 24; IX, 3. Ev. Joh. VII, 38.

besteht nicht in einem bloßen Bekenntnis, noch weniger in glaubenslosen Thaten, am wenigsten in Zeremonien irgend einer Art (Gottesdienst im gewöhnlichen Sinne des Wortes), oder gar in Kasteiungen und Opfern, sondern nur darin, daß man Gott reell in seine Nähe bringt. Das aber geschieht auf die gleiche Weise (soweit wir es überhaupt fassen können) wie man Menschen von Herzen an sich fesselt, nämlich durch Liebe, Treue und gegenseitiges Vertrauen; während alles andere „Religiöse" nichts Ewiges, sondern eine menschliche Ausgestaltung göttlicher Gedanken ist, die unter „göttlicher Zulassung" steht, solange ein Kern von wirklicher Wahrheit darin enthalten ist.

* * *

„Glück des Himmels, Segensquelle,
Die von oben sich ergießt,
Unaufhörlich, Well' auf Welle
Unerschöpftem Born entfließt,
Ohne dich ist diese Erde
Nur ein Schlachtfeld voller Grau'n;
Komm in Strömen; sprich ein ‚Werde'
Jedem fröhlichen Vertrau'n."

* * *

„Ich danke dir, mein Gott, Daß du mir hast gegeben
Den Sinn, der gerne will Nach deinem Willen leben;
Regiere du mein Herz, Steh bei mir, früh und spat;
Zu allem meinem Thun Gib selber Rat und That."

Heil den Enkeln.

Bis zu einem gewissen Grade sind wir auch für unser Glück stets auf die Hoffnung[1] angewiesen und kein Mensch, der ein bedeutendes Lebenswerk deutlich vor Augen gehabt hat, wird sich dessen ganz entschlagen können, was die französische, oft bezeichnendere Sprache „l'appel à la postérité" nennt. Wer das deutliche Bewußtsein in sich

[1] Von der Hoffnung auf eine persönliche Fortdauer sprechen wir hier nicht mehr, da hievon schon anderwärts die Rede gewesen ist. (Glück II, „Transcendentale Hoffnung".) Für uns steht es fest, daß eine solche bestehen muß, wenn die Welt nicht bloß ein zufälliges Werden und Vergehen ohne letzte intelligente Ursache ist; ebenso sicher aber ist auch, daß wir über das Wie so gut wie nichts wissen. Ja es ist nicht nur Niemand etwas über das kommende Leben bekannt, außer das, daß es sein und ein Leben nach Gottes Willen sein wird, so gut und besser als das jetzige, sondern es ist auch nicht wahrscheinlich, daß wir eine wirkliche Offenbarung darüber mit unseren jetzigen geistigen Perzeptionsmitteln erfassen, und noch weniger, daß wir sie in für Andere verständlichen Worten ausdrücken könnten. (Ev. Matth. XXII, 30. I. Kor. II, 9; XIII, 12; XV, 35—44. II. Kor. XII, 4. Ev. Lukas XVI, 30. 31.) Sorgen wir also dafür nicht weiter als so, daß wir fähig werden, in einem weniger materiellen Dasein, als das jetzige es ist, uns behaupten zu können, ohne gründlich unglücklich zu sein; das weitere gibt sich von selbst, ohne ein Vorauswissen, das stets auf Phantasie beruht.

trägt, nur für die Gegenwart gearbeitet zu haben, der hat ein Werk von zu geringer Art und Tragweite vor sich gehabt.

In jeder bedeutenden Sache also wird auf Hoffnung gearbeitet, und die Erfahrung zeigt dabei, daß es in der Regel nicht die eigene und nicht die nächste Generation ist, welche dafür das beste Verständnis hat, sondern erst die zweitnächste. Der eigenen Generation stellt der Mund, der nur die Wahrheit spricht, das denkbar schlechteste Zeugnis aus, indem er sagt, daß kein Prophet in seinem Vaterlande und Hause gelte;[1] die Söhne aber sind thatsächlich auch nur selten die Fortsetzer des Werkes ihrer Väter.[2] Dagegen werden die Enkel schon im Alten Testamente als solche gepriesen,[3] und auch die alltägliche Erfahrung lehrt, daß das Verhältnis der Großeltern zu den Enkeln an Innigkeit und an gegenseitigem Verständnis sehr oft dasjenige zu den Söhnen erheblich übertrifft. Wir wissen nicht, ob sich irgend ein Naturgesetz dafür anführen läßt, wie das, daß die Töchter an Anlage mehr den Vätern und

---

[1] Ev. Matth. XII, 48; XIII, 57. Vgl. auch Hesekiel XXXIII, 31—33.

[2] Wir wissen von den allermeisten großen Gestalten des Altertums, Moses, Josua, Daniel, Jesaias, Jeremias und den meisten Propheten; von Petrus und sämtlichen Aposteln (außer Paulus), Sokrates, Perikles, Äschylos, Sophokles, Solon ꝛc. nicht einmal, ob sie Söhne hatten, oder es sind nicht solche von Bedeutung gewesen. Die sämtlichen großen Dichter (Goethe, Schiller, Shakespeare ꝛc.), Staatsmänner und Feldherren auch der neueren Zeit sind in gleichem Falle.

[3] Psalm CXLV, 4. Sprüche XVII, 6.

die Söhne mehr den Müttern und den mütterlichen Großvätern gleichen, oder ob es bloß daran liegt, daß eine große Sache notwendig immer wieder durch ein Stadium des Stillstandes, oft sogar des Rückgangs, dann der erneuten kampfreichen Entwicklung, und zuletzt noch der vernünftigen Feststellung der Resultate hindurchgehen muß, bis sie einen gesicherten Erwerb der Menschheit bildet. Von Zeit zu Zeit müssen sogar die Erbgedanken derselben wieder von der Wurzel aus neu untersucht werden und es ist in solchen Perioden namentlich am wenigsten zu erwarten, daß die Anschauungen der beiden Generationen, von welchen die eine die Aufgabe hat, die ererbten Heiligtümer zu bewahren, die andere, sie von dem bloß Zeitgemäßen und vielleicht sogar Abgestorbenen zu reinigen, ganz die gleichen sind. Kein einziger unserer großen staatlichen, kirchlichen, humanitären, oder pädagogischen Grundgedanken ist vor einer solchen Auffrischung durch eine Nachprüfung gesichert, die sich zunächst in der Form einer Abneigung gegen seine letzte Ausgestaltung geltend macht.

Es wird sich also auch nicht leugnen lassen, daß es neben der ewig dauernden und originalen, eine zeitliche Auffassung des Christentums[1] gibt, welche von Denjenigen, die sich nicht die Mühe geben, es aus den Urquellen

[1] Wir würden z. B. das etwas gefühlsselige und mit ein wenig Eitelkeit vermischte Christentum Lavaters und Jung-Stillings bei unseren heutigen Predigern nicht mehr ertragen; weit eher dagegen die etwas derbe, oder rauhe Art des Pfarrers Kneipp, oder des Camisarden-Enkels Vignes, die im 18. Jahrhundert unmöglich gewesen wäre.

mit der dazu nötigen Aufmerksamkeit kennen zu lernen, sogar meistens mit Unrecht für diese Religion selber genommen wird.

Es ist jetzt ziemlich leicht vorauszusehen, daß nach Vorübergang einer wenig erquicklichen Periode des spiritistischen Aberglaubens, welcher dem naturwissenschaftlichen Unglauben unmittelbar auf dem Fuße folgen wird, ein verständig gesundes, historisch gut begründetes, glaubensfestes und männliches Christentum, das sich aber nicht einbildet, Gott und Christus zu „erklären", oder gar durch eine „heutige Bildung" meistern zu können, die vorherrschende Religion der wahrhaft gebildeten Menschen des 20. Jahrhunderts, in seiner zweiten Hälfte sein wird,[1] und damit

[1] Amos IX, 11. Obadja I, 15. 17. 18. Und dazu können sich Alle rühmen, etwas beigetragen zu haben, sowohl die reformischen Historiker, wie die glaubenseifrigen Pietisten und die englische Thatkraft der Heilsarmee; am wenigsten die Romanschreiber des Christentums, wie Renan, obwohl auch diese vielleicht ein halberloschenes Interesse wieder geweckt haben. Eine ähnliche Periode der Regeneration beschreibt Jesaias in Kap. XXIX, 8—14. 18—24; XXX, 10—15. 20—22; XXXV, 5. Vgl. auch Lukas XIV, 21. Hesekiel XXXIV, 10. 15. 18. 19. Sacharja XIII, 9. Jeremias XXXI, 31—34. Völlig gesunder natürlicher Menschenverstand, aber verbunden mit festem Glauben an Gott und Christus, und frei von jeder Art von Materialismus und Egoismus, das ist der Typus, der jetzt gesucht wird, aber noch nicht gefunden ist. Einstweilen ist es das Eiserne im Charakter der Menschen, das am meisten gilt in einer durch Genußsucht schwächlich gewordenen Zeit; das ist das nächste Bedürfnis. Aber es gibt auch Menschen von Gold, die noch viel wertvoller sind, als die eisernen, und deren Metall nie vom Roste der Zeit verzehrt werden kann. Doch ist dieses Metall

zugleich auch die Grundlage eines Staates, welcher mit Recht den Namen einer „civitas Dei“ tragen darf.

Nach welcher speziellen Richtung die Ausbildung des gemeinsamen kirchlichen Lebens bevorstehend und wünschenswert ist, mag um so eher zweifelhaft erscheinen, da wir nicht einmal wissen, wie Christus sich die eigentliche Organisation desselben gedacht hat, wenn er überhaupt näher daran dachte.

Er betrachtete offenbar den Glauben an Gott und an ihn selbst als die Hauptsache und verhieß den Jüngern, die damit die ganze andersdenkende Welt erobern sollten, den beständigen Beistand eines außerhalb der menschlich-naturwissenschaftlichen Vorstellungen liegenden Geistes der Wahrheit, der sie, jeden einzelnen persönlich und ebenso die Gesamtheit, in alle Wahrheit leiten werde, auch in solche Wahrheiten, die ihnen jetzt noch unfaßbar sein würden.[1] Auf dieser Verheißung allein, nicht auf ihrer eigenen Kraft und Weisheit, oder ihrer klugen Organisation steht noch heute die wahre christliche Kirche. Ohne ihre Erfüllung würde dieselbe schon die allerersten Zeiten nicht überdauert haben,[2] und die wesentliche Sorge ihrer

weicher und bedarf einer geringeren Legierung, wenn es stark und lange auf Erden in Gebrauch sein soll.

[1] Ev. Joh. XVI, 12. 13; XVII, 18; XX, 21. 22. Ap.-Gesch. I, 8.

[2] Man muß sich das nicht allzu schön vorstellen. Die christliche Wahrheit ist jetzt so gut in der Welt vertreten, als sie es jemals war. Vgl. aus der ersten Zeit der Apostel schon z. B. den Brief des Judas, ferner I. Tim. I, 6. 19; IV, 2. 3; VI, 4. 5. 20. II. Tim. II, 17. Titus I, 10—16. Galater II, 4. Phil. I, 15; IV, 2,

geistlichen Führer sollte darin bestehen, diesen freien und zarten, man möchte sagen empfindlichen Geist nicht zu vertreiben, sondern im Gegenteil mehr herbeizuziehen. Diese

---

für später z. B. Burkhardt, „Die Zeit Konstantins des Großen", S. 371, wo die Zeit der Entstehung der christlichen Glaubensbekenntnisse vortrefflich geschildert wird. Die Kirche ist nicht eine Gemeinschaft aller civilisierten Menschen, oder wenigstens aller Angehörigen irgend eines civilisierten Staates; das ist der Staat, oder die ideelle völkerrechtliche Verbindung der Staaten. Sie ist vielmehr nur die Gemeinschaft derjenigen, welche einem unsichtbaren Reiche Gottes angehören und darin ihre tiefste Befriedigung neben all den ganz anderen Pflichten und Aufgaben finden, die sie mit der Welt verbinden. Und ebenso ist der Grundgedanke des Christentums nicht der, daß die Welt ein schönes Kunstwerk sei, das sich immer mehr zu einer vollkommenen Harmonie seiner Kräfte entwickle, in welcher sich alle Menschen glücklich fühlen werden, und auch nicht eine gewaltige Maschinerie, in der alles mit einer gesetzmäßigen Notwendigkeit vor sich geht; sondern sie ist eine Summe natürlicher Vorgänge, die durch den Geist Gottes und den von ihm belebten Menschengeist in ihren Wirkungen bestimmt und geändert werden können, wobei die freie That des Einzelnen, oder einer Genossenschaft von gleichgesinnten Einzelnen stets über den Naturprozeß siegreich ist. Der Gedanke des klassischen Altertums ist Versenkung in eine wirkliche, oder geträumte Harmonie der Schönheit, solange der Mensch diesen Traum behalten kann, denn mehr als ein *Traum von Wenigen*, auf Grundlage der Rechtlosigkeit und hoffnungsloser Wünsche Vieler, ist es nie gewesen. Oder dann, wenn dies dem zur Anschauung der Realität erwachten Geist nicht mehr genügt, starre, dumpfe, oder trotzige Resignation in ein unvermeidliches Menschenschicksal. Das Christentum hat diese beiden Fesseln gesprengt, sowohl die des Traums, wie die der Verzweiflung; es ist *Kampf und Sieg für Alle*, und unserer Zeit gehört es an, dies festzuhalten und die freie gewaltige That des gottergebenen Geistes nicht wieder, weder

Frage wäre wichtiger, als alle sonstige Theologie, oder alles Kirchenrecht.[1] Was wir darüber wissen, auch nur aus persönlicher Erfahrung wissen, ohne die jede Belehrung

unter die vorübergehende sinnliche Schönheit der Erde, noch unter geistlose Notwendigkeit eines angeblichen Natursystems zu beugen. Wir wollen jetzt die Menschheit wieder um eine Stufe des Denkens und Wollens vorwärtsbringen, aber auf dem historisch gegebenen Wege, der allein auch der gottgewollte und ein innerer Fortschritt, nicht einen Rückschritt zu längst Dagewesenem ist. Diese Verbindung von unabänderlicher Vergangenheit, befriedigender aktueller Gegenwart und unendlichem Fortschritt jeder neuen Generation von Menschen durch ihren freien sittlichen Entschluß zum Guten und Wahren, das ist allein und auf alle Zeiten hinaus das Christentum.

[1] Lukas XII, 10—12. Das Merkmal, ob Jemand diesen Geist habe oder nicht, gibt der Apostel Paulus negativ in I. Kor. XII, 3 an, in Übereinstimmung mit dem Worte Christi in Mark. IX, 39 und Joh. V, 19. 20. 30. Dieser Geist allein vermittelt die volle christliche Überzeugung im Menschen. Die Anerkennung Christi namentlich ist nicht eine Sache menschlicher Forschung, oder Überlegung. Matth. XIII, 16. 17; XIX, 26; XI, 27; XII, 32; XVI, 17. Joh. I, 49; III, 27. Das Verlangen dieser Anerkennung von den Menschen, so lange sie dazu noch nicht innerlich reif sind, erbittert nur. Sie müssen den von Christus selbst angegebenen Weg lehren: Mark. XI, 24. Lukas XI, 36. 46. 52; XIV, 26. Joh. VI, 63. 65; VII, 17. Eine Zeit, wie sie jetzt wieder kommt, schildert Hesekiel XXXIV, 10. 15. 18. 19. Amos IX, 14. Micha IV, 1. 2. Zephanja I, 11. Haggai II, 4—9. Sacharja VIII, 23. Malcachi III, 1—3. Jesaias XXXV, 8. Es muß aber alles von innen heraus besser werden wieder in der Welt; Gesetze, Vereine und sonstige Veranstaltungen helfen vorher nichts. „Give them the real unalterated Gospel, preached with the holy Gost and with power; that is the only way and all other ways have failed and must ever fail."

darüber nicht überzeugend ist, sondern dem Urteil des Festus begegnet,[1] ist nur folgendes:

Man kann sich zunächst diesen Geist nicht selbst erwerben, und er ist auch nicht ein angeborenes Talent, oder menschlicher Ueberlieferung zugänglich. Er ist eine an sich unerklärbare Thatsache, die von außen kommt; dann aber der beste und der einzig vollständige Beweis des Christentums; wer ihn hat, der zweifelt keinen Augenblick mehr an dessen Wahrheit.

Man muß ihn erwarten, genau wie vor 1800 Jahren.[2] Er kommt wahrscheinlich sobald die innere Disposition des Menschen reif ist, um ihn zu empfangen, und das Verlangen danach in genügendem Grade vorhanden ist; jedenfalls aber ist er eine reine Gabe Gottes. Empfangen kann ihn Jeder, Gelehrte und Ungelehrte, Jung wie Alt, Männer und Frauen. Er macht keine äußeren Unterschiede unter den Menschen.

Dagegen kennt er die Menschen genau und läßt sich nicht betrügen. Er kennt auch die, die ihn nur haben wollen, um Wunder zu thun damit, oder um zu glänzen; zu denen kommt er nicht. Auch nicht zu denen, die noch zu schwach für ihn sind und wieder abfallen würden, denn es ist schwer, ihn zum zweiten Male zu erhalten.[3]

[1] Ap.-Gesch. XXVII, 24. 25.

[2] Ap.-Gesch. I, 8; II, 2; VIII, 17. 29; X, 44; XIII, 2; XVIII, 5. 9. Joh. XVI, 13. 14,

[3] Die alten Heiden hatten ganz recht, wenn sie das fürchteten und sich oft erst auf dem Sterbebette taufen ließen. Nur verloren sie damit ein glücklicheres, besseres Leben, als sie es hatten, oder hätten haben können.

Es ist auch die allein ganz sichere Garantie für eine Unsterblichkeit.[1]

Was von unserer Seite nötig ist, um ihn zu empfangen, ist das Folgende:

Ein fester Glaube, daß es überhaupt einen Gott und einen Geist desselben gebe, durch den er bei uns auf Erden wohnen könne.[2] Ohne das ist es vergeblich, ihn zu erwarten. Manche sagen, sie können dies vorher nicht glauben; das ist bis zu einem gewissen Grade wahr; Niemand kann wirklich glauben ohne durch den h. Geist. Aber Sie müssen glauben *wollen*, es wünschen und dem *alles* andere zu opfern bereit sein. Wollen Sie das, so räumen Sie jene Hindernisse weg, die Sie noch am Glauben hindern, die ich nicht kenne, die *Sie* aber ganz genau kennen werden.

Weiter gehört dazu *Demütigung*. Man muß sich selbst genau sehen, wie man ist, und auf seine *eigene Kraft* nicht mehr zählen, sondern sich bereit stellen für den Empfang *anderer* Kraft.

Ferner empfängt man Kraft nicht unnütz, zur bloßen Beschaulichkeit, um als ein stiller Heiliger ein ruhiges und zurückgezogenes Leben zu führen, sondern zum Arbeiten, und das wollen Viele, sogar der Besten eigentlich noch nicht. Sie sind der Arbeit, die sie bisher in eigener Kraft gethan haben, müde, und mit Recht. Sie macht todmüde. Aber die Arbeit in Gottes Kraft nicht, sie belebt und stärkt.

---

[1] Galater VI, 8.

[2] Vgl. III. Mos. XXVI, 11. IV. Mos. XII, 8; XIV, 9. V. Mos. IV, 7. I. Kön. VI, 13; XVII, 18. Jeremias VII, 3. Sprüche VIII, 31.

Fürchten Sie das also nicht, aber fürchten Sie ein Leben aus eigener Kraft.

Man muß dem Geist zu folgen bereit sein. Er verträgt viel am Menschen, aber nicht Rebellion, bewußten, absichtlichen Ungehorsam, Feigheit, oder Nichtwollen dessen, was man kann und was er daher auch allein verlangt. Sofortiger militärischer Gehorsam ist notwendig, wenn man sich unter sein Kommando begibt, ohne Rücksicht auf Gegnerschaft oder Freundschaft. „Verhältnisse", die abhalten, kennt der h. Geist keine, wo er befiehlt. Dazu muß man Mut und Entschluß genug haben, selbst wenn man die Möglichkeit eines Erfolges noch nicht sieht.

Was gibt er denn dafür? Zunächst geistige und oft auch bessere körperliche Gesundheit, obwohl das letztere nicht immer. Jedenfalls aber zweierlei Dinge: Erstens eine unbeschreibliche Freudigkeit des Lebens, Freiheit von Furcht vor Menschen und Dingen, die sonst kein Mensch hat,[1] und eine Sorgenlosigkeit, die den größten Teil des irdischen Glückes ausmacht. Sodann eine Art von Feuer und Leben ohne Aufregung, das wir sonst auf allen andern Wegen vergeblich suchen. Endlich Macht über die Menschen. Es gibt einzelne Menschen ohne besondere Stellung in der Welt, jetzt wie alle Zeit, die eine Macht sind. Es geht etwas von ihnen aus, was Leben ist und Menschen folgen ihnen willig, die sonst Niemand Anderem folgen würden.[2]

[1] Ap.-Gesch. XIII, 52.

[2] Sie besitzen auch allein eine alle Hüllen durchdringende Menschenkenntnis und sehen, was Anderen verborgen bleibt, wie durch einen unzweifelhaften Instinkt. Vgl. Psalm 110 und Ev. Joh. VII, 38. 46.

Er ist aber weit entfernt von jeder äußerlichen Excentrizität, oder Uebertreibung in irgend einer Richtung; die ihn haben, können den besondern Liebhabern solcher Eigenschaften vielmehr sehr „gewöhnlich", oder nüchtern vorkommen, und die auffallenden, glänzenden Erscheinungen des kirchlichen Lebens haben ihn gewöhnlich nicht.

Was er am meisten verlangt ist völlige Lauterkeit der Absicht und Aufmerksamkeit; was ihn am sichersten vertreibt, ist Eitelkeit, Genußsucht, Geiz, Unwahrheit und Streitsucht.

Ohne diesen Geist ist es im Grunde ganz fruchtlos, von einem kirchlichen Leben, oder gar von einer Erneuerung desselben zu sprechen. Mit ihm ist ein beständiger sicherer Fortschritt dieses Lebens und aller dazu gehörigen Einsicht, sowie eine Überwindung aller entgegenstehenden Kräfte eine gewisse Sache, die alle „Fragen" erledigen kann.

„Geist voll Feuer, ohn' Ermatten,
Nie gehemmt von Zeit und Ort,
Sprich zu allen Reichen, Satten
Noch einmal dein Feuerwort.

Wecke auf die eingeschlafen,
Reiße die Bedächt'gen fort,
Treib, die Sichern aus dem Hafen,
Führ, die Suchenden zum Port.

Was die Gluth verträgt erhalte,
Schmilz die Götzen wieder um
Und erwärme jedes kalte,
Geistverlaßne Christentum."

Das Reich Gottes ist ein niemals endendes Fortschreiten, ein stufenweises Sehen dessen, was man früher nur glaubte und ahnte, ein neues Entdecken sogar von Dingen, die früher unbekannt waren. Ohne Glauben und Mut kommt man auf keiner Stufe durch; aber vorwärts muß es immer gehen; Stillstand ist stets Rückwärtsgehen, und wenn dieses Fortschreiten in einem Menschen durch Alter oder Krankheit wirklich abnimmt, so ist es nie recht vorhanden gewesen. Die Geschichte des Christentums ist bisher eine Reihenfolge von großen Thaten gewesen, die Akte des freien reinen Willens, anfänglich nur Einzelner, und gegen das gewohnte und sozusagen natürliche Geschehen gerichtet waren, daher auch fortwährend wieder neu geschehen müssen, so oft sie in die gewohnheitsmäßigen Geleise einer allgemeinen oberflächlichen Annahme zu versinken droht. Sie wird etwas Außerordentliches, ungewöhnlichen Menschen mehr als Andern Zusagendes, bis ans Ende aller Tage behalten, wobei aber doch durch das tiefere Verständnis derselben auch die große Masse nach und nach auf ein höheres Niveau der Gesittung emporgehoben wird. Etwas Abschreckenderes als die bloße „Kirchengeschichte“ gibt es dagegen kaum, und leider wurde dabei uns Germanen das Christentum als eine Formel und in einer schon bestehenden festen kirchlichen Form entgegengebracht, wenn nicht gar aufgezwungen. Erst nach und nach gelang es dem deutschen inniger gearteten Geiste, die ihm völlig sympathische ewige Wahrheit desselben unter dieser spitzfindigen griechisch-römischen Formelhülle zu entdecken, und an dieser Ent-

deckung und Losschälung arbeitet er noch heute. Aber „der Herr wird seine milde Hand wieder einmal aufthun über die Völker.“[1]

Auch das Wort Gottes sogar muß wachsen;[2] nicht etwa bloß durch vermehrte wissenschaftliche Bearbeitung, oder durch verbesserten kirchlichen Gottesdienst, sondern durch immer bessere Erkenntnis seines Wahrheitsgehaltes und Segens, der durch das Leben darnach offenbar wird. Und zwar ist das „Wort Gottes“ nicht nur die gedruckte Bibel, die wir äußerlich in Händen halten, wie es die Reformation aus Furcht vor den damals vor Augen liegenden Gefahren aller Überlieferung vielleicht zu sehr betonte. Es war viele Jahrhunderte lang für den bei weitem größten Teil der Christen unmöglich gewesen in einem geschriebenen Worte zu lesen, und doch war es vorhanden und zwar keineswegs ausschließlich in denen, die die Sprache seiner Urkunden verstanden. Am wenigsten dachte sicherlich Christus bloß an eine solche Verkündung seiner Worte, wie wir sie jetzt in der Bibel besitzen, sondern weitmehr an eine persönliche Vertretung derselben in jeder kommenden Generation durch geisterfüllte Menschen; und es ist, etwas entgegen unserer protestantischen Anschauung, anzuerkennen, es wäre eine Wohlthat, wenn jeweilen zu allen Zeiten ein gehörig beglaubigter Interpret der Wahrheit gefunden werden könnte, der zuverlässiger wäre, als die öffentliche Meinung, oder der Geist der Zeit, oder die Wissenschaft der Theologie. Gott hat

[1] Letztes Wort Blumhardts.

[2] Ap.-Gesch. VI, 7.

übrigens dafür auch immer gesorgt; und wenn gerade jetzt das Wort Gottes „teuer", d. h. selten in seiner Vertretung durch solche Menschen geworden ist, so kann sich das jederzeit so leicht ändern, wie es sich in einer noch viel hoffnungsloseren Zeit durch die Geburt eines einzigen Kindes änderte. Die Vorbedingung dazu ist stets die gleiche, nämlich: das Sehnen und Verlangen mancher aufrichtigen Herzen nach der Erscheinung weiterer Vertreter dieses wahren Idealismus.[1]

Das ist die Zukunft der Kirche, der wahren Kirche, die die, äußerlich unsichtbare, Gemeinschaft aller wahrhaft Gläubigen ist. Deren sind auch jetzt Viele vorhanden, viel mehr als 7000 auf jeden Fall, und es ist uns so wenig nötig, sie alle zu kennen, als es dem Propheten des Alten Testamentes notwendig war;[2] es entsteht daraus nur zu leicht Menschendienst und Konventikelwesen, das wenig taugt. Was aber diese immer mehr wachsende und sich innerlich veredelnde Kirche für einen geistigen Inhalt haben wird, das hat ein anderer Prophet der alten Welt mit vorahnendem Blicke gesehen, als er auf den Trümmern des zum ersten Male zerstörten Jerusalem saß.[3] Darnach müssen wir ausschauen und alles übrige bei Seite lassen.

---

[1] Lukas I, 13—16. 68—74; II, 25—30.

[2] I. Kön. XIX, 18. Ebenso ist der Naturdienst, die alte Baals-Anschauung, wieder in hohem Grade und selbst in sehr gebildeten Kreisen sichtbar.

[3] Jeremias XXXI, 31—34. Vgl. auch noch: XXIV, 6. 7. Haggai II, 9. Micha II, 13; IV, 2. 3. Hosea II, 16—25. Joel II, 25—27; III, 1—5. Amos VIII, 11; IX, 11.

Die Frage liegt jetzt wieder bedeutend tiefer, als bloß in den Differenzen der einzelnen christlichen Bekenntnisse.[1]

Wenn wir einen Blick in die Zukunft werfen dürften, so würden wir, trotz allem etwa momentan Beängstigenden, woran es ja nie gefehlt hat (vor hundert Jahren z. B.

[1] Das erste Bekenntnis der Apostel ist einfacher gewesen, als das nachmals so benannte einer späteren Zeit, und bezog sich eigentlich bloß auf Gott in Christus. Ap.-Gesch. VIII, 37; XVI, 31. Übrigens kommt es auch sogar auf eine einheitliche Vorstellung von Gott, die stets eine menschliche „Vorstellung" bleibt, nicht so viel an, als auf Glauben an ihn, als eine lebendige geistige Persönlichkeit überhaupt. Die weitere Erfassung bleibt eine stets individuelle. Daraus zog sogar ein alter Philosoph zur Zeit des Streites zwischen Arianern und Orthodoxen den eigentümlichen Schluß, die Glaubensverschiedenheit habe nicht viel zu bedeuten, denn Gott wolle auf verschiedene Weise verherrlicht werden und genieße nur um so größere Achtung, je weniger gleichmäßig seine Erkenntnis sei. Cum grano salis verstanden, ist das wahr. Vgl. Burkhardt, „Die Zeit Konstantins des Großen", S. 128. Wenn man sich vollends in die Zeiten der Dordrechtersynode, oder der Consensus-Formel zurückversetzt, so wird man heutzutage das Übertriebene und zum Teil förmlich Widersinnige dieser Art von ultra-orthodoxem Calvinismus anerkennen müssen. Diese Auswüchse wären aber nie durch die bloße Reaktion eines gesunderen Glaubens beseitigt worden, sondern dazu gehörte der Spinozismus und der moderne Rationalismus. Es ist immer noch dafür gesorgt worden in der Weltordnung, daß die Toten die Toten begraben und wird so auch in Zukunft sein. Die Lebendigen sollten sich um solche Streitigkeiten nur nicht so sehr bekümmern, sondern ihr Augenmerk auf das Wesentliche richten. „Si devant un tribunal un témoin se met à parler de ses opinions, le juge l'interrompt, en lui disant: Nous voulons savoir ce que vous avez vu et entendu." So will die Welt auch heute — und mit Recht — Zeugnisse, keine neue Dogmatik.

noch weniger als jetzt), eher sagen müssen: Thut die Pforten jetzt wieder weit auf *für Viele*; denn es werden in Kurzem „eherne Thüren und eiserne Riegel zerbrochen werden",[1] die Tauben werden wieder hören, die Elenden wieder Freude empfinden, und „die, so irrigen Geist haben, werden Verstand annehmen."[2] Denn sie *müssen* ja am Ende doch *sehen*, auf welchem Lebenswege mehr Sicherheit und Glück zu finden ist. Anders aber, als dadurch, werden sie auch sicherlich nicht mehr zu demselben bekehrt.

Noch viel weniger, als diejenigen über die Kirche und ihren ferneren Entwicklungsgang, sind uns die eigentlichen Gedanken Christi über den *Staat* bekannt. Schwerlich zwar konnte er über den damaligen Staat, sowohl den speziell jüdischen, wie er unter den halblegitimen Vasallen des römischen Weltreiches bestand, als über dieses selbst ein sehr wohlwollendes Urteil haben,[3] und etwas von dieser

[1] Jesaias XLV, 2; XVII, 11—14; XXIX, 18—24. Jetzt ist unser ganzes Leben eigentlich nach einem praktischen Atheismus eingerichtet, nachdem eine frühere Zeit vergeblich und oft in ungeschickter Weise es versucht hatte, es nach einer theologischen Schablone zu gestalten. Die „Aufklärung" hat aber nicht die günstigen Folgen eines allgemeinen Wohlbefindens gehabt, die man von ihr erwartete, und es macht sich nun zunächst eine Reaktion dagegen geltend.

[2] Jesaias XXIX, 18—20; XXX, 22; XXXV, 5.

[3] Über das römische Weltreich hatte er ohne Zweifel nachgedacht, wenigstens wenn man die Versuchungsgeschichte als einen reellen Vorgang auffaßt. Eine Beherrschung der Welt durch einen nicht römisch geborenen Herrscher war schon damals bei der Natur des römischen Kaisertums nichts Unmögliches. Ebenso sagte er ja die späteren Aufstände der Juden, sowohl die Belagerung durch

Abneigung hat auch seither immer in der früheren Kirche vor der Reformation bestanden.[1] Daß dieselbe sich dann

Titus, als den letzten Krieg des Bar Kochba gegen Hadrian, voraus. Seinen speziellen „Landesherrn" betrachtete er mit einem auffallend geringen Respekt (Lukas VII, 25; XIII, 32; XXI, 12; XXIII, 9), der nicht einmal ganz mit den oft angeführten Vorschriften des Apostels Paulus in Römer XIII, 1 und 4, harmoniert.

[1] Seit Augustin besonders bildet sich dieser Gegensatz zwischen der wahren, ewigen und gottgewollten Gemeinschaft, die für ihn nur die Kirche ist, und dem Staat, den er einmal sogar ein „magnum latrocinium" nennt, immer mehr aus, und die mittelalterliche Kirche unter den großen Päpsten war gar nicht so weit mehr davon entfernt, der eigentliche Staat mit Wahlmonarchie-Einrichtung zu sein, welcher die Fürstentümer als seine bloßen Lehen, nach allen Regeln und mit allen Konsequenzen des damaligen Lehnrechtes, behandelte. Der h. Augustin würde auch seine große Stellung in der römisch-katholischen Kirche niemals erlangt haben bloß seiner Philosophie wegen, die viele Widersprüche in sich trägt und ihn selber sicherlich nicht vor Zweifeln geschützt hat. Dagegen ist er der erste bedeutende Schriftsteller, der sich mit voller Kraft an die sichtbare, und zwar die damalige römische Kirche als eine ganz unentbehrliche Gnadenanstalt und Stütze für den schwachen und schwankenden menschlichen Geist anklammert und in derselben die allein eigentlich mögliche und wahre religiöse Gemeinschaft erblickt. Er geht so weit darin, daß er sagt: „Ohne eine kräftige Herrschaft einer autoritativen Gewalt könne die wahre Religion nicht bestehen"; ja er selbst würde dem Evangelium keinen Glauben schenken, wenn ihn nicht die Autorität der Kirche dazu bewegte. Diese unbedingte und leidenschaftlich verfochtene Kirchlichkeit hat ihm mehr, als der innere Wert seiner Schriften, sein Ansehen als der Hauptbegründer der katholischen Wissenschaft verschafft. Der h. Thomas von Aquino, der dann diese Lehren weiter ausbildete, ist ein heute sehr schwer lesbarer Schriftsteller, wobei man überdies immer denkt, an Stelle dieser ungeheuren und komplizierten „summa" des Glaubens wäre doch die einfache

dadurch mit dem Staate versöhnte, indem sie ihn geradezu zum Haupt und Regenten der Kirche machte, bildet nicht gerade ihren höchsten Ruhm, und selbst Calvin und Cromwell vermochten diese Auffassung nicht auf das Neue Testament zu gründen, das sie gar nicht enthält, sondern ihr Staatswesen, das, so kurzlebig es war, seinen Einfluß doch weit hinaus in die Zukunft erstreckt hat, war eine bewußte Nachahmung der alttestamentarischen Gottesherrschaft.

In dieser Richtung, aber freier und geistiger aufgefaßt, liegt allerdings die Zukunft des Staates. Eine „civitas Dei", ein Gemeinwesen, unter dem Gott beständig „wohnen"[1] kann, muß er werden, wenn er überhaupt

---

Formulierung dessen, was der Mensch zu seinem Heile eigentlich nötig hat, durch Micha (VI, 8) verständlicher. Daß die ersten Christen ziemlich gleichgültig gegen den Staat waren, ersieht man aus den wiederholten Ermahnungen des Apostels Paulus, der Obrigkeit, „die Gewalt hat", zu gehorchen. Im übrigen hatte auch er die Meinung, daß die ganze damalige Welt nur noch von kurzer Dauer sein werde (I. Brief an die Thessalonicher IV, 16. 17), womit ein eigentliches Interesse an ihren staatlichen Einrichtungen ausgeschlossen war. Auf diese erste Zeit der Christenheit kann man sich also zur Begründung staatlicher Anschauungen und Einrichtungen gar nicht berufen. Ebenso ungenügend freilich ist die Hegel'sche Philosophie dieses Jahrhunderts gewesen, welche der Menschheit zumutete in dem jeweilen bestehenden Staat ihren höchsten Gedanken zu erblicken, und noch unvollkommener das letzte Werk von Strauß, der mit dem mystischen Schleier, welchen er von dem Bilde Christi herunterzureißen bestrebt war, am Ende seines Lebens noch den deutschen Kaiserthron drapieren wollte.

[1] Die älteste Auffassung der Bibel ist ja die einer gewissen

eine bessere Zukunft haben soll. Darin liegt auch die einzige Möglichkeit einer Versöhnung zwischen den berechtigten Ansprüchen der beiden Gemeinwesen, in welchen die christlichen Völker jetzt leben und zwischen welchen ihr ganzes Gefühlsleben mitunter auf die schmerzlichste und nachteiligste Weise auseinandergerissen wird. Eine Auflösung dieses Gegensatzes ist nur in einer viel höheren und wahreren Kultur kommender, nicht nächstlebender, Generationen zu suchen. Ein vollständiger einseitiger Sieg jeder der beiden jetzt bestehenden Gemeinschaften, an welchen übrigens gar nicht zu denken ist, würde der wahren Kultur unheilbaren Abbruch thun.

Das Christentum hat eigentlich gar keinen „Staatsbegriff", sondern es ist, wie sein Gründer es wiederholt deutlich genug ausgesprochen hat, ein ganz geistiges Reich, das alle menschlichen, also auch die staatlichen Verhältnisse allerdings mit seinem Geiste erfüllen und durchdringen, aber sie nicht äußerlich beherrschen soll. Wo immer das versucht worden ist, ist die Kirche ein Reich „von dieser Welt", eine Art von Konkurrenz-Staat geworden, was

---

größeren Sichtbarkeit, oder Vernehmbarkeit Gottes, wie sie noch aus der Zeit des Moses verzeichnet wird. (Vgl. z. B. II. Mos. XXXIII, 11.) Es wird sogar in dieser ältesten Urkunde der Menschheit verzeichnet, wann man begann von Gott zu „predigen" (I. Mos. IV, 26), weil er nicht mehr so nahe war, als früher. Der mosaische Staat bereits sollte dem Prinzip nach eine solche „civitas Dei" sein, ist es aber vollständig auch nie gewesen und durch die Errichtung des Königtums bald, wie es der letzte priesterliche „Stellvertreter Gottes" Samuel schmerzlich voraussah, ein gewöhnliches orientalisches Sultanat mit allen Nachteilen eines solchen geworden.

noch, außer der Folge einer Vergröberung ihres geistigen Gehaltes in das Äußerliche hinein, die weitere notwendige Folge hat, daß sie freiheitsfeindlich wird; denn jede Theokratie ist ihrer Natur gemäß absolutistisch und verträgt keinen Widerspruch und keine Fortentwicklung, die doch das Grundgesetz alles Lebens ist.

Daß es eine „sittliche Weltordnung" gibt, welcher der Einzelne und das ganze Getriebe des menschlichen Daseins überhaupt unterworfen ist, können wir wissen, weil dies auf Erfahrung beruht, die Jeder machen kann und wird, der ihr zuwider handelt.[1]

Über die nähere Einrichtung dieser Weltregierung aber wissen wir nichts und sollen nichts wissen. (II. Mos. XXXIII, 18—20.) Alles was darüber gedacht und geschrieben worden ist, beruht auf Phantasie. Ebensowenig hat dieselbe irdische Stellvertreter für sich eingesetzt, die allein uns darüber authentische Mitteilungen machen können; sondern jede einzelne Seele kann und soll zu dieser Kenntnis, soweit sie möglich und ihr nötig ist, auch selbständig gelangen. (V. Mos. IV, 29.) Das ist der Kern unseres modernen Denkens gegenüber aller geistlichen Macht; und nur dadurch, daß von diesen Gedanken einer wirklichen sittlichen Weltordnung Staat und Recht, und nicht bloß diese, sondern auch Familien und andere

[1] Einen anderen Beweis dafür und für die Moral gibt es nicht, als den Versuch. Der Versuch mit dem Gegenteil, den ein Teil der jetzigen Welt wieder machen will, ist aber ein etwas kostbarer, der eine nächstkommende ganze Generation ruinieren kann.

gesellschaftliche Kreise jeder Art durchdrungen und beständig aus natürlichen zu von Gottes Geist erfüllten Verbindungen umgestaltet werden, entsteht in unserer Zeit die einheitliche „civitas Dei", die allerdings in Gottes Willen liegt, sonst nicht.

Das ist auch der einzige Weg zu einer „Idealisierung der Demokratie", die in diesem Falle das richtige „Staatsideal"[1] in heutiger Zeit ist. Denn Gott will offenbar, daß sein Wille auf Erden freiwillig und soweit als irgend möglich von Allen gleichmäßig und gleichberechtigt geschehe; wenn es ein unpersönlich gedachtes „Weltgesetz" wirklich gäbe, so würde dasselbe nicht anders heißen können als „Freiwilligkeit Aller zum Guten und Rechten." Das ist heute Gottes Meinung mit jedem Volke[2] und davon hängt das „Glück und Unglück" der Völker wesentlich ab. Es namentlich von bloßer, geringerer oder größerer, „Aufklärung" derselben zu erwarten, hat unsere Zeit bereits aufgeben müssen, oder ist wenigstens nahe daran. Aufklärung ist ein bloßes Zeitbedürfnis, für gewisse Zeiten und Völker sehr richtig formuliert, aber nicht ein oberstes Weltgesetz.

Ebenso geben wir heute den Gedanken der französischen Revolution wieder auf, daß der Staat aus lauter Individuen bestehe, die er allein zusammenzufassen berufen sei. Die „natürliche Organisation" der Menschen ist vielmehr

[1] Nicht menschliche Ideal; das ist davon zu unterscheiden.
[2] II. Mos. XIX, 5. 6.

die Familie; auch ist das Leben des einzelnen Menschen viel zu kurz, als daß er ohne eine solche Erweiterung seiner Persönlichkeit und ein Fortbauen auf einer bereits ererbten Anlage zu der Vollkommenheit gelangen könnte, zu der er berufen ist; man kann nicht immer von vorne anfangen, sondern muß auch fortsetzen können. Insofern ist die Weltordnung allerdings etwas „aristokratisch" eingerichtet; das liegt den Menschen auch tief im Blut und wird nie ganz ausgerottet werden. Künstlich ist jedoch keine Aristokratie, auch nicht die jetzt thatsächlich regierende „Aristokratie der Bildung" zu erhalten, so wenig als irgend eine andere ihr vorangegangene; sondern sie muß stets auf Wahrheit beruhen, d. h. die Besten des Volkes wirklich enthalten.

Die Generationen bilden auch stets eine auf- oder absteigende Folge. Wenn in ihnen eine gewisse Höhe der menschlichen Ausbildung erreicht wird, geht das Geschlecht in kinderlosen, oder geistlosen Individuen unter, oder es muß wieder zu dem Jungbrunnen der breiteren Volksmassen herabsteigen und den Weg neu beginnen.[1] Die Geschlechter des hohen Adels sind nur eine künstlich erhaltene, äußerliche Ausnahme hievon; ob zu ihrem wirklichen Vorteil, ist eine andere Frage.

[1] Insofern ist es sogar nicht immer gut, wenn eine Familie einen sehr ausgezeichneten Vertreter bekommt; sie kulminiert mit ihm und geht fortan wieder abwärts; Mittelmäßigkeit verspricht eine größere Dauer. Wir kennen daher, wie schon erwähnt, von den allerausgezeichnetsten Menschen des Alten und Neuen Testamentes gar keine Kinder. Entweder waren sie nicht vorhanden, oder dann nicht erwähnenswert.

Das Gesetz dieser Kontinuität, gegenüber dem ebenfalls tiefgegründeten Gesetze des Gegensatzes, und der Entwicklung durch denselben, kommt zu seiner Geltung in der Erziehung des einzelnen Menschen. Auch diese wird einer starken Revision aller ihrer Grundsätze und Methoden entgegengehen, wahrscheinlich im Sinne einer Individualisierung, statt der Gleichartigkeit der Bildung, welche das nur teilweise richtige Ideal der jetzigen Schule ist.

Alle Erziehung kann nur den dreifachen Zweck haben: nützliche Kenntnisse zu sammeln, solange der Geist noch sehr frisch zur Aufnahme derselben ist; rasch, gut und gern arbeiten zu lernen; und endlich einen auf das Edle gerichteten, gut equilibrierten Gesamtcharakter zu formieren.

Keiner dieser Zwecke ist ganz gleichmäßig für alle zu Erziehenden zu erreichen, selbst der erste nicht, da dabei doch schon frühzeitig Rücksicht auf die spätere Lebensstellung genommen werden muß; der letzte erfordert sogar ein ganz bestimmtes Eingehen auf die Individualität, wozu die jetzigen Schulen zu zahlreich und die Lehrkräfte selbst nicht genügend vorbereitet sind. Die Meisten von uns werden nicht behaupten wollen, daß sie ihren Charakter in der Schule ausgebildet haben; bei Vielen wird er daselbst sogar eher verdorben, als verbessert worden sein. Das Ideal der menschlichen Erziehung ist es auch gar nicht, ganz gleichartige Menschen heranzubilden, sondern vielmehr Originale, aber mit einer Richtung auf das Gute und ohne Egoismus.

Auch die nützlichen Kenntnisse können nicht so einfach, in beliebiger und für Alle gleicher Reihenfolge, und durch

bloße Aufnahme in das Gedächtnis appropriiert werden, sondern sie müssen durch Verarbeitung zum geistigen Eigentum werden. Davon sind unsere Schulen bis zu den höchsten hinauf weit entfernt, und es gibt jetzt wohl Niemand, der nicht mit Bedauern an einen Teil seiner Schulzeit zurückdenkt, in welcher er Dinge zu lernen hatte, welche er nachher sofort und ohne Schaden für sein Leben wieder vergaß, oder die vielleicht überhaupt keinen anderen als einen vorübergehenden theoretischen Bestand hatten.[1] Die zunehmende Nervosität des heranwachsenden Geschlechts und die großen Aufgaben, welche ihm trotzdem unabweislich gestellt sind, werden eine Erziehungsreform herbeiführen, aber auch noch nicht für die Söhne, sondern erst für die Enkel der bereits jenseits dem Mittelpunkt des Lebens Stehenden.[2]

[1] Viele Gegenstände des Schulwissens, selbst an den Universitäten, sind bloße wissenschaftliche Hypothesen, an denen eine ganze Generation ihre Zeit und Lernkraft verschwenden muß, um später zu erfahren, daß sie „überwunden" seien.

[2] Diese Abrechnung mit der Schulbildung wird sicher kommen. Fragen wir einmal: Was gibt die dermalige Schule und was nimmt sie uns? Sie nimmt uns einen sehr großen Teil unserer frohen Jugend und natürlichen Freiheit. Sie nimmt uns unsern kindlichen Glauben und unsere körperliche Frische. Sie bringt uns in die erste Berührung mit schlechten Menschen und Zuständen. Sie vernichtet, soweit es ihr möglich ist, alle Anlage zu Originalität und Genie. Sie lehrt uns eine Menge für unser späteres Leben nicht nötiger, oft auch falscher Dinge, die als solche allgemein erkannt werden, sobald wir sie verlassen haben; sie nimmt uns daher auch einen Teil des Vertrauens auf eine feststehende Wahrheit und den rechten Antrieb zur eigenen Fortbildung. Sie gibt uns

Wohin die Erziehung der Zukunft tendiert, das zeigen immer am besten die theoretischen Ideale einer Generation. Dasjenige der Zeit vor hundert Jahren hieß Freiheit und Gleichheit, oder Humanität, das der Reformationsperiode Wahrheit, das jetzige heißt Kraft; es ist immer der Ausdruck nicht eines Besitzes, sondern einer Sehnsucht nach dem, was zunächst fehlt, und daher die Frage, in welcher allein alle Ansichten zusammenstimmen.

Immer aber wird die Menschheit in jeder ihrer großen Entwicklungsperioden das, was sie eben braucht, zuerst auf vielen Wegen suchen, bis sie wieder neu entdeckt, woher es allein kommen kann, und wahrscheinlich werden daher unsere Enkel auch die Kraft wieder zunächst in dem Buche suchen, das, immer von neuem bestritten und angezweifelt, dennoch siegreich bestehen bleibt und schon vielen Generationen von Menschen die Fähigkeiten zu ihren größten Thaten gegeben hat.

---

dafür eine Anzahl nützlicher Kenntnisse, einen im allgemeinen auch nützlichen Kontakt mit anderen Menschen und Volksklassen, und im besten Falle, bei sehr guten Spezialleherrn, eine dauernde Neigung zu einzelnen Wissenschaften. Es muß in diese Wagschale schon noch etwas hineinkommen, um wenigstens das Gleichgewicht herzustellen. Ein englisches Buch sagt darüber: „I say that the highest type of a man is that, in which the purified and ennobled soul rules through an enlightened intelligence, making every faculty of the being subservient to the highest purpose, the service of humanity and of God. And all education, that falls short of this seems to me on-sided, unphilosophical and irreligious. And that is my quarrel with modern education.“

Es muß aber auch, wenn das geschehen soll, nicht bloß ein Schul- oder Kirchenbuch, sondern ein Lebensbuch für die civilisierte Menschheit wieder werden.

*
* *

„Dies Buch, das muß der Mensch nicht lesen, sondern essen;
Wer liest, der wird zu leicht, was er gehört, vergessen;
Wem aber Gottes Wort in Fleisch und Blut geht ein,
Der hat die Kraft davon und wird mit ihm gemein.
Ob du historisch weißt die Dinge nachzusagen,
Das ist ein Äuß'res nur, du mußt's im Innern tragen;
Der Buchstab macht es nicht, die Bilder töten nur,
Was Geist und Leben ist, das hat des Geist's Natur.
Das dringt durch Mark und Bein und hat lebendig Wesen,
Das spricht auch ohne Wort und macht, was krank, genesen,
Draus kommt Prophetenblick, Verstand und klarer Geist,
Der durch ein rein Gefäß auch rein auf Andre fleußt."

Excelsior.

Höher hinauf! In einem Traktat der Frau Booth wird erzählt, daß eine unbekannte Dame sie auf der Straße von London ohne weiteres mit der Frage angeredet habe, wie man zu „einer Religion höher hinauf“ gelangen könne. Ohne Zweifel war das eine der Seelen, die, ganz unbefriedigt von dem gewöhnlichen Christenwesen, von dem seltsamen Worte des Evangeliums einen tiefen Eindruck in ihr Herz aufgenommen hatte, daß das Himmelreich „Gewalt“ leidet und von denen, die Gewalt anwenden, an sich gerissen wird.

Es ist ganz unzweifelhaft, daß es auch auf dem besten und geradesten Wege zum wahren Glück des Lebens noch Stunden des Zweifels und der Angst gibt, in denen alles wieder in Frage gestellt erscheint, was in der Regel ganz gewiß ist. Manchmal kann einem sogar das ganze Christentum fast zuwider werden, und sehnt man sich aus einem Leben heraus, das gar nicht nach dem heißen Wunsch der Seele gelingen will, sondern überall und immer neu auf Hindernisse von innen und von außen stößt.[1] Daraus

[1] Hiobs Klagen in Kap. VII des merkwürdigen Buches sind von ergreifender Wahrheit der Empfindung. Vgl. auch die ausgezeichneten Briefe in „The life of Mrs. Booth“ II, 183. 397.

entsteht diese Sehnsucht „höher hinauf“ oder dann — das ist auch sehr möglich — der Gedanke „tiefer hinunter“, in die kirchliche Hypnose, ganz nur in die Werkthätigkeit für irgend einen einzelnen „Zweck“, oder in die Konventikel und Parteien, mit Verzicht auf die selbständigen Gedanken, die einst die Seele mit der lebenskräftigen Verheißung eines viel besseren Zustandes erfüllten.[1] Das ist der tiefe Schmerz, der den Apostel Paulus bei dem Anblick seiner Gemeinden in Galatien und Korinth ergriff und einen so sprechenden Ausdruck in noch vorhandenen Briefen gefunden hat, daß man dieselben noch heute an einzelne christliche Kongregationen richten könnte,[2] die sie dem Buchstaben

[1] Das ist der Fall derer gewesen, die „zurückgingen“, nach Ev. Joh. VI, 66. Es gibt keinen Menschen, der nicht manchmal nahe daran ist, alles aufzugeben, was über die Gewöhnlichkeit hinausgeht, wobei oft gerade dann ein Sieg vor der Thüre stand. (Lukas XI, 24. I. Sam. XXVII, 1.) Das sind die allergefährlichsten Augenblicke des Lebens, aber auch die besten, denn dann ergeht der Aufruf Gottes an dich zu einem „Vorwärts“, dessen Bedürfnis zuerst in der Seele dadurch erweckt werden mußte, daß ihr all ihr bisheriges Haben als ungenügend gezeigt wird. Dann heißt es also nicht verzweifeln, sondern vielmehr einen neuen Anlauf nehmen. Phil. III, 13—15. Das Alte ist vergangen, es will etwas Neues kommen. Dieser Fortschritt des Glaubens und Lebens ist aber nicht ein vermehrtes Wissen, oder Denken, sondern es tritt, oft unter heftigem Widerstand und Schmerz, etwas Thatsächliches hinzu. Man merkt ganz deutlich jetzt ist es anders geworden, man kann, was man früher nicht konnte, und hat etwas plötzlich, was man lange Zeit vergeblich suchte, oder bloß zu haben meinte. Die h. Schrift vergleicht es daher öfter ganz gut mit einer Geburt.

[2] Dieses „immer wieder von vorne anfangen“ bei den Anfangsgründen des christlichen Lebens bespricht auch der Brief an die Hebräer,

nach zwar wohl kennen, aber nicht auf die jetzigen Zustände anwenden.

Der natürliche Mensch ändert sich eben nicht, — er bleibt ein Egoist und ein Genußmensch — darin hat der Materialismus und Pessimismus vollkommen recht und er wird auch durch Bildung nur raffinierter, nicht besser. Aber neben ihm kann durch Gottes Kraft ein anderer aufwachsen und erstarken, der ihn beständig bekämpft und unterdrückt und zuletzt zum allmähligen Absterben bringt, während er sich selber immer stärker und freudiger in Gottes Gemeinschaft hineinlebt.

Das ist der wirkliche Verlauf der menschlichen Verbesserung, wie ihn ja auch jedes christliche Unterrichtsbuch lehrt;[1] aber wir sind in der Jugend meistens von unseren

besonders V, 12; VI, 1—6. Manchmal ist es die Folge eines ehrgeizigen Vorauslaufens. Hebr. V, 4.

[1] Auch der berühmte Traktat Wesleys „A plain account of christian perfection" hat diesen Sinn, doch ist er nicht klar genug ausgedrückt. Mit vollem Recht sagt Wesley in dieser Schrift, die einiges sehr Gute unter einem großen Ballast von Überflüssigem und Oberflächlichem enthält: „The ground of thousand mistakes is the not considering deeply that love is the highest gift of God . . that all visions, revelations, manifestations whatever are little things compared to love. There is nothing higher in religion, there is, in effect, nothing else. Settle it then in your heart, that from the moment God has saved you from all sin, you are to aim at nothing, but more of that love described in I. Cor. XIII. You can go no higher than this, till you are carried into Abrahams bosom." Das ist ungemein wahr, die Wahrheit selbst für die, welche „höher hinauf" wollen, aber übersieh nicht die Einschränkung, welche Fletscher in seiner „practical application to various classes of Christians" folgen

Religionslehrern so verkehrt behandelt worden, und unsere ganze moderne Bildung ist der christlichen Religionslehre so grundsätzlich entgegengesetzt gewesen, daß wir diese Wahrheit gewöhnlich erst spät im Leben, als etwas Neues und Seltsames, durch vielfache Erfahrung kennen lernen. Und wir fürchten sogar, viele unserer heutigen Gebildeten gehen

läßt: „He, who had slain the lion and the bear, He who had already done so great things for you, has now crowned all His blessings by slaying the Goliath within. Aspiring, unbeleaving self is fallen before the victorious son of David. The carnal mind is cut off, the circumcision of the heart through the spirit has fully taken place in your breast, the kingdom of God is now established in you.“ Es ist der größte Selbstbetrug der jetzigen Christenheit, daß sie so viel von Liebe spricht, zu der sie noch ganz und gar nicht fähig ist. Wenn Jemand beginnen will mit Liebe, bevor seine Selbstsucht gründlich mit der Wurzel ausgerottet ist, was nur auf schweren Wegen und niemals durch eigene Kraft, geschehen kann, dann bleibt diese Liebe ein schwächliches, schüchternes Zwerglein gegenüber dem gewaltigen „Gesetz der Selbsterhaltung“ und verschwindet nach und nach wieder gänzlich aus dem Leben; oder sie nimmt ihre Kraft aus der Selbstsucht und gereicht dem Menschen damit erst recht zum Verderben. An dieser „christlichen Liebe“, die zu früh gepflegt und ausgeübt werden will, bevor sie auf völlig sicherem Boden wachsen kann, und die dann eine großartige Selbsttäuschung wird, gehen ebensoviele Menschen innerlich zu Grunde, wie am Unglauben, und sie ist für die Ungläubigen stets der evidenteste Beweis, daß es mit dem Christentum überhaupt nicht weit her, sondern bloß auf eine Selbsttäuschung und Täuschung Anderer abgesehen sei. Es ist der Grund, warum viele Leute mit gutem Willen nicht vorwärtskommen, geschweige denn „höher hinauf“, wozu sie gar nicht befähigt sind. Es sind daher auch manche Briefe des Apostels Paulus, z. B. der Epheser und Philipper, viel zu hoch für viele Leser.

durch das Leben, ohne darüber jemals mit sich selber ganz ins Reine gekommen zu sein.

Ein großes Hindernis auf dem Wege „höher hinauf" ist aber auch umgekehrt die Selbstquälerei, der viele strebsame Menschen wenigstens zeitweise anheimfallen, wenn sie nicht Geduld, auch mit sich selbst, üben können. Damit werden sie dann sich und Anderen zur schweren Last, zumeist gerade denen, denen sie sehnlichst zu gefallen wünschten.[1] Die Grundlage dieses Fehlers ist nicht immer Eitelkeit, oder Mangel an nützlicher Beschäftigung, auch nicht einmal immer Neurasthenie, obwohl dieselbe damit in der Regel verbunden ist, sondern einfach Mangel an einer gewissen Selbstzucht, die auch den edelsten Ehrgeiz, den nach dem sittlich Vollkommenen, zu zügeln weiß. Vielfach tragen aber auch die mißverstandenen, übel angewandten, oder in der Anwendung übertriebenen Schriften einzelner Führer eine gewisse Mitschuld, und in dieser Hinsicht sind Thomas a Kempis, oder Wesley für Manchen nicht ganz die richtigen Leiter zu jeder Zeit. Wenn in irgend einem Punkte eine Vergleichung zwischen dem erfolgreichen Streben nach dem höchsten Ziel mit demjenigen nach den gewöhnlich erreichbaren Zielen des

[1] Hunderte von Briefwechseln und Tagebüchern, die oft sehr mit Unrecht später von denen veröffentlicht werden, um eine müßige Neugier zu befriedigen, die im Leben diesen armen, stets suchenden Seelen nicht helfen konnten oder wollten, geben davon Zeugnis. Tagebücher sind fast immer ein Zeichen einer nicht völligen geistigen Befriedigung und Gesundheit; ein ganz gesunder Geist weiß seine Zeit besser anzuwenden, und hat einen lebhaften Widerwillen gegen alle Selbstbespiegelung.

Menschenlebens gezogen werden kann, so ist es die, daß ein „wohl equilibrierter", d. h. ein mit gesundem Menschenverstand, Willenskraft, Begeisterungsfähigkeit und natürlichem Widerwillen gegen alles Ordinäre ganz gleichmäßig ausgestatteter Geist auch in dem „Reiche Gottes" die besten wirklichen Fortschritte machen wird.

Man kommt in einer gewissen Periode des inneren Lebens weiter, wenn man denkt, die menschliche Natur ist gut und zum göttlichen Leben bestimmt, wir wollen sie ausbilden, als wenn man immer bloß an ihrem Elend klebt. Es mag sein, daß sie grundverdorben ist und nur durch Gnade gerettet wird; wir glauben es selber, im Gegensatz zu den Humanisten und Ethikern, die nichts ausrichten, weder an sich noch an Andern, weil sie daran nicht glauben können. Auf einer höhern Stufe aber muß man auch Vertrauen zu sich haben können und sagen: Jetzt vorwärts und mit Entschiedenheit noch „höher hinauf".

I.

Der Weg „höher hinauf" ist vorhanden und kann gefunden werden; es ist aber nicht etwa Ekstase, Nervenerregung, oder irgend etwas Äußeres, wie Fasten, übermäßiges Beten, Wallfahren zu „Gnadenorten" (deren es keine besonderen im wahren Reiche Gottes gibt) oder Gewissensführern, sondern zuerst: größere Treue,[1] als

[1] Diesen Weg schlugen die Jünger ein, die blieben, und dazu wurde auch Petrus wiederholt noch ermahnt. Joh. VI, 68; XXI, 15. 18. 22. Die sieben Sendschreiben der Offenbarung Johannis

Andere sie haben, in dem Einfachen und klar Vorgeschriebenen des Christentums, sodann mehr Liebe als sie gewöhnlich auch in den christlichen Kirchen sich findet,[1] und endlich völlige Gelassenheit.

Darüber sagt Bernières-Louvigni:[2]

„Das menschliche Leben ist elend und jämmerlich; wir sehen Gott gleichsam nur hinter einem Vorhange. Unser wahres Leben besteht in dem heiligen Umgang mit dem gegenwärtigen Gott, wodurch die Seele in einer süßen Ruhe befestigt und mit tiefem Frieden erfüllt wird. Wir

---

und die ganze Vision selbst haben offenbar keinen andern Zweck als dazu aufzufordern.

[1] Der reiche Jüngling wollte auch höher hinauf, kannte aber die Bedingungen dazu so wenig, als die heutigen Reichen sie gewöhnlich kennen. Lukas XVIII, 22. Nur sind unsere jetzigen Kirchen meistens so gefällig sie ihnen leicht zu machen, sonst wären wenig Reiche fromm.

„Herr, deine Furcht besitz' ich lange,
In deinem Weg bin ich geübt,
Und doch ist mir noch oft so bange,
Ich hab' dich nie genug geliebt.
Die Liebe kann allein zerstören
Was meinem Heil im Wege steht,
So wolltest du mein Seufzen hören,
Das dich um nichts als Liebe fleht."

[2] Jean de Bernières-Louvigni war ein französischer Edelmann aus der Normandie, geb. 1602. Er führte nach einer kurzen Beamtenlaufbahn als königlicher Rentmeister zu Caen ein stilles Leben der Betrachtung und Wohlthätigkeit. Was von seinen Ansichten bekannt ist, ist größtenteils Briefen entnommen und wurde im 17. Jahrhundert in Frankreich ziemlich viel gelesen. In Deutschland wurde er hauptsächlich durch Tersteegen bekannnt gemacht, gehört aber auch jetzt noch zu den wenig gelesenen Schriftstellern.

müssen keine Sache, auch kein gutes Werk unternehmen, ohne einen Beruf dazu zu haben, oder ohne daß Gott die Bewegung dazu gibt. Darum müssen wir ihn um die Erkenntnis seines Willens bitten und willenlos auf seine Winke warten. Solche Geschäfte lassen keine Bilder in der Seele zurück."

„Man bemüht sich die Ruhe in der Arbeit zu haben, die man in der Einsamkeit und im Gebet empfindet, Maria und Martha zu verbinden; aber das ist unserer Schwachheit nicht so schnell möglich. Erst nach längerer Übung der Treue schickt Gott der Seele eine solche Erhabenheit über sich, daß sie auch unter den Beschäftigungen die Abgeschiedenheit, den Frieden und die Freiheit des Geistes bewahren kann."

Oder an andern Stellen: „In den Geschöpfen findet man Gott nicht so, wie er sein soll. Er ist zwar auch in denselben, die Seele kann ihn auch da finden; aber im Grunde unseres Geistes und Willens ist er auf bessere Weise gegenwärtig."

„Haben wir durch Fehler die Vereinigung mit Gott unterbrochen, so müssen wir nur sogleich wieder zu ihm zurückkehren, ohne lange mit Beunruhigung darüber Leid zu tragen." Es ist klar, daß eine solche Vorschrift nur für die „Religion höher hinauf" paßt; da aber ist sie vollkommen richtig.

„Ich fürchte zuweilen zu nachlässig zu sein und zu wenig zu thun, erfahre aber immer, daß Gott für alles sorgt, auch ohne daß ich daran denke." „O liebe Überlassung, wer dich besitzt, der empfindet die Entzückungen

einer großen Freiheit des Geistes; du bist die allerbeste Gemütsverfassung. Wer kann es sagen, wie Großes du im Innern bewirkst?" Zu den gelassenen Seelen spricht der Herr oftmals (wie zu der h. Katharina von Siena): „Denke für mich, ich will für dich denken."

„Die Seele wird mir beunruhigt bleiben, bis sie entschlossen ist, alles zu verlassen, was nicht Gott ist. Welch ein Schauspiel ist ein Christ, umgeben mit Kreuz und Leiden, wie mit Lanzenspitzen,[1] und dennoch fest und friedsam in Unterwerfung unter Gottes Wohlgefallen!"

„Das Gebet fördert zwar die Heiligung, aber das Kreuz vollendet sie; wir möchten uns wohl gern im Gebet üben und die Süßigkeit der Betrachtung genießen; aber leiden wollten wir nicht. Das ist ein Betrug."

„In dem Stande der Dunkelheit erkennt sich die Seele fast nicht mehr. Obgleich sie sehr ergeben ist, weiß sie es doch nicht, weil sie die Gleichförmigkeit ihres innersten Willens mit Gott nicht sieht, sondern nur den Widerspruch und die Widersetzlichkeit der Natur und Sinnlichkeit; so gerät sie in Zweifel über ihren Stand und mißfällt sich ganz und gar, obwohl sie Gott ganz wohl gefällt, denn in dieser Dunkelheit erweist sie eine größere Treue, als mitten im Stande des Lichts."

So viel ist ganz gewiß, daß zwar Zustände voller Licht und Freudigkeit und wieder von Dunkelheit und

[1] Das gleiche Bild kommt schöner in der altisraelitischen Poesie vor, wo die Seele mit einer Rose verglichen wird, die sich ganz gerade halten muß, weil sie von Dornen umgeben ist, die sie sonst verletzen würden.

Selbstvernichtung in unserer Seele abwechseln, solange wir leben, und daß unser inneres Leben nicht gesund wächst, sondern leicht in einer Täuschung befangen ist, wenn allzu lange nur der eine Zustand herrscht. Aber der auf Gott gerichtete Wille und die in der tiefsten Seele festgewurzelte Übereinstimmung mit ihm ist dennoch eine Vollkommenheit, die möglich ist, und aus der die immer zunehmende Ruhe des Geistes erwächst, welche der Prophet Jesaias das „Land der Vermählung" genannt hat, in das, nach großen Wüstenwanderungen, die Seele endlich doch dauernd eingeht. Es ist ein Seelenzustand, in welchen der sich stufenweise läuternde Mensch noch auf der letzten Stufe seines irdischen Daseins gelangen kann, und welcher dann den völlig natürlichen Übergang zu einem ferneren höher organisierten Leben bildet. Es ist dies der Zustand, in welchem kein Widerstreit gegen das Gute und Wahre in ihm selbst mehr besteht, sondern alles Widrige nur noch von Außen her an ihn gelangt, im Innern aber bereits der volle Friede mit Gott und dadurch auch mit sich selbst eingetreten ist, welchen die „Gottlosen" nicht kennen und nicht genießen können. In dieses Land gelangt man nach der letzten großen Schmelzung in einem „feurigen Ofen" der Anfechtung und des Unglücks, sofern sie im Glauben an Gott überwunden worden ist und alle Bestandteile menschlicher „Eigenheit" so vollkommen ausgeschieden und verzehrt hat, als es in diesem Leben überhaupt möglich ist.[1]

[1] Jesaias LXII, 3—5. Jeremias XXXIII, 3. Röm. VI, 22. „O meine Seele, sieh auf nichts mehr, als auf das Wohlgefallen

Dieses Land Beulah, von welchem der Prophet spricht und das dann Bunyan in seiner Pilgerreise, in dem Kapitel XVI, so freundlich beschreibt, ist jedenfalls eine Realität, aber von ganz eigentümlicher Art, und es ist zu bezweifeln,

---

Gottes, thue was er will und verachte alles Übrige. Diene Gott nach seiner, nicht nach deiner Weise" (Louvigni). Damit kommst du wirklich „höher hinauf", sonst bleibst du in den Thalgründen der gewöhnlichen Religiosität, in denen sich die Christenheit schon seit zwei Jahrtausenden bewegt, ohne das eigentlich erreicht zu haben, wofür ihr Stifter den Tod erlitten hat. Nur die Frömmigkeit und Werkgerechtigkeit, wie sie jetzt durchschnittlich besteht, hätten die damaligen Pharisäer gerne gelitten, und gegen das kühle und ganz formale Christentum unserer oberen Klassen hätten auch die Sadducäer und die Römer nichts einzuwenden gehabt. Es handelt sich auch in der kommenden theologischen *Theorie* nicht sowohl mehr darum Christus gänzlich von der Menschheit zu trennen und für seine allerdings einzigartige Person in eine unnahbare Höhe zu rücken, alle Menschen hingegen bloß auf „sein Verdienst" anzuweisen, als ob sie das allein mit mechanischer Wirkung retten könnte. So wahr die Idee der Versöhnung durch Christus, ja sogar die sogenannte „Blutgerechtigkeit" der Brüdergemeinde, innerlich aufgefaßt, ist, so viel hat sie verschuldet an dem Stillstand der Kirche, durch ein bloß äußerliches Bekenntnis dazu und einen sehr bequemen Verlaß darauf. Es ist ganz wahr, daß Christus das Böse in seinem tiefsten Prinzip aufgesucht und durch seine Lebensthat für die Menschheit überwunden hat, was auch ohne Leiden und Sterben gar nicht möglich gewesen wäre, und daß wir *nur* seine Nachfolger, nicht seine Fortsetzer im Sinne einer Weiterentwicklung seines Werkes sein sollen. Aber das *können* wir auch, und es *könnte* bei den heutigen Menschen *viel mehr* an Kraft und Gottesnähe vorhanden sein, als dies jemals seit dem apostolischen Zeitalter der Fall gewesen ist. Lied 534 der Brüdergemeinde, Vers 2.

daß sehr Viele aus eigener Erfahrung davon reden.[1] Denn man gelangt dahin nur durch eine sehr traurige Zeit, welche die Mystiker des Mittelalters „die Wüste der Vernichtung" nennen, und der ständige Aufenthalt darin ist gewöhnlich ein so kurzer, in Bälde von dem völligen Scheiden aus diesem Leben gefolgter, daß den Meisten, die es je betreten haben, weder Lust noch Zeit blieb, es irgendwie eingehend zu beschreiben. Einzig das kann mit Sicherheit gesagt werden, einerseits, daß es ein solches Land gibt, andererseits, daß der Weg zu demselben vollständiger Gottesgehorsam bis in die allerkleinsten Dinge hinein ist, und daß namentlich vollständige innere Überwindung aller Eigenliebe und aller Genußsucht dazu notwendig gehört. Das ist aber für die meisten Menschen, welche die menschliche Natur einigermaßen kennen gelernt haben, schon mehr als genug, um alles weitere nicht mehr anzuhören, sondern als finstere und unmögliche, wenn nicht gar heuchlerische Glaubensüberspanntheit zu verwerfen; und in der That liegt diese Gefahr äußerst nahe. Denn der „alte Mensch" erfindet immer neue Vorwände und Blendwerke, um den Forderungen, die an ihn gestellt werden müssen und nichts weniger als seine gänzliche Vernichtung bedeuten, auf irgend eine Weise noch zu entgehen, oder irgend ein Simulacrum durch die Mittel und Wege herzustellen, welche u. a. den Jesuitenorden zu einem so furchtbaren Werkzeuge der Selbsttäuschung gemacht haben. Denn derselbe erreicht etwas

[1] Das Ev. Joh. I, 51 und Lukas XI, 36 meint es, und merkwürdiger Weise geben die Poesien Clemens Brentano's, der weit davon entfernt war, mitunter den deutlichsten Eindruck davon.

äußerlich ganz Ähnliches mit völlig ähnlichen Mitteln, und es mag nicht wenige seiner Glieder geben, die im Ernste glauben, auf dem allein rechten und geraden Wege zum wahren Frieden der Seele zu sein. Wie es denn auch andererseits vielleicht nicht viele Leute gibt, die diesen viel besprochenen Orden, der sich „eine freie Gesellschaft freier Männer" nennt, völlig zu verstehen im stande sind, ohne zu ihm zu gehören.

Hier liegt die größte Gefahr, welcher der zum Höchsten strebende Mensch auf seinem letzten Lebenswege begegnet, und der er nur widerstehen kann,[1] wenn er sich ganz unbedingt und fest an das „Wort Gottes" hält. Es ist wohl wahr, daß wir auch dieses Wort nur durch menschliche Überlieferungen besitzen, und es sind auch jederzeit Menschen berufen, es auf die jeweilen vorhandenen Verhältnisse verständig anzuwenden. Das ist selbst die Meinung Christi mit der Berufung Petrus, und nicht nur desselben, sondern aller Jünger damaliger und künftiger Zeit zu diesem Amte gewesen,[2] und ohne menschliches Irren geht es dabei nicht ab. Aber es wird sich Niemand dem Eindruck entziehen können, der sich überhaupt die Mühe geben will, es ernstlich

[1] Die alte Welt hatte an diesem Punkte ihre Einweihungen in Mysterien. Vgl. Burkhardt, „Die Zeit Konstantins des Großen" S. 190. 194. 202. Daß wir von allen diesen Geheimdiensten durch Christus zu einer einfachen, für Jedermann offenen Religion zurückgeführt worden sind, dafür können wir Gott nicht genug alle Tage danken, mit dem festen Vorsatze, sie nun auch in der Welt dauernd gegen alle neuen Abirrungen davon zu erhalten.

[2] Matth. XVI, 19; XXIII, 2—11; XXVIII, 19. 20. Lukas XXII, 32.

kennen zu lernen, daß in diesem geschriebenen Worte nichts liegt, was das Wachstum des Geistes in der Seele hindern könnte, wohl aber etwas, was dasselbe kontrolliert und was durch keine andere menschliche Einrichtung, weder kirchlicher noch schulmäßiger Art ersetzt werden kann. In der Verbindung des historischen Wortes Gottes[1] mit dem Geiste Gottes, der zu allen Zeiten gleich gegenwärtig ist in jedem, auch einem heutigen Menschenleben, und es in alle Wahrheit, die ihm nötig ist, leiten will und kann,[2] darin liegt das „System" der christlichen Kirche als Ganzes, wie der individuellen christlichen Lebensführung. Eines oder das andere allein führt zur Schwärmerei, oder zum Stillstand, und jedenfalls nicht „höher hinauf." Das aber ist es, was die jetzige Welt wieder ernstlicher verlangt; sie will weder irgend ein neues, in neue Formen gekleidetes Kirchentum,

[1] Wozu wir aber auch das Alte Testament zählen; wer dasselbe nicht kennt, ist stets in Gefahr, das Neue willkürlich auszulegen und jedenfalls nicht historisch, als eine Thatsache, die allein eine unumstößliche Gewißheit gibt, aufzufassen.

[2] Ev. Joh. XVI, 13. 25. I. Mos. I, 27. II. Mos. XXXIII, 12. 17. Jesaias LXII, 5. Lied 785 der Brüdergemeinde. Es gibt einzelne Augenblicke, die ganz unversehens in jedem wohlgeführten Menschenleben kommen (nicht immer infolge von besonderer Andachtsübung, sondern oft mitten in der Arbeit), in welchen an die Seele plötzlich und deutlich die Frage I. Kön. III, 5 gestellt wird. Wer dann mit voller Überzeugung von der Nichtigkeit und Unzulänglichkeit aller andern Güter Gottes beständige Freundschaft allein wählen kann, der hat den größten Fortschritt seines Lebens gemacht. Solange er aber das nicht kann, oder noch Unschlüssigkeit in ihm vorhanden ist, ist er ebenso gewiß noch nicht ganz geeignet für eine „religion higher up."

noch eine neue, oder alte noch so geistreiche Dogmatik, noch eine neue „Theologie", als Wissenschaft gedacht, überhaupt, sondern einfach Weg und Kraft zu einem guten und glücklichen Leben.[1]

Es ist offenbar, daß dieser Geist, der zu dem Worte, das wir haben, hinzukommen muß, eine Gabe ist; man kann ihn nicht in sich erzeugen, oder gar durch äußerliche Maßnahmen, wie die Pythia auf dem delphischen Dreifuß, oder Formeln der Herbeirufung heranzwingen, und noch viel weniger etwa gar „verleihen."[2] Er ist ferner eine Macht über die Menschen, die man sonst nicht zu erwerben und mit keiner Gelehrsamkeit, oder

[1] II. Mos. XIX, 4—6. Es ist nicht möglich alles mit Grundsätzen zu bestimmen, dazu ist das Leben viel zu kompliziert und das beste dieser Art reicht nicht für alle Fälle aus. Namentlich ist die richtige Verbindung und Abwechslung von Energie und Geduld, Handeln und Warten nie anders als rein praktisch zu treffen, durch einen Geist, der uns dazu anleitet und den wir durch Glauben an ihn erfassen. Daher sind auch die Idealisten ohne Glauben in dieser Welt schlimm daran. Jedermann mißbraucht sie ungestraft und ohne alle Scheu; sie selbst empfinden sich wehrlos dagegen, beständig getäuscht von Menschen, denen sie ganz vertrauten, und versinken meistens zuletzt in Menschenscheu, oder Verbitterung. Zu einer solchen Rolle ist kein Mensch stark und ausdauernd genug in der heutigen Zeit.

[2] Ap.-Gesch. I, 24; VIII, 20; X, 44; XIII, 2; XVI, 17; XIX, 13. Ohne ihn können wir überhaupt nicht vollkommen wahr denken und reden; es haftet dem rein Menschlichen immer etwas Gebundenes und Ungewisses an. Ebenso sind alle bedeutenden Menschen hie und da gegen ihren Willen genötigt Worte dieses Geistes auszusprechen und damit Zeugen der ewigen Wahrheit zu werden. (Kaiphas, Napoleon I., Bismarck, Crispi.)

Beredsamkeit auszuüben im stande ist. Er ist nicht die Wahrheit und die volle Überzeugung davon;[1] diese hatten z. B. die Apostel schon vorher; er ist auch nicht der Glaube in seinem vollen Umfange;[2] er ist die Macht und Gewalt zum Guten.[3] Fragt man, wie diese Macht kommt, so können wir es nicht sagen; sie ist plötzlich vorhanden und kann auch ebenso plötzlich wieder verschwinden, und was wir von Vorbereitung und Eignung dazu wissen, ist bloß das, daß sie keine anderen Mächte, die den Menschen beherrschen, neben sich leidet.[4] Im Zweifel aber kann

[1] Math. XVI, 17. Joh. VI, 69.

[2] Joh. XV, 26; XVI, 13. 31. Die Jünger hatten das Zeugnis von Christus selbst „Jetzt glaubet Ihr", verließen ihn aber doch und schlossen sich ein „aus Furcht vor den Juden", bevor sie diese Macht bekamen. Das Geheimnis der Macht ist die volle Überzeugung der Andern, daß keine Selbstsucht mehr dabei sei. Daher hat manche einfache Großmutter eine Macht besessen, die kein anderer Mensch mehr über uns gewann.

[3] Vgl. Richter V, 31. Psalm XIX, XXXIII, LXVIII, LXIX. Jesaias LI, 9. Daß es auch eine solche zum Bösen, Menschen mit dämonischem Zauber ihres Wesens gibt, das ist uns nicht zweifelhaft, obwohl es besser ist, dem einfach negativ gegenüberzustehen und sich in keiner Weise auf eine Bekanntschaft damit einzulassen.

[4] Frau Booth, die in unserer neuesten Zeit diese Macht über viele Menschen in hohem Grade besaß, nennt diese Voraussetzung in einem ihrer französisch übersetzten Traktate „La foi obéissante" und sagt darüber: „Tant qu'il restera en vous la moindre trace d'insubordination, ou d'envie de raisonner, ou le moindre vestige de révolte, même déguisée, vous n'atteindrez rien. Ce don est un don choisi, qu'il réserve à ses serviteurs de choix, à ceux, qui le servent de tout leur coeur." Der Geist lehrt nur die Willigen, die Unwilligen dagegen machen sich selbst einen passenden Glauben zurecht, der dann etwa „Vermittlung", oder „moderne

Niemand sein, ob er diesen Geist besitzt oder nicht; er erfährt es nicht bloß in dem Verhalten der andern Menschen, welche diese Macht empfinden, sondern auch durch einen völlig anderen Einblick in Menschen und Dinge in ihrer Wesenheit, und nicht am wenigsten in einer Freudigkeit und Kräftigkeit der ganzen geistigen, ja selbst der körperlichen Organisation, die ihn in einem Augenblicke, oft sogar unmittelbar nach Zeiten tiefer Depression, erfüllen kann. Wir zweifeln nicht, daß dieser lebenschaffende Geist auch dasjenige in uns ist, was den Tod überwindet und ein neues Leben möglich macht, mit anderen Worten eigentlich das, was von dem bisherigen Leben nicht sterben kann, weil es demselben nicht angehört. Es ist dies wenigstens die einzige „Erklärung" einer Unsterblichkeit, die gegeben werden kann, und wer ihn hat, der wird so wenig mehr an ihr zweifeln können, als er an seinem jetzigen Leben zweifelt.

Es ist überhaupt nicht eigentlich ein Glauben mehr, sondern ein Stück Schauen, wenigstens ein lebhaftes Erleben und Empfinden von etwas, was über das kurze Leben und Wesen dieser Welt hinausreicht.[1] Es ist offenbar

---

Weltanschauung" genannt, und von der Welt auch gern acceptiert wird, obwohl Jeder im Grunde gut genug weiß, daß es bloß Menschenwerk und Menschengefälligkeit ist.

[1] Dante, Paradiso I (Übersetzung von Pochhammer):

„Auch Glaucos hat die Weise,
Wie Gott er ward, als in die Flut er schwand,
Nicht kundgethan. So kann, was mir geschehen,
Nur der, dem gleiche Gnade ward, verstehen."

Vgl. auch Paradiso VII, 58—60 und Lied 138 der Brüdergemeinde

der Glaube, den Christus selber hatte und von dem er sagen konnte, er habe damit nicht nur die Welt überwunden, sondern er sei damit auch eines Wesens mit Gott selbst.[1] Viele unter uns sind versucht, die Juden zu entschuldigen, die das nicht glauben konnten, und darin bloß eine ganz ungeheuerliche Prätention, oder Selbsttäuschung erblickten;[2] es trat damals zum erstenmal deutlich der Konflikt zwischen der unteren, gewöhnlichen Religion der Zeitperiode und einem originalen „höher hinauf" zu Tage, der seither die ganze Kirchengeschichte beherrscht hat. Dennoch sind sie nicht entschuldbar; denn verkennen läßt sich dieser Geist nicht,[3] sondern es ist nur möglich, ihm zu widerstehen, dann aber auf die Gefahr seines ganzen geistigen Lebens hin, weil dies stets mit Bewußtsein und mit Wollen des Frevels geschieht, der darin liegt.[4] Das ist auch heute noch so, und es folgt bei den Einzelnen zuerst Haß alles Guten, sodann Wahnsinn in ausgesprochener oder weniger ausgesprochener Form daraus,[5] bei den Völkern dagegen jenes sonst unerklärbare und unaufhaltsame Unglück, das seit den Zeiten, in welchen sie dem Geiste der Wahrheit ins Angesicht wider-

---

[1] Ev. Joh. X, 30.

[2] Ev. Joh. III, 4; X, 33.

[3] Sogar auf Pilatus und auf den rohen Söldnerhauptmann wirkte er. Ev. Joh. XVIII, 38; XIX, 12. Matth. XXVII, 54. Nur auf Herodes und sein „Hofgesinde" nicht. Lukas XXIII, 11.

[4] Ev. Matth. XII, 30—32; XVIII, 7.

[5] Dieser Beispiele gab und gibt es zur Genüge, seit Judas und Julian bis zu Nietzsche; sie sind Jedem auch mehr oder weniger aus der eigenen Umgebung bewußt.

standen und seine Zeugen kreuzigten oder verbrannten, wie ein Fluch auf ihnen lastet.

Äußerlich zeigt sich diese Macht, abgesehen von dem ungesuchten Einfluß auf die Menschen, der das Kennzeichen der wahren Größe ist, ganz besonders in der Kraft des Gebets, das dann, aber auch dann allein, wenn es nicht aus unserem eigenen Geiste geschieht, eine ganz reelle Kraft ist, die Dinge ändern kann, welche sonst, nach dem gewöhnlichen Verlauf, den man den „natürlichen" nennt, nicht zu ändern wären. Davon weiß Jeder, der das einmal erfahren hat, deutliche Beispiele aus seinem eigenen Leben anzuführen, und es ist dies auch durchaus der Lehre der h. Schrift entsprechend, auch schon nach dem alten Testament.[1] Gott erscheint dort sogar mitunter in gewissem Sinne abhängig von den Bitten solcher Menschen, die seinen Geist in hohem Grade haben, indem er ihnen zuerst befiehlt, nicht weiter für etwas zu bitten, wenn er es ihnen nicht gewähren kann und will.[2] Das ist auch der einzige Wert und Sinn der sog. „Fürbitte", mit welcher die frommen Leute mitunter viel freigebiger sind, als mit ihrer sonstigen Hilfe.[3] Sie nützt gar nichts,

[1] Ev. Joh. XV, 7; XVI, 24.

[2] Jeremias VII, 16; XI, 14; XIV, 11; XV, 19—21. I. Sam. XVI, 1. V. Moses III, 26. Hesekiel III, 17. 18. 26. 27. I. Joh. IV, 6; V, 16. Römer VIII, 14. 26.

[3] Jakobus II, 16 kennt das bereits. Man muß sich daher auch nur mit Vorsicht „in die Fürbitten empfehlen"; das würdigt eine große Sache nur herab, wenn es auf beiden Seiten zu einer bloßen Redensart wird. Ebenso bitten viele Menschen täglich um etwas, was sie gar nicht haben wollten, wenn es wirklich käme, und es ist eine

wenn sie von Solchen kommt, die selber kein Gehör bei Gott haben. In diesem Falle ist das Sprichwort wahr „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott"; suche selbst offenen Verkehr und Zugang bei ihm, dann wird Gott seinen Knechten von selber befehlen, was sie dir zu sagen und zu thun haben,[1] ohne daß du im geringsten nötig hast, sie darum besonders anzusuchen.

Noch eines endlich, mein lieber Leser, bevor wir uns — diesmal auf immer — trennen: Zum Vorwärtskommen gehört Unangenehmes; wenn du höher hinauf willst, als die große Menge, so mache dich zum Leiden bereit. Das ist die trockene, etwas nüchterne Übersetzung der pathetischeren Worte Christi: Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich. Diese haben wir seit früher Jugend mehr als genug gehört und später noch öfter vielleicht gelesen; aber es macht uns das, wie alle zu bloßer Theologie gewordenen Worte der Bibel, keinen rechten Eindruck mehr, solange es nicht in die Sprache des alltäglichen Geschehens zurückübersetzt wird. Vielleicht verstehen wir es also besser, wenn wir die dogmatischen Worte „Kreuz" und „Nachfolge" ganz beiseite schieben und einfach sagen: Wenn du wirklich innerlich

große Geduld Gottes das anzuhören. Wir würden es kaum thun. Im Übrigen hat das Wort „Gebet" und „beten" in der deutschen Sprache einen unangenehmen formalen Sinn angenommen, man versteht gar nicht mehr bitten darunter.

[1] II. Kön. XX, 4. II. Sam. VII, 4; XII, 1. 13. 14; XXIV, 13. Jeremias XXXI, 31—34.

höher hinauf willst, als bisher, und als die Großzahl der Menschen überhaupt, so mußt du, neben Anderem, auch Unangenehmes in größerer Fülle erleben, als sie, und mußt es dann, wenn es kommt, nicht ausweichen wollen, sondern verständig benutzen und überwinden. Gott mußte es dir schicken; er kann keine geistig höher stehenden Menschen erzielen ohne das.[1]

Also sei zuerst dankbar, wenn es dir begegnet; dann frage, wozu es wohl gut sein soll, was du sicherlich bald entdecken wirst, wenn es dir ernst damit ist, es zu verstehen, und nicht bloß es auszuweichen. Hierauf folge ohne viele Umstände und Klagen diesem Weg; das wird dich sicherlich viel weiter, und schneller weit bringen, als alle anderen Studien und Übungen.

Das ist der kürzeste Weg höher hinauf. In diesem Falle braucht es dazu gar nichts weiter, als einfaches Vertrauen auf Gottes Führung und all das komplizierte Studium von vielen Regeln, welche den schmalen „Pfad der Tugend" gegen die anstoßenden Irrgärten der Welt abgrenzen sollen, fällt als überflüssig dahin. Fest an Gott glauben und diesen Glauben beständig, Tag für Tag, zu brauchen genötigt sein, so daß er nie bloß ein dekorativer Besitz werden kann, das führt am raschesten aufwärts. Daher kommt oft plötzlich bei den Gebildetsten, welche den Sieg über alles Irdische lange auf den viel-

[1] Das meint wohl auch der Prophet Amos in dem Worte IV, 6—12. Vgl. das Lied von Herrnschmidt, Nr. 645 der Brüdergemeinde. Jesaias XXXIII, 14; XLVIII, 10; L, 11. Eph. II, 3. I. Sam. VI, 20. Diese Katharsis geht eben durch Leiden.

verschlungenen Gelehrtenpfaden gesucht haben, die seit Jahrtausenden das Wesen der Religionswissenschaft im gelehrten Verstande ausmachen, ein einfaches Wort aus Jugendtagen wieder in Erinnerung, das sie besser, als alles ihr bisheriges Denken und Wissen zu dem Überwinden geschickt macht, um das es sich eigentlich handelt:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Not und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut."

II.

Es ist nicht gerade wahrscheinlich, wenigstens für die weitaus größte Zahl der Menschen nicht, daß das „höher hinauf" vor dem Alter kommt; es ist vielmehr ganz eigentlich ein Privilegium der grauen Haare.[1] Die Jugend hat noch mit der „lonza leggiera" Dante's[2] zu

[1] Ausnahmen kommen allerdings auch vor. Die h. Katharina von Siena „sexu femina, ingenio vir" starb mit 29 Jahren, unser Herr selbst mit 33; aber diese Bevorzugten haben eine andere Lebensuhr, die Reife beginnt bei ihnen viel früher als bei andern Menschen, und die natürlichen Stufen des inneren Fortschrittes folgen sich rascher als gewöhnlich. Aus dem gleichen Grunde ist auch ein hohes Alter nicht immer ein Zeichen besonderer Huld, sondern weit eher der Geduld Gottes, die immer noch auf Frucht wartet und Zeit dazu gewährt. Die grauen Haare werden auch nicht alle „mit Ehren" erworben und getragen, und vollends nicht die Kahlköpfe.

[2] Inferno I, 31. Ev. Joh. V, 44; VI, 14. 15.

viel zu thun und dem männlichen Alter tritt der Löwe Ehrgeiz und Thatendurst noch zuweilen „mit erhobenem Haupte“ in den Weg, wenn es nach dem Höchsten trachten will.

Aber wenn das unverkennbare Gefühl des Alters über den Menschen kommt, dann ist es Zeit, sich von vielem loszumachen und statt dessen ein neues großes Ziel, das sich allein noch für diesen letzten Lebensabschnitt eignet, in's Auge zu fassen, ansonst man entweder dem Zorn, oder dem Pessimismus, der mit einem Abnehmen des richtigen Urteils über Menschen und Dinge verbunden ist,[1] oder den verächtlichen Versuchen, den letzten Lebenshauch noch zum Lebensgenuß zu verbrauchen, rettungslos anheimfällt.[2]

Es kommen freilich, wie schon oben gesagt, auch mitunter noch Zeiten, in denen es nicht recht vorwärts geht, nicht bloß nicht höher hinauf, sondern überhaupt nicht, in denen uns alle diese Gedanken wie abhanden gekommen sind und wir selbst an der besten Lektüre, und ebenso an menschlichem Worte, Predigt, Gebet, oder dergleichen keinen Geschmack finden können. Woher diese Stimmungen kommen, wissen wir nicht in allen Fällen. Oftmals sind es auch rein zufällige, körperliche Ursachen, die sie veranlassen, mit deren Hinwegfallen, einem Ausruhen, einem Gang in frische Luft, einer ge-

[1] Schopenhauer ist ein solches Beispiel; alternde Dichter fallen hingegen nicht selten noch einer zu späten und ihrer nicht würdigen Erotik anheim, wenn sie nicht den tieferen Gehalt Dantes, oder Tennysons besitzen.

[2] Vgl. darüber „De Senectute“ 1897.

eigneten medizinischen Behandlung sie aufhören. Immer ist es aber nicht der Fall. Dann hilft dagegen weder ein sich zwingen zum lesen oder beten, noch ein geistlicher Verkehr mit Menschen; die kirchliche Liturgie, die uns sagt: „Erhebet euere Herzen zu Gott und betet mit Andacht", beweist vielmehr nur die sehr geringe Menschenkenntnis ihrer Verfasser; das können die gedrückten und versuchten Menschen eben nicht. Das einzige Mittel ist dann vielmehr irgend eine gute Handlung, wenn sie auch nur in einem Entschlusse, einer Entsagung, einer Vergebung bestünde; aber es muß eine thatsächliche Aktion sein.[1] Dann verschwindet mitunter die kühle, oder mutlose, oder bittere Stimmung wie der Nebel vor der Sonne; das Herz weitet sich wieder, der Geschmack für das Höhere und Bessere kehrt zurück, und was man vielleicht kurz vorher nicht lesen konnte oder mochte, gewinnt wieder einen Einfluß auf unser Gemüt. Und was das Beste ist, das ist ein Mittel, das stets zur Hand ist; denn Gelegenheiten zu einer guten Handlung gibt es immer genug und Jeder hat sie in seinen allernächsten Verhältnissen. Ja man kann vielleicht sagen, es war der Sinn und die Bestimmung dieser sonst unerklärlichen und unerfreulichen Stimmung, uns zu etwas aufzufordern, dessen wir im Sonnenschein des Vorwärtskommens gar nicht gedacht haben würden.

[1] Es muß dem Bösen, das uns noch immer seine Macht beweisen will, ins Gesicht abgesagt sein und zwar thatsächlich, durch eine Handlung, nicht durch bloße „Vorsätze", die leicht widerruflich oder umgehbar sind. In diesem Sinne ist das Wort Fausts wahr: Der Anfang alles Guten ist nicht das Wort, sondern die That.

Sodann muß man überhaupt beginnen vorwärts zu schauen, ja nicht rückwärts; das macht das Alter nur lästig für Andere und traurig für sich selbst.

Bis zum letzten Hauch des Lebens geistig frisch und thätig zu sein, um zuletzt „in den Stiefeln" zu sterben, das ist der richtige Verlauf eines wohlgeordneten Alters und der wünschenswerteste Ausgang des Menschenlebens überhaupt.[1]

In dieser Periode wird dann manches ganz leicht, was früher sehr schwer erschien; der Geist selbst wird freier, vom Körper unabhängiger, durchsichtig klarer (so ungefähr wie in der Abendbeleuchtung alles erscheint) und durch Erfahrung gereifter, während der Leib allmählig seine Kraft und seinen Einfluß einbüßt, wie um „ad oculos" zu demonstrieren, daß der geistige Teil des Menschen nicht eine bloße Funktion des Körpers sei.[2] Es gibt keinen

[1] Einfache und arme Leute haben das gewöhnlich aus Notwendigkeit; die „Kapitalisten" und „Rentiers" dagegen berauben sich selbst dieses allein ehrwürdigen und innerlich befriedigenden Alters; die größten Thoren ziehen sich sogar schon vor dem Alter in dieses Greisenspital zurück und verbringen ihr Leben in Kurorten, gewöhnlich sogar ohne Gesundheit zu finden, die nur aus der Arbeit folgt.

[2] Die biologische Wissenschaft sagt uns, daß sich das ganze körperliche Wesen des Menschen alle sieben Jahre vollständig verändere, indem an die Stelle der abgenutzten Bestandteile neue treten. Wir haben also in unserem Erdenleben schon eine Anzahl von körperlichen Toden und Wiedererstehungen durchgemacht, und jedes Einschlafen und Wiedererwachen ist dem Gefühle nach ein solcher Vorgang, immer aber ist in aller dieser „Erscheinungen Flucht" unser geistiges Ich unzerstörbar und sogar unveränderlich geblieben. Wenn dasselbe also schon jetzt den jeweiligen Körper überdauert

besseren Beweis gegen die materialistischen Theorien, als ein freudiges, arbeitsames Greisenalter, freilich auch umgekehrt.

Kommt dann zuletzt der Tod, weshalb sollte er für solche Leute „der König der Schrecken" sein? Oder das widerliche Gerippe der Totentänze? Er wird vielmehr nach der schönen antiken Darstellung als ein ernster, ruhiger Jüngling erscheinen, der das Verbindende zwischen Geist und Körper mit zarter Hand löst und den befreiten Geist durch Schlaf in ein Dasein hinüberführt, das ihm schon längst nicht mehr ein „unbekanntes Land" ist,[1] in dem er vielmehr in Gedanken schon oft geweilt hat, wenn er das „excelsior" kennt. Bei sehr guten Menschen kommt es

und seine Dekomposition nicht mitmacht, so scheint das ein fast physikalischer Beweis für die Möglichkeit einer Unsterblichkeit und jedenfalls ein sicherer Gegenbeweis gegen die materialistische Anschauung zu sein, die in dem Geist bloß eine Funktion der körperlichen Bestandteile erblicken will. Der Übergang von einem solchen Leben, wie es zuletzt sein kann, zu dem künftigen ist nicht größer, als der von einem Tage durch eine im Schlaf zugebrachte Nacht zu dem andern. „Death, so called, is a thing which makes men weep and yet a third of life is passed in sleep." (Byron.)

[1] Nach dem an sich schönen Liede von Salis „Das Grab", das auch nicht den rechten Geist des Alters hat. Viel schöner ist das Lied Nr. 1152 der B. G., mit dem die liebliche Christine, die erste Gattin Jung-Stillings starb, oder die Verse aus dem 17. Jahrhundert:

„Die noch auf Erden wallen in irrtumsvoller Zeit
Vermögen kaum zu lallen von froher Ewigkeit.
Viel besser wohlgestorben, als in der Welt gelebt,
Die Schwachheit ist verdorben, worinnen ich geschwebt.

sogar nach glaubwürdigen Zeugnissen vor, daß sie schon hier, vor dem Tode, einen gewissen Einblick in den zukünftigen Zustand bekommen, der fast ein *Sehen* desselben ist.

Was mit den Andern geschieht, das wissen wir nicht, und selbst die h. Schrift ist darüber nicht gesprächig und sogar nicht ganz ohne Widerspruch.[1] Jedenfalls kann es nichts Gutes sein; denn *ihr* Leben, wie sie es auf Erden bis zuletzt geführt haben und allein zu führen im stande sind, kann eine Fortsetzung vernünftigerweise nicht haben, und *daran* glaubt auch in der That eigentlich *Niemand*. Die meisten begnügen sich daher mit einem ängstlichen Vermeiden aller solcher Gedanken und Gespräche, womit aber — bei der Unvermeidlichkeit der früher oder später eintretenden Thatsache des Ablebens — ebensowenig geholfen ist als mit der sprichwörtlich gewordenen Weisheit des Straußes. Für diese ist der Tod der Jäger, der mit

---

Drum soll mir gar nicht grauen, wenn mein Gesicht vergeht,
Ich werde dennoch schauen, der mir zur Seiten steht,
Du wirst den Stein schon rücken, der einst mein Grab bedeckt,
Dann werd ich den erblicken, der mich vom Tode weckt."

[1] Vgl. darüber den Aufsatz „Transcendentale Hoffnung" im „Glück", II. Teil. Das Sicherste ist Joh. XI, 25. 26. Darauf verlassen *wir uns*; die Bösen dagegen werden das haben, was sie hier verwirklichen wollten. Im Übrigen können wir den Gedanken einer „Ewigkeit" nicht fassen und ein amerikanischer Schriftsteller sagt mit Recht, es liege darin etwas der Verzweiflung ähnliches. „The thougt of life that ne'er shall cease has something in it like despair." Jedenfalls wäre ewiges Leben ohne Gott die größte Verdammnis, die denkbar ist.

unerbittlichem, festem Blick dem in der Falle gefangenen verzweiflungsvollen Tiere sich nähert,[1] oder der häßliche Possenreißer Holbeins, der Leute zum Tanz mit ihm auffordert, denen es gar nicht um dieses Tanzen zu Mute ist.

Auch die „Unsterblichkeit", die etwa nur darin bestehen soll, daß der „große Name"[2] eines Menschen, oder irgend ein Werk desselben fortlebt, ohne daß der Träger dieses Namens jedoch das geringste davon weiß, hat offenbar keinen Wert. Es könnte derselbe ja höchstens darin bestehen, daß Jemand, bei Lebzeiten vorschauend, also in der Phantasie,

---

[1] Tennyson:

„Then Enid in her utter helplessness
Sent forth a sudden sharp and bitter cry
As of a wild thing taken in the trap,
Which sees the trapper coming through the wood."

Bei allen höher gebildeten Menschen *ohne* Glauben und Hoffnung ist der Tod über die Maßen traurig. Es ist ein allmähliges rettungsloses Versinken; eine Fähigkeit nach der anderen geht unter und endlich schließt sich der Abgrund ganz, um dann noch mit einigen dürftigen Blumen bedeckt zu werden, die das Grauen vor einem solchen Ausgang eines reichbegabten Lebens nicht verbergen können, während mancher viel weniger Begabte sein Dasein tief dankbar mit den Worten Psalm XXXI, 6 abschließen kann. Vgl. Lied 1159, Vers 4 und 138, Vers 5 der Brüdergemeinde. Franz von Assisi starb mit den Worten des 142. Psalms, Vers 8. Die Sängerin Jenny Lind sagt von einem solchen das tiefwahre Wort: „Ich sehe in seinem Antlitz die Züge und den Ausdruck eines Andern; Christi Schatten ist auf ihn gefallen."

[2] Schiller in den Worten des Neoptolemos; Achill selbst widerlegt ihn schon in der Odyssee, indem er erklärt, er wollte lieber ein Bettler am Licht, als ein Held und König im Schattenreiche sein.

diese künftigen Ehren genösse, etwas, was schwerlich viel Befriedigung in sich trägt, wie es übrigens auch große Beispiele des Altertums und unserer eigenen Zeit ganz zur Genüge zeigen. Und doch ist es der ärmliche Trost so vieler Berühmtheiten, die ihr Leben dem Schattenbild des Ruhmes in Staat, Kunst, Industrie, oder Wissenschaft geopfert haben, ohne jemals darüber hinaus in eine Zukunft zu blicken, in der nichts von ihrem Eigenen Geltung behält, sondern nur andere Eigenschaften in Frage kommen.

Es gibt eben kein Drittes, sondern entweder Fortleben, das aber nur möglich ist auf Grundlage eines irdischen Daseins, das den wesentlichen geistigen Gehalt und die Art dieser Zukunft bereits in sich getragen hat, oder Vernichtung, sei es sofortige, oder allmählige, durch Hinabsinken in einen noch düstereren Zustand, als den des Altwerdens derjenigen, die „keine Hoffnung haben."

Wenn es daher wahr ist, daß Weisheit des Alters vornehmste Eigenschaft und Gabe ist, so kann dieselbe weder in gezwungener Resignation aus Mangel an Lebenskraft, noch in fruchtlosem Rückblicken auf unwiederbringlich Vergangenes, am allerwenigsten in ohnmächtiger Empörung und Bitterkeit gegen ein bloß mühseliges und im Grunde sinnloses Dasein bestehen, das mitleidslose Götter den Sterblichen auferlegen, während sie selbst in ebenso sinnloser ewiger Herrlichkeit an goldenen Tischen tafeln und gleichgültig auf die Erdenwürmer unter ihnen herabsehen. Das ist alles vollständiger Widersinn, und die befreiendste

That des Christentums, neben der Aufhebung von Schuld und Sorge,[1] ist es, daß es diese antiken Götter auf immer von ihren Thronen gestürzt und ein liebendes Wesen, einen gnädigen Herrn der Welt, als den allein wahren Gott erkannt hat.[2]

Die letzte Periode unseres Erdenlebens muß nicht ein Niedergang, sondern ein Aufstieg zu einer weit höheren Existenzmöglichkeit sein, wenn das ganze Leben einen Sinn gehabt haben soll. Das ist auch das unfehlbare und untrügliche Urteil über dasselbe, das jeder Altgewordene selbst aussprechen muß und wogegen keine Revision stattfindet.

Dann aber gibt es bei Beginn der Altersperiode nur noch einen wahrhaft vernünftigen Gedanken, einen menschenwürdigen Entschluß und einen Weg zum Glück: Excelsior!

* * * *

[1] Vgl. den Aufsatz „Schuld und Sorge" in Glück II.

[2] Wie man in dieser antiken Vorstellungswelt noch heute seine ganze Befriedigung suchen, oder sogar das buddhistische Nirwana dem Christentum vorziehen kann, ist nur zu begreifen durch die völlige Unkenntnis des letztern, in der sich manche selbst der bedeutendsten Leute befinden.

Hinauf, hinauf und immer weiter,
Bis bald dem Blick die Erde ganz entschwindet,
Und sich am Ende dieser Himmelsleiter
Der Seele Sehnsucht ganz gestillt empfindet.

Es winkt bereits der schöne Himmelsgarten,
In dem Vorangegang'ne dich erwarten;
Schon öffnet sich der Blick in große Weiten,
Dahin ihr leichter Fuß dich wird geleiten.
Es ist der letzte Schritt nur noch zu machen,
Dann wirst du aller Erdensorgen lachen;
Weitab liegt jedes Leid in Nebelferne,
Und Sonnen sind der Erde kleinste Sterne;
Der Geist blickt schrankenlos durch alle Zeiten,
Und aufgehellt sind alle Dunkelheiten;
Alltäglich wird das Licht geweihter Stunden,
Was Ahnung war, wird wirklich nun empfunden;
Es blieb das laut're Gold des Erdenguten,
Die Schlacken sind verzehrt von Feuersgluten;
Versuchung kann dich ferner nicht erreichen
Und vor der Liebe Kraft muß alles weichen;
Was krank war wird auf immer nun gesunden,
Und was verloren war wird neu gefunden;
Der Erdenschwere bist du bald enthoben
Und kannst ein Sieger dann den Sieger loben;
„Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide,
Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude."

Glück, Erster Teil.

Inhalt:

1. Die Kunst des Arbeitens.
2. Epiktet.
3. Wie es möglich ist, ohne Intrigue, selbst in beständigem Kampfe mit Schlechten, durch die Welt zu kommen.
4. Gute Gewohnheiten.
5. Die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichts.
6. Die Kunst, Zeit zu haben.
7. Glück.
8. Was bedeutet der Mensch, woher kommt er, wohin geht er, wer wohnt über den goldenen Sternen?

Glück, Zweiter Teil.

Inhalt:

1. Schuld und Sorge.
2. „Tröstet mein Volk."
3. Ueber Menschenkenntnis.
4. Was ist Bildung?
5. Vornehme Seelen.
6. Transcendentale Hoffnung.
7. Die Prolegomena des Christentums.
8. Die Stufen des Lebens.

Lesen und Reden.

Zwei Vorträge von Prof. **Dr. C. Hilty.**

Ueber das Lesen.

Offene Geheimnisse der Redekunst.

Princeton Theological Seminary Libraries
1 1012 01246 8262

DATE DUE

FACULTY

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.

Huber & Co. Buchdruckerei in Frauenfeld